This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

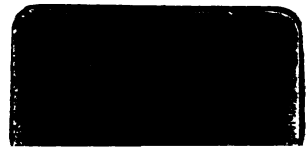
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

P5364
GL 63.365.10

Harvard College Library

FROM

Francis H. Fobes



Ueber

homerische Poesie.

Beiträge zu deren Charakteristik

von

Dr. Albert Bischoff,

Lehrer an der k. b. Studienanstalt Schweinfurt.

Erlangen.

Verlag von Andreas Deichert.

1875.

Gh 63.365.10

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF
FRANCIS H. FOBES
AUG 30, 1921

C. Fr. Meyer'sche Buchdruckerei (Löper & Schaff) in Weissenburg.

Meinem Vater,

J. Albrecht Bischoff,

Pfarrer und Dekan zu MarktErlbach in Mittelfranken,

dem treuen Freund der Alten,

zum

siebenzigsten Geburtstag.

Vorwort.

„Ohne die, welche den Homer gelesen — so schrieb ein geachteter Gelehrter, freilich bald nach 1848 — wird Deutschland nimmer einig. Durch sie — — muß es einig werden." Wie übertrieben dies auch sei — zunächst wäre ja zu fragen, ob denn die Griechen selbst, bei welchen doch Homer ungleich populärer war als er unter uns je sein wird, durch ihn einig geworden? — so kann doch über das immerhin Begründete solcher Meinung kein Zweifel sein, auf alle Fälle aber beweisen Aeußerungen dieser Art — denn es giebt ja noch zahlreiche ähnliche zu verzeichnen — welche Begeisterung die Beschäftigung mit den homerischen Dichtungen einzuflößen vermag. Ob auch in der vorliegenden Arbeit etwas von solcher Begeisterung wird zu spüren sein, — ich weiß es nicht, auch bietet ja die Freude des Arbeiters an seiner Thätigkeit keine unbedingte Bürgschaft für deren Werth; wenn es jedoch überall nicht nur schöner sondern auch besser sein wird eine Arbeit mit Freuden zu thun als mit Seufzen, so ist zu hoffen, daß man diesen Versuch — ich sage nicht gelungen, aber doch nicht völlig verfehlt wird nennen dürfen.

Zum wenigsten wird mir das vorausgeschickte Bekenntniß zur Entschuldigung dienen in einem Punkt, über den ich mich zunächst auszusprechen habe. Nachdem ich nämlich vor einigen Jahren eine Arbeit über Horaz zu veröffentlichen angefangen (horaz. Lyrik, 1. Heft. Schaffhausen, Fr. Hurter 1872.), kann

ich füglich darüber zur Rede gestellt werden, warum ich Neues in Angriff nehme, ehe ich das Angefangene vollendet. Die Sache ist jedoch so, daß ich mich mit Homer weit länger und früher schon als mit Horaz beschäftigt habe, und da ich nicht wissen kann, ob es mir vergönnt sein wird, beides noch zu vollenden, so wollte ich doch lieber dieses thun als jenes. Die frühere Arbeit ist also keineswegs aufgegeben, im Gegentheil wird hoffentlich der Fortsetzung theils die Länge des Zwischenraums theils besonders die durch gegenwärtige Arbeit erworbene Uebung und Erfahrung zu Gute kommen.

Beide Arbeiten sind jedoch so ähnlich, daß ich es nicht umgehen kann, hier noch mehrfach auf jene zurückzuweisen, schon um dem Vorwurf vorzubeugen, daß ich mich durch Beurtheilungen nicht belehren lasse. Wie ich nämlich vorausgesehen, hat meine Methode des Analysirens eine sehr verschiedne Aufnahme gefunden. Die Einen fanden diese weitläufigen Analysen völlig nutzlos; wozu das alles schreiben, was ja jedermann von selbst sehe? eine Meinung, die ich freilich im Voraus widerlegt hatte. So fand z. B. Fritzsche im Philol. Anz. IV. 11. 561 f. das Beste in den angehängten Bemerkungen über Sprachgebrauch u. dgl., während er von den Analysen ziemlich geringschätzig sprach, obwohl er auch darin glaubte mir einiges poetische Verständniß zuerkennen zu müssen. Richtiger haben Andre, Dr. Weishaupt in der Allg. L. Z., A. E. in den Münchner Gymnasialblättern 1873. S. 68 ff. und Θ. (Th. Hug in Zürich) in der Schweiz. Bibliogr. 1873. 6. die Analysen für das Beste erklärt, wenn auch mit mancherlei Einwendungen gegen die Ausführung doch die Methode durchaus anerkennend. Ich bin denn auch nicht bloß wegen der Mehrheit der Stimmen, obwohl durch sie erfreut, sondern vor Allem aus innerster Ueberzeugung derselben treu geblieben. Weil dieselbe jedoch noch lange nicht allgemein gebilligt ist, will ich, wie schon früher, wieder er-

innern, daß dieſelbe keineswegs neu, daß ſie ſogar ſchon bei den Alten zu finden iſt, wie Jeder aus den Scholien wiſſen kann. So lautet Schol. L. zu Il. I, 9: *βασιλῆι: καλῶς οὐκ Ἀγαμέμνονι ἀλλὰ βασιλεῖ φησιν, ὡς οὐδὲν ὀνίνησι τύχη τοὺς περὶ τὸ θεῖον πλημμελήσαντας.* BL zu I, 23: *ἱερῆα · ὡς τιμῶντες μὲν οὗτοι ἱερέα καλοῦσι λέγοντες ὡς ἐχρῆν τὸν ἱκέτην μετ' αἰδοῦς δέχεσθαι · ὁ δὲ καὶ γέροντα αὐτὸν ὀνομάζει.* Zu v. 26: *γέρον · τὸ τοῖς ἄλλοις αἰδέσιμον γῆρας ἐπ' ὀνείδει προβάλλεται.* Zu v. 33. *καὶ ἐπείθετο μύθῳ: ἀντὶ τοῦ οὐκ ἀντέπρασσε. διδάσκει δὲ ὁ ποιητὴς εἴκειν ταῖς ὑπεροχαῖς. οἰκείως δὲ τὸν ἠτιμασμένον καὶ φοβούμενον γέροντα καλεῖ καὶ οὐχ' ἱερέα, πλέον οἰκτιζόμενος.* Zu v. 90: *οὐδ' ἧν Ἀγαμέμνονα εἴπῃς: ὁ τρόπος ὑπερβολή. ὃ δεδιὼς ἔσκεπεν ὁ μάντις, τοῦτο θαρσύνων ἀπεκάλυψεν Ἀχιλλεύς. οὐχ ὑβριστικῶς δὲ εἴρηται, ἀλλὰ φιλοφρόνως, ὡς ἂν ἐπιτρέποντος καὶ τοῦ βασιλέως τοιαύτην ἀσφαλῆ ποιεῖσθαι ἐγγύην. τῇ δὲ ὑπερβολῇ θεραπεύει τὸν Ἀγαμέμνονα* (eine Bemerkung, deren Beachtung Nägelsbach vor ſeiner irrthümlichen Auslegung bewahren konnte). BLV zu 322: *ἔρχεσθον κλισίην · ὑβριστικὸν τοῦτο · οὐ γὰρ ἐντυχεῖν Ἀχιλλεῖ κελεύει, ἀλλ' ὡς ἑαυτοῦ οὖσαν (ὡς κενῆς οὔσης τῆς σκηνῆς* VL) *ἄγειν κτλ.* und ſo viele Stellen, die zu den gewöhnlich weniger beachteten gehören. Mit derſelben Methode hat auch Leſſing ſeinen Homer geleſen, und ihr danken wir manche ſeiner ſchönſten Bemerkungen, wie zu Il. VII, 427: *οὐδ' εἴα κλαίειν Πρίαμος μέγας* (Laokoon I.). „Er verbietet ihnen zu weinen, ſagt die Dacier, weil er beſorgt, ſie möchten ſich zu ſehr erweichen und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieſes beſorgen? warum ertheilet nicht auch Agamemnon ſeinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters gehet tiefer. Er will uns lehren, daß nur der geſittete Grieche zugleich weinen und tapfer ſein könne, indem der ungeſittete Trojaner, um es zu ſein, vorher alle Menſchlichkeit erſticken müſſe.“ Wobei wir nur freilich jetzt die damalige Ausdrucksweiſe: der

Dichter will uns lehren (wie oben διδάσκει ὁ ποιητής) in Abzug bringen müssen. Daß in ähnlicher Weise Nägelsbach, Lehrs über das Prooemium der Odyssee, A. Weidner im Kommentar zur Aeneide und hie und da auch andre Erklärer verfahren, habe ich gleichfalls früher schon erinnert. Aber der Unterschied ist freilich der, daß jene nur etwa alle 10—20 Seiten einmal, „von Station zu Station", eine solche Bemerkung einstreuen und im Uebrigen das Füllhorn ihrer grammatischen, historischen und literarischen Gelehrsamkeit ausgießen, während ich grundsätzlich und konstant so verfahre. Doch wenn so Viele ausschließlich auf die grammatische Exegese sich beschränken, warum soll es nicht erlaubt sein, auch einmal ausschließlich die Analyse anzuwenden? warum soll immer, was in zahlreichen andern Büchern steht, mitgeschleppt werden, wie die Fragen über das χθιζά τε καὶ πρωΐζ' oder das Ἑλένης ὁρμήματά τε στοναχάς τε u. Ä.? Ich bekämpfe ja nicht die andre Exegese, ja bin selbst gerne bereit daran mitzuarbeiten*); denn es sind nicht zweierlei Methoden, von welchen man die eine oder andre wählen muß; sie gehen nicht nebeneinander, sondern nacheinander. Die grammatische und historische ist die nothwendigere, gewiß, sie muß unbedingt vorangehen; erst dann kann die andre, die Analyse, folgen, mit welcher man dann aber noch Vieles findet, auf welches wir durch die erste Interpretation nimmermehr gekommen sind.

Aber der Hauptanstoß ist noch ein andrer. Er betrifft — und ich war mir dieses Mangels im Voraus bewußt (s. Vorw. zur horaz. Lyrik) — weniger die Methode selbst als die Breite der Ausführung, die denn auch alle Recensenten mit Recht getadelt haben. Bemerkenswerth war mir aber

*) Es wäre nicht schwer gewesen, dieser Schrift eine Reihe exegetischer Bemerkungen anzuhängen; da dieselben jedoch durch die Tendenz dieser Arbeit nicht erfordert werden, also nur äußerlich mit ihr zusammenhängen würden, schien es richtiger sie einer andern Gelegenheit vorzubehalten.

dabei, daß einer derselben meine kritischen Bemerkungen „bündig" genannt hat. Schon dies läßt vermuthen, daß der Fehler nicht am Schreiber allein liegt; er liegt vielmehr wenigstens zum guten Theil, wie leicht zu sehen, an der Schwierigkeit der Sache. Wo ein Beweis zu führen ist, ob diese oder jene Bedeutung eines Wortes, diese oder jene Konstruktion vorzuziehen sei, ist es nicht eben schwierig, die Gründe kurz und knapp vorzutragen; anders hier, wo ja nichts zu beweisen, sondern nur zu weisen, wo aufmerksam zu machen ist, wie dies und jenes bedeutsam und wie der Dichter diesen und jenen Zug ausgeführt; hier läßt sich nicht so leicht die Grenze festsetzen, weil auch das zu erreichende Ziel nicht fest zu bestimmen ist. Außerdem mag noch Eines bedacht werden. Lachmann hat geäußert, zu kritischen Untersuchungen bedürfe er besonders gute Stunden, sie könne er nicht wie andre Arbeiten zu jeder beliebigen Zeit vornehmen. In noch höherem Grade gilt dies, wie mir scheint, von Analysen, wie denn auch Lehrs seinen Aufsatz über das Prooemium der Odyssee einem besonders günstigen Augenblick zu verdanken erklärt hat. Die Thätigkeit, die hiezu erfordert wird, ist ja eine derjenigen des Dichters selbst verwandte. Also wird einige Nachsicht billig sein, wenn nicht Alles eines Jeden Geschmack befriedigt. Etwas gereifter werden hoffentlich einige Stücke der folgenden Analysen gefunden werden.*) Eines aber habe ich von der früheren Weise aufgegeben, das Bestreben nämlich, den Inhalt der Analysen nachträglich zu schematisiren, ein Punkt, welchen der Recensent A. E. mit Recht getadelt hat, wobei er nur übersah, daß ich diesen selbst schon für den schwächsten erkannt hatte. Denn wenn ich ihm auch darin nicht beistimmen kann, daß die Ka-

*) Nur möge man nicht sogleich nach einem einzelnen Stück urtheilen, also auch die Analysen zur Odyssee nicht übersehen, die des Versuchs wegen kürzer gefaßt sind. Ueberhaupt bezweifle ich nicht, daß man die Sache besser machen kann, aber man thue es doch!

tegorieen des Subjektiven und Objektiven ganz und gar nichts mit der Poesie zu thun haben, so will ich doch gerne zugeben, daß sie die Sache lange nicht erschöpfen. Im Epos vollends und im Drama sind und bleiben die Charaktere die Hauptsache, und da läßt sich nicht schematisiren.

Wenn oben schon erklärt wurde, weshalb die Veröffentlichung dieser Arbeit der Vollendung der früher begonnenen vorhergeht, so ist nun noch ein Umstand hinzugetreten, der mich dazu verpflichtet. Ich habe ein paar kritische Aufsätze über Homer geschrieben, von deren Inhalt ich freilich noch überzeugt bin und, wenn ich mich nicht sehr täusche, auch bleiben werde; aber ich möchte nicht, daß sie das Einzige oder doch Bekannteste bleiben, was ich über Homer öffentlich ausgesprochen, ich möchte nicht nur auf das Unechte und Unschöne in der uns erhaltnen Gestalt dieser Dichtungen, ich möchte auch auf das Echte und Schöne hingewiesen, nicht bloß Tadel sondern vielmehr Bewunderung an den Tag gelegt haben. Und zwar keineswegs aus Reue, sondern weil letzteres von Anfang an meine Absicht, mein Ziel gewesen ist. Denn die Sache verhält sich so, daß nicht jene kritischen, sondern diese, die analytischen Arbeiten, die früheren sind. Seit mehr als zwanzig Jahren durch die Bekanntschaft mit Homer beglückt habe ich seit lange wenn auch mit vielen Unterbrechungen immer darnach gestrebt, das Wesen der homerischen Poesie zu erfassen und in die Erkenntniß ihrer Schönheit tiefer einzudringen. Die Frage nach dem Ursprung, die sog. „homerische Frage", war mir nie die Hauptsache, wenn sie mir auch nicht fremd blieb; ich war aber lange Unitarier, da ich immer von allgemeinen Gesichtspunkten ausging, vom Grundgedanken des Ganzen, der ja doch Einer sein und auf Einen Schöpfer zurückgehen müsse u. s. w. Ich bin also von Hause aus keineswegs Kritiker und habe es nie werden wollen. Da war es das Analysiren, welches ich durchaus nicht in kritischer Absicht

unternommen sondern nur um die Schönheit der Dichtung im Einzelnen zu verfolgen, wodurch ich auf die ersten Bedenken kam. Und wie diese sich mehrten, mußte ich doch endlich den eignen Wunsch opfern und vor den Thatsachen mich beugend mit F. A. Wolf zu dem Bekenntniß kommen: tota quaestio nostra historica et critica est, non de optabili re, sed de re facta. Potest fieri, ut novae ex illa difficultates nascantur, ut augeatur etiam admirabilitas rei: quid id ad nos? Amandae sunt artes, reverenda historia. Um so mehr aber, als der Glaube an die Einheit des Planes schwand, erkannte ich die Schönheit im Einzelnen. Während ich den Glauben an die Idee des Ganzen aufgab, fand ich hinreichenden Ersatz in der Betrachtung der Charaktere, in denen ich von da an das Wesentliche erkannte.

Bei weiterer Vergleichung stellte sich mir nun heraus, daß gerade die Stücke, welche Theophanien enthalten, theils meist schon von Andern verworfen, theils als mit dem Uebrigen schlecht harmonirend auszuscheiden seien. Gegen diese Ansicht ist mir zwar bis jetzt keine öffentliche Stimme zu Gehör gekommen, doch zweifle ich nicht daß sie wie alles Neue zunächst wenig Beifall finden wird. Daher hier nur einige Erläuterungen. Daß zuweilen der Beistand eines Gottes nur der poetische Ausdruck sein kann für die eigne That des Helden (wie wir etwa sagen: Gott stärkte seinen Arm), gebe ich zu; nur können doch nicht alle die weitausgeführten und — ich kann's nun nicht anders nennen — geschmacklosen Göttergeschichten so angesehen werden und mit der homerischen Ironie kommen wir auch nicht überall durch. Bedeutender ist der Einwand, daß gerade die Göttersagen das Alterthümlichste seien, wie denn im indischen und germanischen Epos die Göttergestalten das Ursprüngliche sind. Demgemäß ist anzunehmen, daß auch bei den Griechen die Göttersage und auch -dichtung die ältere ist, sowie die plastische Kunst früher Göttergestalten schuf als

Helden. Wohl; ich bestreite dies nicht. Wer sagt überhaupt, daß die homerische Poesie die älteste der Griechen gewesen? Viele Dichtungen und zwar Götterdichtungen mögen ihr vorhergegangen sein. Aber daraus folgt noch nicht, daß in der Heldendichtung die Göttergestalten von Anfang an solchen Raum einnahmen. Wie der Zusammenhang zeigt, stimmen jene Stücke nur schlecht mit dem Verlauf der Handlung, und sei es nun daß ältere Dichtungen sich eingeschoben oder jüngere Sprossen jener älteren Götterdichtung sich angefügt, soviel scheint mir doch wahrscheinlich, daß die Heldendichtung in ihrer Blüthe von diesem Beiwerk rein gewesen, daß dieses vielmehr, sei es nun an sich älteren Ursprungs oder, was mehr für sich hat, aus Reminiscenzen an Aelteres nachgebildet, erst allmählich die Heldendichtung erweitert habe.

Hiebei nur noch Eines. Ich habe mich sehr entschieden gegen alle Herstellungsversuche erklärt, einen Hauptgrund aber nicht genannt, weil ich es damals nicht für nöthig hielt. Wenn nämlich die gelehrten Kritiker so eifrig suchen, wo ein späteres Stück anfange und aufhöre und wie es ursprünglich müsse gelautet haben, so gehen sie von einem sehr unrichtigen Begriff von der Verskunst der Alten aus, indem sie meinen, die Nachdichter hatten große Mühe nur wieder den ursprünglichen Vers zu finden. Aber deren Gewandtheit im Gebrauch des Hexameters war sicherlich so groß (und zwar auch bei Nachdichtern und Rhapsoden, welche letztere wohl größtentheils selbst Nachdichter waren), daß es ihnen nicht schwer fallen konnte mit irgendwelchen Veränderungen und mit theilweise neuen Versen fortzufahren *). Was mich dazu führt, dies zu erinnern, ist

*) Allerdings — Stücke wie Il. I, 430—92. VII, 17 ff. u. a., die aus lauter Reminiscenzen bestehen, lassen nicht auf einen originellen Dichter schließen, aber weder darf es befremden, wenn auch der echte Dichter hie und da eine Reminiscenz nicht vermeidet, noch ist (und dies noch viel weniger) zu bezweifeln, daß auch Nachdichter Sprache und Vers leicht genug handhabten, um sich nicht immer mit Reminiscenzen forthelfen zu müssen.

nämlich eine Bemerkung von Nitzsch, welcher meint, der griechische Hexameter sei schwer zu bilden gewesen, schwieriger z. B. als die Nibelungenstrophe. Genau das Gegentheil ist aber der Fall. Man frage z. B. einen geübten Uebersetzer, wie Donner oder Minkwitz*), ob derselbe sich nicht bereit erklärt, jede beliebige Erzählung, sie sei so lange sie wolle, sofort aus dem Stegreif in Hexametern vorzutragen mit derselben Leichtigkeit, als ob er in Prosa spräche. Wenn aber der Hexameter auch in unserer ihm weniger homogenen Sprache so leicht zu behandeln ist, wieviel mehr im Griechischen! Dieser von den Gelehrten wohl zu wenig beachtete oder überhaupt nicht gekannte Umstand ist es, der mich gegen alle Herstellungsversuche einnimmt. Daher muß ich freilich, um gewissenhaft zu bleiben, darauf verzichten, bestimmen oder auch nur Vorschläge und Vermuthungen darüber aufstellen zu wollen, wie der Text ursprünglich möge gelautet haben.

Jedoch zwei Aeußerungen über die erste kritische Mittheilung (Philol. XXXII, 3. 568—70.) sind mir ja einstweilen zugekommen, die eine von H. Düntzer („homerische Fragen" S. 198 f.), die andre von E. Kammer („die Einheit der Odyssee 380 ff.). Während aber jener wenigstens eines meiner Bedenken über Il. I, 188—222 als wohlbegründet anerkennt und nur durch Streichung der vv. 211—14 heben kann, wogegen ich mir eine Erwiederung für einen andern Ort vorbehalte, gibt sich dieser überhaupt nicht die Mühe, meinen „Unsinn" zu widerlegen. Da er aber doch von mir Notiz genommen und fast meinen ganzen Aufsatz ausgeschrieben hat, als warnendes Exempel nämlich, hätte er wenigstens etwas gewissenhafter dabei verfahren sollen. Wenn ich gesagt habe, daß in der ursprünglichen Gestalt dem Streit der Fürsten eine Begründung nicht durchaus vorangehen mußte, so versteht er

*) Letzterer ist es, aus dessen eignem Munde ich diese Versicherung vernommen.

dieſes ſo, als „verwehre“ ich dem Dichter den Grund des Streites anzugeben! Wo habe ich denn ſolches geſagt? Behauptet und zu beweiſen geſucht habe ich nur, daß die Dichtung vom Streit ſchon beſtand, ehe die von der Peſt ſich gebildet hatte. Ob der Streit urſprünglich anders motivirt war oder überhaupt nicht motivirt (da ja er ſelbſt nur das Motiv des Folgenden ſein ſollte), dies bekenne ich nicht zu wiſſen. Und das ſoll heißen, ich „verwehre dem Dichter u. ſ. w.“! Ferner hatte ich am Schluß des Aufſatzes geſagt, daß ich für jetzt auf aeſthetiſche Einwürfe wie die eines atomiſtiſchen Verfahrens u. dgl. nicht eingehen könne, und geſchloſſen: wie es ſich auch mit dieſen Einwürfen (gegen mich) verhalte, ſoviel ſcheint ſicher zu ſein u. ſ. w. Hr. Kammer übergeht nun jenen Satz, wo ich von etwaigen Einwürfen geſprochen, und läßt unmittelbar auf die Aufzählung meiner Gründe den Schluß folgen: „Mag es ſich mit der Berechtigung ſolcher Einwürfe verhalten, wie es wolle“, worunter jedermann, der meinen Aufſatz nicht vor Augen hat, meine eignen Bedenken gegen die Stelle I, 188—222 verſtehen muß, alſo mögen meine Gründe berechtigt ſein oder nicht, ſoviel ſcheint aus ihnen hervorzugehen u. ſ. w. Ich dächte doch, wer ſich ſo wenig Mühe gibt die Worte eines Andern anzuſehen, dürfte mit dem Vorwurf der Leichtfertigkeit etwas behutſamer umgehen. Glücklicherweiſe kann ich ſolche Angriffe, ſeien ſie auch noch ſo beleidigend, ruhig ertragen, zumal da ich meine Anſichten, welche ich ja haben darf, immer nur ſehr zögernd ausſpreche und eben nur um ſie auch Andern vorzulegen, nie um ſie Jemanden aufzudrängen. Bei Hrn. K. kann ich mir außerdem ſeinen Unwillen gegen mich aus der freilich falſchen Annahme die er von mir hat erklären, daß ich nur darauf ausgehe Mängel aufzuſuchen und zu tadeln. Dennoch dürfte ſein Buch durch die Art ſeiner Ausfälle ſchwerlich geziert werden.

Doch ich wollte ja nur ſagen, wie ich ohne und gegen meinen Willen zur Kritik gekommen und daß ich ein für allemal auf den Namen eines Kritikers keinen Anſpruch mache. Wenn meine Anſichten richtig ſind und nach und nach vielleicht doch einigen Beifall finden, um ſo beſſer: aber die Aufgabe, die ich von Anfang an mir geſetzt, iſt eine andre. Sie iſt die, Dich, zu dem ich nun glücklich zurückkommen darf, nachdem ich ſo lange von mir habe reden müſſen (*ἐν σοὶ μὲν λήξω, σέο δ' ἄρξομαι*), immer beſſer verſtehen zu lernen und auch Andre, insbeſondre die Jugend, Dir zu gewinnen und immer inniger mit Dir vertraut zu machen, theurer Vater Homeros! Daß wir, Deine Bewundrer und Verehrer, untereinander hadern und zanken, während uns die gemeinſame Liebe zu Dir verbinden ſollte, iſt zwar etwas betrübend; doch gehts auch ſonſt nicht anders, wie denn ſelbſt die chriſtlichen Konfeſſionen ſich untereinander bekämpfen und zwar aus Liebe zur Wahrheit, deren Liebe ſie doch verbinden ſollte. Du aber haſt nichts von unſerm Hader zu befürchten; Deine Herrlichkeit wird nicht verdunkelt, Dein Ruhm nicht vermindert, ja Du wirſt wohl uns alle überleben. Was ich will, Du weißt es, nicht ein Loblied auf Dich ſingen (*τίς γάρ σε ψέγει;*), wohl aber unſre ſtumpfen und kalten Herzen, d. h. das meinige zuerſt, immer mehr für Deine göttliche Schönheit empfänglich machen, das Liebliche und Zarte, das Ernſthafte und Schalkhafte Deines Weſens zu erkennen ſuchen. Wenn ichs nicht recht gemacht, es werden Andre kommen die es beſſer verſtehen. Denn mit Deiner Kunſt iſt es ja ähnlich wie mit der heil. Schrift unſrer Religion, die unſer Dr. Luther einem ſchönen Garten vergleicht, darin er oft ſpaziere und im Herumgehen an den Obſtbäumen ſchüttle; und ſo oft er darin ſpaziert, niemals geſchehe es, daß ihm nicht wieder eine und die andre köſtliche Frucht in den Schooß falle. So unerſchöpflich reich biſt auch Du, theurer

Alter, der unſrer Jugend höchſtes Ergötzen geweſen, und dem wir alternd immer mehr mit andächtigem Staunen lauſchen, denn wieweit wir auch in andern Stücken über Dich und die Deinigen hinausgekommen zu ſein uns dünken, — erzählen ſo wie Du, ſo ſinnbezaubernd und gedankenweckend, ſo herzerfreuend und ſo herzergreifend, ſo kann es keiner, keiner mehr.

Ueberſicht.

S.

Einleitung.

I. Das Weſen der homeriſchen Poeſie 7

II. Analyſen einzelner Stücke.

Il. I, 1—348 11

„ III, 1—76 60

„ VI, 37—65 u. d. Parallelſt. 64

„ VI, 370—502 66

„ VII, 74—322 76

Od. V 82

„ VI 89

„ VII 95

„ IX 100

III. Homeriſche Charaktere 112

IV. Einzelne Bemerkungen 121

V. Ueber das Komiſche 128

Anhang:

1. Homer in der Schule 150

2. Ueberſetzungsproben 154

Zuſätze und Berichtigungen.

Zu S. 3. eine zuſammenfaſſende Darſtellung des hom. Gebrauchs der Gleichniſſe gibt das G.programm von Dr. Albert Ott, Schaffhauſen 1867.

S. 34. Z. 3. v. u. iſt die Klammer vor „mit“ zu ſetzen.

S. 57. Z. 11 v. u. l. νῆα —.

S. 64. Z. 3. v. o. iſt das Komma vor „ohne“ zu tilgen.

Zu S. 93. Z. 5. v. o. Hier oder vielm. ſchon Philol. XXXIII, 4. 687 war hinzuweiſen auf das die hom. St. faſt wörtlich wiedergebende Gedicht des Tyrtaeus (10. bei Bergk, v. 21—30), welches die Sache freilich nicht näher erklärt, aber doch die Allgemeinheit jener Anſchauung im Alterthum beſtätigt.

S. 100. Z. 1. v. o. l. Perſonen (ſt. Menſchen).

„ „ „ 3 „ „ Charybdis.

Z. S. 104. u. Wenn die Echtheit der Fr. Polyphem's an die Fremden nicht zu beſtreiten iſt, ſo folgt daraus nicht, daß dieſelbe Fr. im Mund Neſtor's III, 72—74. unecht ſein müſſe. Aelter nämlich iſt ja doch wohl der 9. Geſang, die Wiederholung im 3. alſo freilich als Reminiſcenz zu betrachten; nur iſt nicht zu ſchließen, daß die Fr. in dieſem (dem 3.) jemals gefehlt oder anders gelautet habe. ſ. Philol. XXXIV, 3. 561—66.

Zu S. 110. Näheres über das Ende des 9. Geſangs in der Fortſetzung der „homeriſchen Exkurſe“ im Philologus.

S. 123. u. l. ἔσχετε.

„ 140. Z. 8. v. u. l. Δύσπαρι.

„ 141. „ 8. v. o. „ μολοβρός.

„ „ „ 16. v. u. „ σκοπός.

Einleitung.

So unübersehbar groß das Gebiet der homerischen Literatur ist und von Tag zu Tage mehr wird, so ist doch in den letzten vierzig bis fünfzig Jahren gerade für denjenigen Punkt, dem sich eines jeden Aufmerksamkeit zuerst zuwendet, für das Verständniß der Poesie selbst und ihrer Eigenart, wenig geschehen, und es ist wohl begreiflich, daß es sich so verhält. Denn nachdem vor allen durch Lessing, dann durch einzelne Bemerkungen Göthe's, der beiden Schlegel, Schiller's und Humboldt's, zuletzt insbesondere durch Hegel, der mit Lessing das Bedeutendste hierin wohl für lange geleistet, die Einsicht in das Wesen der epischen Dichtung überhaupt und besonders in den Charakter der homerischen einfürallemal gewonnen war, durfte man allerdings diese Aufgabe bis zu einem gewissen Grad für erledigt halten und andre nicht minder wichtige, wie die Herstellung des Textes, lexikalische, grammatische, historische, antiquarische Forschungen unternehmen. Dazu kam, daß inzwischen die noch Lessing unbekannte große kritische Frage erwacht war, welche Jahrzehnte hindurch alle andern das Wesen der homerischen Poesie berührenden Fragen zurückdrängen mußte, um so mehr als ja von ihrer Lösung das Urtheil über den Charakter dieser Dichtung in den wichtigsten Punkten bestimmt wird. Jedoch, wie überall die Menge der Erklärer die Unverständlichkeit eines Gegenstandes vermehrt, so geht es auch hier, und sich in der schönen Hoffnung auf einen noch zu erlebenden Abschluß aller jener schwebenden Untersuchungen zu wiegen hieße warten dum defluat amnis. Viele ernste Forscher haben ebendeshalb, weil sie der in allen kritischen Fragen nicht zu beseitigenden Subjektivität der Urtheile überdrüßig wurden, andre namentlich lexikalische und antiquarische Aufgaben in die Hand genommen, welche sichre allgemein anzuerkennende Resultate erwarten lassen. Wenn aber der Werth solcher Arbeiten nimmermehr unterschätzt werden darf, so sollte man

doch auch Andres, wie die Frage nach dem Charakter der homerischen Dichtung und ihren Eigenthümlichkeiten, nicht ganz zurückstellen. Es ist gewiß werthvoller, ein einziges homerisches Wort richtig zu erklären als lange Tiraden über epischen Stil, Volks- und Kunstepos u. dgl. zu halten, aber weder führen ja bei Arbeiten der ersteren Art alle Versuche zum Richtigen noch ist im zweiten Fall die Gefahr in leeres Raisonniren zu verfallen unvermeidlich. Und sonderbar wäre es wenigstens, wenn bei einem Gegenstand, der überall unerschöpflich ist, eine Seite und die anziehendste von allen völlig erschöpft sein sollte. Doch ist, wie bemerkt, von neueren Studien dieser Art wenig zu verzeichnen. Einzelne schätzbare Bemerkungen bietet Gervinus bei Vergleichung des altdeutschen Epos mit dem griechischen, eine durchgeführte Vergleichung beider ist jedoch nicht bekannt (abgesehen eben von gelegentlichen Bemerkungen wie bei Wackernagel üb. d. ep. Dichtkunst, Schweiz. Mus. II.), und es ist daher unverständlich, wie es vor nicht langer Zeit in einem der sehr vornehm lautenden Aufsätze der A. Allg. Zeitung heißen konnte, die Philologen möchten doch endlich aufhören, Homer und die Nibelungen zu vergleichen. Einen größeren Versuch dieser Art, eine Vergleichung aller bekannten antiken und modernen Epen, hat Fr. Zimmermann (üb. d. Begr. des Epos 1840) unternommen, nur ist es leider bei einer allzu abstrakten und aprioriſchen Entwicklung der Eigenschaften des Epos aus dessen Begriff geblieben, so daß das Neue welches man erfährt nicht in den einzelnen Thatsachen sondern nur in der Zusammenfassung derselben zu einem System besteht. Die schmerzlichste Enttäuschung hat wohl Jedem die vielversprechende Schrift W. Jordan's („das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik") bereitet, welche nur einige sehr äußerliche Bemerkungen über die Kunst, richtiger das Handwerk, der Rhapsoden enthält. Das Hauptgesetz besteht bekanntlich darin, daß der Dichter eine Dichtung, die für einen längeren Vortrag (auf mehrere Tage vertheilt) berechnet war, an manchen Orten, wo er nicht so viele Zeit hatte und doch ein Ganzes bieten wollte, zusammenziehen und somit auch im Einzelnen Manches ändern mußte. Dadurch, daß unserm Text der Odyssee theils längere theils kürzere Fassungen solcher Art zu Grunde gelegt wurden, seien die mancherlei Unebenheiten entstanden. Am gedankenreichsten ist von allem mir Bekannten M. Carriere's Versuch („das Wesen der Poesie u. ihre Formen" 1854), das indische, griechische, persische und deutsche Epos zu vergleichen,

wobei aber mehr die Sagenwelt dieser Völker als die Dichtung selbst betrachtet wird. Und das Neue, welches gegeben wird, ist mehr geistreich als überzeugend; so gleich der Hauptpunkt der Vergleichung. Alle vier Epen, heißt es, haben einen Lichthelden, der unverletzlich war, so lange er rein blieb, während die Verbindung mit dem unreinen, feindseligen Element zuerst ihm selbst, damit aber dann auch dem Feind, den Untergang bringt. Diese Verbindung des Reinen mit dem Unreinen sei aber im griechischen Epos die Ehe Achill's mit Polyxena! Und was soll man sagen von einem so allgemein gehaltnen Schlußsatz wie diesem: die deutsche Volkspoesie siege durch die Größe des Gehalts, die griechische durch die reine Anmuth der Form! Von philologischen Forschern ist, soviel bekannt, Einzelnes wie der Gebrauch des Gleichnisses (und dieses zum öftern) sorgfältig dargestellt worden, während Andres, besonders die Charaktere (über die homerischen Frauen zwar haben wir neuere Monographieen, nur nicht über die Helden), noch einer besondern Behandlung wartet. Manche Bemerkungen über die homerische Kunst mögen in kritischen Arbeiten zerstreut sein, wie bei Nitzsch, dem begeisterten Verehrer Homers; wenn nur nicht die kritische Tendenz auf Schritt und Tritt nebenherginge. Wie aufmerksam betrachtet er alle Züge dieser Dichtung, und doch was bietet er uns für eine homerische Poetik! Daß neben den irdischen Ereignissen immer olympische eingeführt, daß mehrere gleichzeitige nacheinander erzählt, daß viele außer dem eigentlichen Verlauf der Handlung liegende Ereignisse eingewebt werden, dies seien die Hauptmerkmale der homerischen Dichtung. Aber geben denn nicht die Handbücher der griechischen Literaturgeschichte ausführliche Charakteristiken? Gewiß, aber (um nur von neueren zu sprechen) Bernhardy verfolgt unglücklicherweise das Bestreben zwischen der Sage und dem Dichter zu unterscheiden, da er aber nur diesen charakterisiren will und deshalb seine Kunst allein in die Behandlung des ihm in allem wesentlichen Inhalt Ueberlieferten setzt, vom Stoff also ganz absieht, macht seine Charakteristik bei aller Sorgfalt einen frostigen Eindruck, Bergk aber gibt eine lange Reihe von Bemerkungen, bei welchen jedoch eben das Wesentlichste, die Charaktere (nur Achill und Odysseus werden und diese mit wenigen Worten charakterisirt), viel zu wenig gewürdigt ist.

Mit alledem soll freilich nicht bewiesen sein, daß eine Arbeit wie die vorliegende, einem längst gefühlten oder gar dringenden Bedürfniß entgegenkomme, aber doch daß sie einige Berechtigung habe. Dieses

darzuthun ist aber nicht überflüßig, wenn man weiß, wie geringschätzig die Gelehrsamkeit gerne auf Arbeiten herabsieht, welche ihr für dilettantisch gelten, wie denn allerdings die meisten der obengenannten Namen nicht Philologen „vom Fach" angehören. Es ist mir immer seltsam erschienen, von Gelehrten hie und da, in Vorreden z. B., von der „Herrlichkeit" und „Wunderbarkeit" der homerischen oder andrer klassischer Kunstwerke sprechen zu hören, während dieselben es doch unter ihrer Würde halten, auch nur einmal eines dieser Prädikate zu begründen oder zu erläutern. Denn daß dies nicht möglich sei, wird man nicht behaupten wollen, da das klar Erkannte sich ja auch irgendwie muß aussprechen lassen, und daß es nicht nothwendig sei, ebensowenig, da ja auch hier sehr viele strittige Punkte sich darbieten. Indessen, ob auch immerhin diese Mißgunst gegen ästhetische Aufgaben, welche doch durch einzelne Verirrungen nicht berechtigt ist, noch fortdaure (und sie wird durch diese Bemerkungen nicht beseitigt werden), der Reiz der Sache ist jedenfalls so groß, daß derjenige, der davon ergriffen ist, sich nicht leicht losmacht, und ihre Tiefe so unerschöpflich, daß die Gefahr sie ohne alle Frucht aufgeben zu müssen nicht zu befürchten ist. Treffend ist dieses ausgesprochen von Einem, der wohl auch in diesem Gebiet gehört zu werden verdient, von Winckelmann (KG. 8, 3): „Mit Betrachtungen über die Kunst verhält sich's anders als mit Untersuchungen der Gelehrsamkeit in den Alterthümern. Hier ist schwer etwas Neues zu entdecken, und was öffentlich steht ist in dieser Absicht untersucht; aber dort ist in dem Bekanntesten etwas zu finden, denn die Kunst ist unerschöpflich."

Wenn damit die Absicht dieses Versuchs angedeutet und begründet ist, — die Methode wird keine andre sein können als die der Analyse. Nicht möglich ist es freilich, den ganzen Inhalt der homerischen Dichtungen gleichmäßig zu betrachten, es werden also einzelne Stücke auszuwählen sein; und wenn auch diese nicht alle mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden, so wird dies hoffentlich Billigung finden. Dem Vorwurf, daß solches Analysiren nichts andres sei als auf Bewundrung ausgehen, ein Trachten und Jagen Schönheiten zu entdecken, kann mit einem andern Wort Winckelmann's begegnet werden: „man stelle sich allezeit vor, viel zu finden, damit man viel suche, um etwas zu erblicken." Die Analysen also werden den wichtigsten Theil dieser Arbeit bilden; einiges Wenige, welches außerdem zu bemerken war, wird theils voraus, theils nachgeschickt werden. Zweierlei aber ist

dabei noch zu erinnern. Ein System der homerischen Poetik ist eine so ungeheure Aufgabe, daß wir wohl noch lange darauf werden verzichten müssen; man erwarte also hier, wie von Beiträgen nicht anders zu fordern, nur aphoristische Bemerkungen, zunächst über Solches, welches anderwärts nicht oder doch nicht in dieser Weise behandelt worden. So also möge es erklärt werden, wenn manche Punkte hier ganz unbesprochen geblieben sind (wie der Gebrauch des Gleichnisses), worüber nichts Neues oder Besseres zu geben war, und wenn Andres (wie das Kapitel über das Komische) verhältnißmäßig ausführlicher dargestellt wurde als in einer systematischen Charakteristik geschehen würde. Die zweite Erinnerung betrifft das Verhältniß dieser Arbeit zur Kritik. Es versteht sich wohl von selbst, daß schlechterdings von keiner erst zu beweisenden, bisher aber nicht allgemein zugestandnen Voraussetzung durfte ausgegangen werden, also auch nicht von der Voraussetzung der Einheit der Komposition, des Planes. Aber wenn so der Unitarier Manches vermissen wird, welches ihm zur Charakteristik der homerischen Poesie zu gehören scheint, wird doch nichts in unserer Darstellung enthalten sein, welches er von seiner Ansicht aus bestreiten oder bezweifeln könnte. Und man glaube nur nicht, daß zur Beurtheilung der homerischen Dichtung durchaus Einstimmigkeit über den Ursprung derselben nöthig sei. Es ist auch wenn wir diese Frage ganz bei Seite lassen genug vorhanden, worin alle, Freund und Feind, einig sein, dessen wir uns gemeinsam freuen können. Eine Erlaubniß aber möchte dafür auszubitten sein, nämlich nicht überall zwischen Sage und Dichter, noch weniger zwischen verschiednen Dichtern oder gar zwischen Dichter und Bearbeiter unterscheiden zu müssen. Ist es wirklich so, wie Welcker meinte, daß Homer überall den Eindruck nicht des erfindenden, sondern des nacherzählenden Dichters macht? Ich habe diesen Eindruck nicht, aber gesetzt es sei so: was wir bewundern, was wir mit Entzücken betrachten ist nun einmal das Ganze; wieviel davon der Sage, wieviel dem Dichter zukommt, wer will dies ausmachen? Nichts kann verkehrter sein als von der Erfindung abzusehen und nur — ich weiß nicht, wie es zu machen ist — die Art der Nacherzählung betrachten zu wollen. Denn die Erfindung ist eben das Schöpferische, Dichterische; ob dies der Geist des Volkes gethan, ob eines einzigen oder mehrerer Dichter, gleichviel — die ganze Reihe geistiger Thaten vom ersten Schaffen der Sage bis zum mündlichen Vortrag des Sängers

ist es, welche die Dichtung erzeugt und welche wir uns, indem wir diese betrachten, als in ein einziges Subjekt zusammengefaßt denken.

Aber wozu — denn auch solche Frage muß erwartet werden — wozu sollen denn solche Analysen zu brauchen sein? Mehr und mehr wird es ja bei uns Sitte, alle Bücher wie Lexika einzurichten, nicht zum Lesen sondern zum Nachschlagen, wie denn bald das Lesen von Büchern für ein Anzeichen niedrigeren Standpunktes gelten wird, während der Gelehrte nichts mehr thun wird als nachschlagen. Und aufrichtig gesagt, der Wille war gut, es war meine bestimmte Absicht, alles Bemerkenswerthe aus den Analysen zusammenzustellen, womit dann die ausführliche Mittheilung derselben unterbleiben konnte. Allein in der Ausführung zeigte sich die Sache doch unthunlich, da ja immer, wenn es sich z. B. um die Darstellung der Charaktere handelt, in die Analyse des Einzelnen einzugehen sein würde. Also wozu sind die Analysen zu gebrauchen? Zum Nachschlagen freilich nicht, zur Mittheilung, z. B. in der Schule, in dieser Weise auch nicht. Aber zur Anregung können sie wohl, sollten sie wenigstens dienen, zur Aufforderung in ähnlicher Weise zu verfahren bei der Lektüre, vielleicht auch beim Unterricht. Freilich ist es nicht ein Mangel sondern ein Ueberfluß an erklärenden und erläuternden Schriften, woran wir leiden. Wenn wir aber bei der rastlos fortschreitenden Forschung und der immer leichteren Zugänglichkeit der Mittel dennoch, um von eignen Wahrnehmungen zu schweigen, Autoritäten in der philologischen Literatur wie Bernhardy und Bergk über Abnahme der Wärme und Begeisterung, über Abnahme des lebendigen Studiums der Alten überhaupt klagen hören, so mag doch wohl ein Zweifel erlaubt sein, ob gelehrte Kommentare und erläuternde Schulausgaben mit langen Einleitungen die einzigen und ausreichenden Mittel sind, das Studium der Alten zu beleben und zu fördern. Wenigstens möge man auch einen Versuch andrer Art zulassen, in das Leben und Wesen der alten Dichtung einzuführen und zu weiterer Betrachtung anzuregen. In diesem Sinn seien die vorliegenden Blätter der Beachtung namentlich jüngerer Kollegen empfohlen mit einem dritten Wort Winckelmann's, mit dem Rath: „suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne erkennen und finden gelernt."

I. Das Wesen der homerischen Poesie.

Wie gut auch allen Kennern nicht nur sondern Freunden des Dichters bewußt ist, was sie an ihrem Homer haben und warum sie ihn lieben und schätzen, so schwer ist es doch das Wesentliche dessen, wodurch sich diese Poesie von jeder andern unterscheidet, mit Wenigem und doch genügend zu bezeichnen. Versuchen wir's von einer einfachen, vielleicht allzu einfach scheinenden, Betrachtung ausgehend zu einer Wesensbestimmung zu gelangen.

Nicht jeder vortreffliche Mensch zwar ist ein großer Künstler, aber jeder große Künstler muß ein vortrefflicher Mensch sein; dies steht so fest, daß das Gegentheil undenkbar ist. Dieser innere Werth und Gehalt des Menschen macht das aus, was wir an seinem Werk bewundern, nicht die Gabe der Darstellung, welche er freilich dazu besitzen muß. Denn gesetzt, letztere fände sich im höchsten Grade bei einem Künstler, dem die erstere Eigenschaft fehlt, derselbe würde niemals Werke hervorbringen, welche unter die ersten und größten könnten gerechnet werden. Somit kann es auch nicht zweifelhaft sein, zu sagen, was den Werth der homerischen Poesie ausmacht. Alle stimmen darin überein, das Naive für das besondere Merkmal derselben zu erklären. Damit kann nichts Andres gemeint sein als der reine unschuldige Kindessinn, die Lauterkeit und Wahrheit, die Heiterkeit und Seligkeit, die nur der kindlichen Seele eigen sind, welche in diesen Dichtungen sich ausprägen. Mögen wir nämlich an einen oder mehrere Dichter denken, immer muß ja das einzelne Werk als Erzeugniß d. h. mit Beziehung auf den Urheber betrachtet werden. Denn nicht das Kunstwerk an sich ist schön, sondern nur als Werk seines Schöpfers ist es schön. Dies ist trefflich dargethan von Kant durch das prächtige Gleichniß von dem rührenden Nachtigallgesang, der uns plötzlich nicht mehr so bewegen würde, wenn wir erführen, daß es ein Mensch ist, der mit seiner Kunstfertigkeit uns zu täuschen wußte. Dieses also, die Reinheit und Tiefe des Gemüths, dem der

Gesang entquillt (wobei immerhin nicht nur an den einzelnen Dichter, sondern auch an den Geist des Volkes mag gedacht werden), ist das Erste und Wesentlichste an der homerischen Poesie.

Hieraus ergibt sich ein Weiteres. Der kindliche Geist hat es nicht mit Ideen zu thun, ihm ist die reale Welt Alles. Und so ist auch die homerische Poesie durchaus realistisch. Alle Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens werden mit gleichem Interesse, mit gleicher Treue betrachtet und geschildert. Allein es ist kein schlechter Realismus, sondern er ist durch und durch idealistisch. Denn alle jene Gegenstände, welche uns untergeordnet scheinen, sind ihm wichtig, wunderbar, bedeutsam, sowie das Kind mit Entzücken alle Gegenstände betrachtet, bei Allem mit Bewunderung, mit Andacht haften, an Allem, auch dem Kleinsten, seine sinnende Freude haben kann. Ein schlechter Realismus ist nur der des Mannes, der mit Bewußtsein an dem von ihm selbst als unwesentlich Erkannten haftet. Auf dem Standpunkt der homerischen Poesie ist das Reale und Ideale Eins, und so kann man das Wesen derselben eben in diese höchste Identität des Idealismus und Realismus setzen. Hieraus erklärt sich leicht die sonst auffallende Thatsache, daß eine der frühesten Stufen der Poesie zugleich die denkbar höchste sein konnte. In allem Andern ist immerwährender Fortschritt möglich, in der Poesie nicht, eben deshalb weil — wieder bildlich gesprochen — der Mann nicht auch in der Kindlichkeit fortschreiten kann. Ideenreicher freilich kann die Poesie immer werden und ist sie geworden; aber je größer dieser Reichthum wird, desto schwieriger wird die Gestaltung. Andrerseits geht daraus auch hervor, weshalb es unmöglich ist, durch irgend eine Nachahmung die homerische Poesie zu erreichen. Wo der kindliche Sinn, die Bewunderung für das Kleinste, nicht mehr vorhanden, muß eine der homerischen ähnliche Dichtung zur Affektation, also zur Lüge werden.

Hiemit ist schon das Wesentliche ausgesprochen, denn es ergibt sich daraus alles Weitere. Einige Hauptmerkmale dürften insbesondere folgende sein. Erstens die Wahrheit. Sie ist das untrüglichste Kennzeichen alles Schönen, und an ihr gerade beweist sich, daß dieses nur der edelsten Gesinnung entstammen kann. Nur der kindlichen Einfalt sind die Dinge recht und schön, wie sie eben sind, da wird nichts übertrieben, nichts geziert, da wird kein Glanz und Effekt gesucht. Aber eben bei dieser Einfalt und Bescheidenheit, welche nicht

eignen Ruhm sucht, entfaltet sich um so reicher und herrlicher das Werk. Wie dieser Wahrheitssinn in den homerischen Gedichten überall, in den Charakteren vor allem, dann aber auch in der Erzählung und Schilderung bemerkbar ist, dafür bedarf es keiner Beispiele. Ein kleiner unscheinbarer Zug mag übrigens doch angeführt werden. Wie Eumaeos dem noch unerkannten Odysseus seine Geschichte erzählt, rühmt er, daß dessen Mutter ihn zugleich mit ihrer jüngsten Tochter erzogen, mit dem Zusatz, sie habe jene ihm nur wenig vorgezogen (XV, 365). Wie nahe lag es zu sagen: sie liebte mich wie ihr eigen Kind. Offenbar schien solches dem Dichter doch zuviel zu sein; es ist ihm groß und herrlich genug, daß das fremde Kind dem eignen nur wenig nachstund. Gerade so kleine Züge lassen den wahren Künstler erkennen, und jedes echte Kunstwerk wird solche darbieten. In den letzten Worten von Werther's Leiden heißt es: „man fürchtete für Lottens Leben." Man fürchtete! Wie viele Dichter würden sich nicht lange besonnen haben, sie auch sterben zu lassen! Ein zweites Hauptmerkmal der homerischen Dichtung ist das Charakteristische, das schon von Aristoteles dem Homer besonders zugeschrieben wird (*οὐδὲν ἄηθες*). Auch bei dieser Eigenschaft ist es einleuchtend, wie sie mit dem Grundcharakter dieser Dichtung zusammenhängt. Je selbstloser Herz und Phantasie die Dinge betrachten, je weniger sie dazu thun, um so mehr werden Menschen und Dinge ihre eigne Natur behalten und sich in ihrer Eigenthümlichkeit darstellen. Hierin aber ist vielleicht keine Dichtung der homerischen zu vergleichen. Und auch diese Eigenschaft äußert sich nicht nur im Großen, in der Komposition und in den Hauptcharakteren, sonden eben so sehr in kleinen unscheinbaren Zügen, wie in dem später ausführlich zu belegenden Umstand, daß gewöhnlich nicht der Angreifende, sondern der Angegriffne, der also vorsichtiger, ruhiger, den Streich des Andern abwartet, den Sieg behält. Drittens wird als ein Hauptmerkmal zu bezeichnen sein der unendliche Reichthum der Erfindung, und auch diese Eigenschaft ergibt sich aus dem Grundcharakter der Dichtung. Denn wenn die individuelle Kraft immer einseitig und beschränkt ist, die objektive Welt aber unendlich mannigfaltig, so wird diese in dem reinsten Gemüth, das nicht seine eignen Gedanken verfolgt sondern freudig die Dinge auf sich wirken läßt, am reichsten und wunderbarsten sich spiegeln. Auf dieses Moment hat, wie auf andre, besonders Nitzsch („Homer der immer neue") hingewiesen. Man nehme nur einzelne

Schlachtenbilder oder ein Abenteuer der Odyssee und fange an zu betrachten. Nämlich der Stoff, den die Sage dem Dichter bot, enthielt ja nach der Art aller Sage nur das nackte Ereigniß, z. B. daß Zwietracht zwischen Achill und Agamemnon entstand, weil dieser jenem die Geliebte raubte, daß Menelaos mit Paris, Aias mit Hektor kämpfte u. Ä. Und was hat der Dichter daraus gemacht! Dieser Reichthum der Erfindung fällt besonders in die Augen gegenüber dem deutschen Epos, dessen Handlung dagegen dürftig und mager erscheint; und doch wie bescheiden und maßvoll ist das griechische auch hierin gegen die Ueppigkeit und Ueberfülle des indischen!

Wenn wir den Geist, der solches geschaffen, einen kindlichen genannt haben, so versteht es sich, daß diese bildliche Bezeichnung nur der Reinheit und Unschuld, der Lauterkeit und Zartheit des Gemüths gelten kann. Andrerseits sind ja diese Dichtungen die reifste Frucht des griechischen Alterthums und ist die höchste Weisheit und Erfahrung, Ruhe und Besonnenheit, Klarheit und Sicherheit des zur vollkommensten innern Harmonie gebildeten Geistes darin zu erkennen. Wie die Göttergestalten der griechischen Plastik die Blüthe der Jugend mit der Reife des Mannesalters in sich vereinigen, so ist es mit dem Geist, der in diesen Dichtungen lebt, d. h. der sie geschaffen.

Doch wie arm und mangelhaft ist alles allgemeine Charakterisiren! Lebendiges Verständniß kann ja immer nur durch specielle Betrachtung gewonnen werden, d. h. für uns Spätgeborne durch sorgfältige Analyse.

II. Analysen einzelner Stücke.

Il. I, 1—348.

Während die moderne Poesie fast nichts Andres zu besingen weiß als die Liebe, besingt der alte Dichter den Zorn. Ohne Zweifel ist unser Ideal ein höheres, von dem die Alten keine Ahnung hatten; ihnen ist das Höchste der unerbittliche Stolz des Mannes, der lieber Alles um sich her will untergehen sehen, ehe er sich entschließt, vor Uebermuth und Ungerechtigkeit sich zu beugen. Aber die vollkommenste Dichtung ist nicht diejenige, welche das höchste Ideal zum Gegenstand hat, sondern diejenige, in welcher dasselbe auf das vollkommenste zur Darstellung kommt.

Das Wort *μῆνις*, mit welchem der Zorn des Helden benannt wird, mag man es mit den Alten von *μένειν* ableiten oder für verwandt mit *μαίνομαι, μανία* oder mit *μένος* ansehen, muß in jedem Fall als eine Bezeichnung edlen Unwillens aufgefaßt werden. Denn wenn es einmal (XV, 122), von den Göttern gebraucht, mit *χόλος* synonym verbunden ist, so zeigt sich doch an allen andern Stellen ein bestimmter Unterschied. Achill selbst nennt seinen Zorn *μηνιθμός*, so XVI, 61—62: *ἤτοι ἔφηνγε Οὐ πρὶν μηνιθμὸν καταπαυσέμεν*, während die Andern, welche seinen Zorn tadeln, ihn *χόλος* nennen (IV, 513. IX, 259—60. XVI, 30.). Nur einmal sieht man das Umgekehrte; XIX, 67 spricht Achill von seinem *χόλος*, die Achaeer dagegen nennen denselben jetzt (v. 75.) *μῆνις*. Allein Achill spricht ja hier (nach Patroklos' Tod) mit Reue von seinem Zorn, die Achaeer dagegen sind durch seine Bekehrung versöhnt, daher die Umkehrung im Gebrauch beider Synonyma.

Wenn nun der Dichter sagt: *μῆνιν ἄειδε*, während es im prooem. der Odyssee heißt: *ἔννεπε, εἰπέ*, so ist nicht zu verkennen, daß letzteres mehr die gewöhnliche Erzählung, jenes etwas Höheres, den Heldengesang, zu bezeichnen dient (welches auch die Stellen der Od. beweisen

I, 325. VIII, 73. 83. 492. XXII, 346.). Doch der Dichter ſagt nicht etwa: den Z. will ich beſingen, ſondern ἄειδε, θεά, ſieht alſo den Geſang als ein göttliches Thun an (was gewiß keine Phraſe iſt, da eine ſolche immer erſt aus einer urſprünglich ernſtgemeinten Vorſtellung entſteht). Aber während es ſonſt wohl heißt: ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι, wo es ſich mehr nur um Unterſtützung des Gedächtniſſes handelt, ſagt der Dichter hier θεά im singul., wendet ſich alſo nur zu ſeiner Göttin, ſowie der Menſch in tiefſter Andacht immer nur zu einem Gott wird beten können. Ueberall aber wird die Muſe vom Dichter ohne jedes Beiwort genannt (ſ. z. B. Od. VIII, 73. 488. 499. XXII, 347.), eine Zartheit, deren Grund wohl darin liegt, daß die Muſe des Dichters eigne Gabe und Kunſt, aber merkwürdig, wenn, wie doch anzunehmen, der Dichter deſſen ſich nicht oder nur dunkel bewußt iſt.

Eindrucksvoll ſchließt nun der V., der mit μῆνιν begonnen, mit dem Namen des gewaltigen, zürnenden Helden, doch ohne andren Zuſatz als das Patronymikon: Πηληϊάδεω Ἀχιλ. Nur die ehrende Bezeichnung des Geſchlechts kann der ariſtokratiſche Sänger ſich nicht verſagen ſchon hier ſeinem Helden beizulegen; ſo ſehr iſt hier die Sache vorwiegend (ganz im Unterſchied von der Od., wo die Perſon Hauptgegenſtand: ἄνδρα μοι ἔννεπε), daß er nun nicht relativiſch an die Perſon des ebengenannten Helden anknüpft, ſondern mit ſeinen Gedanken wieder zurückkehrt zur μῆνις. Aber nicht ſofort beſchreibt er ſie mit ihren Folgen; οὐλομένην (verderblich = ὀλεθρίαν, eine akt. Bedeutung des paſſiv. partic., die durch den adjektiv. Gebrauch deſſelben zu erklären) nennt er ſie, kann ſich alſo nicht enthalten ſein Urtheil oder doch ſeine Empfindung auszuſprechen, ein ſubjektives Moment, welches bei aller Objektivität des alten Epos doch öfters (man denke an πολύδακρυν Ἄρηα u. A.) hervortritt. Doch nur nebenbei äußert ſich die Empfindung, denn nicht von ihr, von den Ereigniſſen will uns der Dichter ja erzählen, und ſo fährt er fort: ἣ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκεν (ἄλγεα gewiß nicht bloß geiſtig, da ſonſt der häufige Zuſatz (πάθεν ἄλγεα) θυμῷ nicht begreiflich, vielmehr allgemein wie 96., wo es nicht bloß den Kummer über die Peſt, ſondern dieſe ſelbſt bezeichnet). Das Unglück, das die μῆνις gebracht, iſt ſo groß, daß es der Dichter zuerſt nur ganz im Allgemeinen beſchreiben kann. Doch der Dichter bleibt bei der Unbeſtimmtheit nicht ſtehen; nicht in ausführlicher Schilderung, aber doch mit

zwei bestimmten Zügen wird das Unglück (d. i. worin die *ἄλγεα* zumeist bestehen) bezeichnet. Und hier bemerken wir sogleich einen Hauptzug dieser Dichtung, die Wahrheitsliebe, die Scheu vor Uebertreibung. Wohl konnten die *ἄλγεα*, unter welchen Alles zusammengefaßt ist, *μυρία* heißen, aber jetzt, wo er zu bestimmten Thatsachen kommt, sagt der D. nur: *πολλὰς — ψυχάς —*. Das Erste, was er beklagt, ist nicht die Leibeskraft und —schönheit, sondern die Stärke und Kühnheit der Heldenseelen, die dem Hades, dem Gott der Finsterniß, verfallen, und besonders schmerzlich ist dieses Geschick, weil es Edle sind, *ἥρωες*, die es betroffen (wo zu bemerken, wie durch das Hinüberziehen des hervorzuhebenden Wortes, *ἡρώων*, wie v. 2. bei *οὐλομένην*, dieses an Nachdruck gewinnt). Wenn er aber fortfährt: *αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κυν.*, so ist aus dem *αὐτούς* nicht zu schließen, daß die Persönlichkeit dem Dichter im Leibe besteht, daß ihm der Leib das Subjekt, das Ich des Menschen ist (nicht *ἰφθίμων*, sondern *ἰφθίμους ψυχάς* hieß es v. 3., der Leib aber ist freilich das Wesentliche in den Augen Andrer, und in dieser Hinsicht ist die Anschauung zu allen Zeiten gleich; auch ein Christ, vom Andern sprechend, sieht noch im Leichnam den Freund und Bruder, nur Sophistik spricht von der „bloßen Hülle"); zu bemerken aber ist die innige Theilnahme des Dichters, der bei aller Kürze dieses Eingangs sich, obwohl er den Tod vieler Helden genannt, nicht damit begnügt, sondern auch das Schicksal ihrer Leiber, nämlich den Verlust des von den Alten so hochgeschätzten Begräbnisses, noch betrachtet: *αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τ. κυν.* (wobei wohl daran gedacht werden darf, wie verachtet die Hunde, deren Name das häufigste Schimpfwort) *οἰωνοῖσί τε πᾶσι* (= *παντοίοις;* wie Od. V, 196 *πᾶσαν ἐδωδήν*, IX, 19 *πᾶσι δόλοισι*, XV, 158 *τυχὼν φιλότητος ἀπάσης*); diesen also, die sonst nur Schlangen und scheues Wild rauben, fallen die Leiber der Helden jetzt zur Beute. Aber der Dichter faßt auch sogleich wieder seine Gedanken und erkennt in dem Unglück nur den Vollzug und das Mittel zur Vollziehung des göttlichen Rathschlusses. *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* ist nicht Parenthese, noch beginnt ein neuer Satz; jenes nicht wegen des Nachdrucks, der allerdings mit der Parenthese wenig verträglich (Ameis), dieses nicht, weil der vorige Satz mit *τε πᾶσι* nicht gut schließen, auch nicht gut gesagt würde: *Δ. δ' ἐτελ. β. ἐξ οὗ* (erst seitdem vollendete sich Z.' Rathschluß —), endlich weil auch vv. 6—7 bedeutungsvoller sind, wenn auf 2—4 bezogen. Die

Konstruktion ist einfach. Der Relativsatz geht wie oft (v. 78—79) in einen Demonstrativsatz über, schon v. 3 läßt sich so auffassen, streng genommen muß aus dem ἥ ein ἦ oder δι' ἣν v. A. ergänzt werden. Und mit dieser Erkenntniß hat der Dichter auch die Ruhe des Erzählers erlangt, so daß er nimmer klagt, auch nicht weiter die βουλὴ Διός erklärt, sondern zur Erzählung von der μῆνις fortgehend uns nun deren Ursache meldet: ἐξ οὗ (also nicht bloß zu Διὸς δ' ἐτελ. β., auch nicht zu μῆνιν ἄειδε zu beziehen, sondern zu ἥ — ἔθηκεν — προΐαψεν, τεῦχε). Dieses alles ist geschehen, seitdem im Streite sich getrennt, in Zwiespalt gerathen — man beachte, wie nachdrucksvoll die Periode mit den Subjekten schließt: Ἀτρείδης τε ἄναξ ἀνδρῶν κ. δῖος Ἀχιλλεύς; der Mächtigste also und der Tapferste, die beiden, von welchen das Heer am meisten Schutz und Rettung erwarten durfte, sie haben durch ihren Zwist die unzähligen Leiden über ihre Freunde und Kampfgenossen herbeigeführt.

Ob dieses Prooemium bestimmt war, nur die folgende Handlung unsres ersten Gesanges einzuleiten oder ein größeres Ganze, ob es nur die Einleitung zum ersten Gesang oder zur Ilias selbst gebildet, ferner ob es früher mag entstanden sein als die folgende Dichtung oder später, läßt sich schwer entscheiden, da hiefür alle sichren Anhaltspunkte fehlen. Wenn jedoch das Lied vom Streit der Fürsten und dem, was darauf folgte, unzähligemale gesungen wurde, bis es die Gestalt erhielt, in welcher es jetzt noch fortdauert, so darf man wohl annehmen, daß die Einleitung nicht der ältesten und vermuthlich doch wohl etwas roheren Bildung, sondern erst einer späteren Entwicklung angehört. Schwer aber ist es zu glauben, daß es sich nur auf den ersten Gesang sollte bezogen haben. Denn erstens kommen Anrufungen der Muse und Ankündigungen des Folgenden außer vor Aufzählungen (wie II. 484. XI, 218.) nirgends mehr vor, und es wäre doch seltsam wenn alle diese Eingänge sollten unterdrückt sein. Zweitens aber: die Relativsätze ἥ μυρί' Ἀχαιοῖς ἄλγε' ἔθηκεν κτλ. lassen sich zwar kausal auffassen, so: der Dichter will die μῆνις besingen, weil diese soviele Leiden verursacht; doch wenn diese Leiden ihn so sehr bewegen und bestimmen, die μῆνις zu besingen, so ist zu erwarten, daß er eben das, um dessen willen ihm die μῆνις so denkwürdig ist, nicht wollte ausschließen, demnach die Relativsätze bis zu und mit dem Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή explikativ, also als mit zur Angabe des Inhalts gehörig aufzufassen.

Als das Bemerkenswertheſte aber bietet ſich am Prooemium die Beobachtung dar, daß es nicht ſo ſehr Thaten (von welchen nichts geſagt iſt) als Leiden ſind, um deren willen dem Dichter ſein Gegenſtand denkwürdig und ſangeswerth erſcheint. Freilich ſind dieſe Leiden darum ſo ergreifend, weil es Leiden von Helden ſind; immerhin aber, daß dieſe Helden mit ihren Thaten Gegenſtand der Dichtung werden, iſt nicht denkbar ohne das Unglück, das ſie erfahren; ihr Unglück iſt es, das ſie dem Dichter und der Nachwelt ſo werth macht, daß ſie nimmer können vergeſſen werden. Doch iſt nicht zu überſehen, der Hauptgegenſtand iſt dem Dichter ein einheitlicher, denn *μῆνιν* ſagt er, nicht *ἄλγε' ἄειδε*, ein Hauptereigniß und ein Hauptheld, aber nicht ſo, daß ſie das Intereſſe für andre ausſchließen, vielmehr eben wegen der Folgen für andre ſo ergreifend. So verſpricht dieſe Ankündigung in wenigen kurzen und ſchlichten Zügen, die aber bei aller Ruhe die Theilnahme des Dichters hervortreten laſſen, ein Lied nicht von herrlichen Heldenthaten, ſondern von Groll und Trotz und von unzähligen Leiden, welche beide jedoch endlich dazu dienen, den Rathſchluß des höchſten Gottes hinauszuführen. Es iſt die Geſchichte, die mit dem Zwiſt der Erſten im Heere begonnen.

„Und wer iſt es nun von den Göttern, der ſie angetrieben (an einander gehetzt) in Zank ſich zu befehden?“ *ἔριδι* wird nämlich trotz der Analogie von *ἔριδι ξυνιόντων* XX, 66, *ἔριδι ξυνελάσσαι* XX, 134, *ἔριδι ξυνιόντας* XXI, 394 nicht mit *ξυνέηκε* ſondern (mit dem Schol.) mit *μάχεσθαι* zu verbinden ſein. Denn jenes würde bedeuten: er brachte ſie in Streit zu ſtreiten. Beſſer alſo wird *ἔριδι* als Zuſatz wie *ἔπεσι*, *ἀγορῇ*, *ὅπλοις* mit *μάχεσθαι* verbunden. Eigenthümlich iſt nun die Frage, mit welcher die Erzählung beginnt, eine Form, welche außer vor Aufzählungen (*ἔνθα τίνα πρῶτον, τίνα δ' ὕστατον κτλ.*) nirgends mehr erſcheint. Nachdem die Erzählung begonnen, geht ſie ununterbrochen fort, der Dichter vergißt, daß er ſie nur erzählt, wir, daß wir ſie nur hören. Anders am Anfang, wo es gilt, uns erſt hineinzuverſetzen. Die Frageform, ſo einfach und natürlich ſie iſt, läßt uns noch einen Augenblick an den Erzähler denken, um ihn aber ſofort ganz über der Erzählung zu vergeſſen. Man ſieht alſo, daß der Dichter bei aller Objektivität, mit welcher er hinter der Handlung zurücktritt, ſich doch nicht verſteckt, nicht zu täuſchen ſucht. Denn die Frage gehört nicht zur Handlung, ſie verräth die Vermittlung des Dichters, der ſich mit

einem ſchnellen Griff ſeines Stoffes bemächtigt. Um ſo gewiſſer iſt es, wenn er dann hinter der Handlung verſchwindet, daß hier keine Berechnung vorhanden ſondern nur die Wahrheit, indem der Dichter (bis auf die Aufzählungen) ſeiner ſelbſt nicht mehr gedenkend völlig nur in der Handlung lebt.

Doch dies betraf nur die Form. Sachlich iſt zu bemerken die Frage: welcher unter den Göttern —? Alſo ein Gott muß es in jedem Fall ſein. Dennoch zeigt das unmittelbar Folgende, daß der Dichter nicht daran denkt, eine Art magiſcher göttlicher Wirkung anzunehmen oder ſich die Motivirung durch Annahme der göttlichen Kauſalität ſ. z. ſ. bequem zu machen, da er ja ſofort den Zorn des Gottes wieder motivirt. Andrerſeits iſt aber nicht zu verkennen, daß die Erwähnung der göttlichen Kauſalität, obgleich der Dichter in ihr nicht die erſte Urſache des Zwiſtes ſieht, nachdrucksvoll an der Spitze ſteht. Es erſcheint ihm alſo, wie man ſieht, die göttliche Einwirkung ſo groß und gewaltig, daß er nicht umhin kann, ſie zuerſt zu nennen, während er von jedem Aberglauben, nämlich von dem Glauben an eine blind wirkende Macht der Götter, ſoweit entfernt iſt, daß er ſelbſt ſogleich die Entſtehung des göttlichen Zorns erklärt.

Kurz und beſtimmt lautet die Antwort auf die obige Frage: *Ἀτρεΐδης καὶ Διὸς υἱός*, zugleich bezeichnend für den ariſtokratiſchen Sinn des Dichters, in deſſen Augen die höchſte Ehre des Mannes (und für Götter gilt dasſelbe) iſt, der Sohn ſeines Vaters und ſeiner Ahnen zu ſein.

Mit dem Satz *ὁ γὰρ β. χ.* ſoll erklärt werden (denn *γάρ* iſt hier explikativ, nicht kauſal), inwiefern der Gott den Zwiſt der Könige veranlaßt, doch geſchieht dies hier noch nicht ganz, da wir nur von der Sendung der Peſt hören, das Weitere aber, wie daraus der Zwiſt entſtanden, erſt viel ſpäter erfahren. Denn nachdem die Krankheit hier kurz erwähnt iſt, greift der Dichter mit dem nächſten *ὁ γάρ* v. 12. abermals zurück und erzählt uns deren Veranlaſſung, doch wiederum nicht ganz von vorn beginnend wie in dem ruhigen Bericht v. 366. (*ᾠχόμεθ' ἐς Θήβην*). Es iſt dies ein Zug epiſcher Dichtweiſe, welcher überall im homeriſchen Epos begegnet, die Handlung nahe dem Ende anzufangen und dann zurückzugreifen, in der Ilias ebenſo wie in der Odyſſee. Man erkennt hieran die Vorliebe (des Dichters und ſeiner Zuhörer) für die Scenen, welche die Höhe des Konflikts darſtellen, die ſchwerſten Kämpfe, die höchſte Noth und

wiederum die kindliche Ruhe und Geduld, die gerne auch zurückblickt und bei einzelnen Punkten nach Herzensluſt verweilt. Nicht allein die Anlage der Odyſſee, auch daß die Ilias nur Scenen aus dem letzten Jahr des Kriegs enthält, hängt hiemit zuſammen.*) Derſelbe Zug alſo iſt es aber auch, welcher vielfach im Einzelnen erſcheint und oft eine ſcheinbar wirre Anordnung der Handlung hervorbringt, wie an unſrer Stelle. Da der Dichter Apollo als Urheber des Zwiſtes genannt, deſſen Eingreifen aber doch wiederum motiviren will, ſo muß er die Geſchichte der Peſt zweimal erzählen. Dies geſchieht zuerſt nur mit wenigen Worten (weil ja erſt mit v. 12. die ausführliche epiſche Erzählung beginnt). So iſt denn hier nichts geſagt von den Pfeilen des Gottes, ſeinem Daherſchreiten, vom Klirren des Bogens. Kurz, faſt proſaiſch, heißt es: *νοῦσον-ὦρσε*, doch auch hier verräth ſich die Theilnahme des Dichters, der nicht ohne Wehmuth jenes Leides gedenken kann, in dem Zuſatz: *κακήν*. Und ſowie er trotz aller Kürze die Sendung der Krankheit nicht erwähnt ohne als Motiv vorauszuſchicken *βασιλῆι χολωθείς*, berichtet er auch nicht bloß, daß ſie gekommen, ohne zu gedenken, wen ſie betroffen: *ἀνὰ στρατόν-ὀλέκοντο δὲ λαοί*. Aber wie ſoll man dieſes *λαοί* verſtehen? Daß dieſes Wort abſichtlich im Gegenſatz zu *ἥρωες*, *βασιλῆες* (v. 9. *βασιλῆι*) gebraucht iſt, läßt ſich nicht verkennen. Und doch — eine bittre Tendenz im Sinn des horaziſchen quidquid delirant reges, plectuntur Achivi wäre ganz unhomeriſch. Die Erklärung liegt nahe. Alle Edlen, die der Sage nach den Krieg nicht überleben ſollten, mußten im ehrenvollen Kampfe fallen, ja bei den meiſten derſelben war dies wohl von der Sage fixirt; ſo blieben denn freilich für den ruhmloſen Tod durch die Peſt nur die *λαοί* übrig.

Jedoch noch iſt das *βασιλῆι χολωθείς*, durch welches der Satz *νοῦσον ὦρσε* begründet worden, nicht motivirt; auch dieſes geſchieht nun, denn nicht aus deſpotiſcher Laune darf der Groll des Gottes entſprungen ſcheinen. Dabei bemerken wir wieder die Anticipation des Folgenden, indem ſchon hier geſagt wird (*ἠτίμασεν ἀρητῆρα Ἀτρείδης*), was doch ſogleich ſoll ausführlich erzählt werden. Der Dichter will nicht überraſchen, nicht ſpannen, er fürchtet nicht durch die Andeutung des Erfolgs das Intereſſe der Zuhörer abzu-

*) Dieſe Beobachtungen haben bekanntlich ſchon die Alten gemacht, vgl. die Scholien und Euſtath. zum Anf. der Ilias.

ſchwächen. Der Grund aber des göttlichen Zornes iſt durchaus nicht der Raub der Prieſterstochter, ſondern nur die Nichtachtung und Verhöhnung des Prieſters ſelbſt. Soweit iſt alſo der Dichter (oder ſeine Zeit) bei aller Ehrfurcht vor der prieſterlichen Autorität doch von jeder abergläubiſchen und abgöttiſchen Vorſtellung entfernt, daß die Beraubung des Prieſters völlig unbedenklich erſcheint und in nichts von der Beraubung eines andern Mannes unterſchieden wird. (Im Einzelnen iſt noch zu beachten die bedeutſame Wortſtellung: Nachſtellung des subj. *Ἀτρείδης*, in den folg. V. hinübergezogen, *ἀρητῆρα* an den Schl. des vor. Verſes, ſo daß Obj. und Subj. bedeutungsvoll zuſammengerückt ſind.)

Die Erzählung iſt bei aller Anſchaulichkeit kurz, ſie enthält nichts von dem Kummer und den Thränen des Prieſters, nicht einmal ein Wort der Erklärung über den Raub der Tochter, ſie ſchildert nur in wenigen Zügen das Kommen des Alten. Doch ſchon heißt es hier nimmer *ἐπὶ στρατόν* (wie v. 10. *ἀνὰ στρατόν*), ſondern ſchon poetiſcher, maleriſcher: *θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχ.* Ins Lager alſo zum geſammten Heer kommt er, nicht zum Oberfeldherrn allein. Man könnte nun erwarten, daß zuerſt geſagt würde, was er bringe, und dann erſt, was er gewollt; aber wie dem Greiſe ſelbſt, ſo drängt ſich dem Dichter dieſes vor, *λυσόμενός τε θύγατρα*, und jetzt erſt: *φέρων τ' ἀπερείσι' ἄποινα.* Trotzdem erſcheint er nicht als Bettler, ſondern feierlich mit den Zeichen ſeiner Würde, dem goldnen Stab und der Binde ſeines Gottes (d. h. wohl des Bildes desſelben) daran, dennoch aber (trotz des Bewußtſeins ſeiner Würde) nicht ſtolz, nicht fordernd, bringt er ja doch unermeßliches Löſegeld und ſpricht in der Haltung des Flehenden (*ἑλίσσετο*). Damit, daß er ſeine Bitte an Alle richtet, wird motivirt, daß die Andern nachher (v. 22.) ihr Urtheil und ihren Wunſch zu erkennen geben, wodurch das Verhalten Agamemnon's um ſo verurtheilenswerther wird. Damit aber, daß er ſich an die Atriden vornehmlich wendet, iſt dem Stolz des Oberfeldherrn genuggethan. Alle dieſe Momente aber ſind dem Dichter ſo werth, daß er, obgleich er ſie uns ſogleich durch den Mund des Prieſters mittheilen will (die Richtung der Bitte an alle Ach., die Atriden aber vor allen, ſeine Abſicht die Tochter zu löſen, die Darbietung des Löſegeldes, die Berufung auf Apollo), doch ſchon vorher beim Erſcheinen desſelben ihrer gedenkt.

Mit der feierlichen Anrede: *Ἀτρεῖδαί τε κ. α. ἐὺκν. Ἀχ.* läßt der

Dichter den Prieſter beginnen. Die Häufigkeit ſolcher Beiwörter wie das *εὐκνημῖδες* bei *Ἀχαιοί* wird uns nicht hindern dürfen, doch auch in ſolchen Nebendingen feine Züge zu bemerken. Die Bezeichnung iſt von einem untergeordneten Theil der Rüſtung hergenommen, aber eben darin liegt das Ehrende. Wo die Bewaffnung ſo vollkommen, daß auch die Beine aufs beſte geſchützt ſind, wie muß es da um Helm und Schild, um Schwert und Lanze beſtellt ſein! Aber während die Achaeer mit einem Epitheton angeredet werden, fehlt ein ſolches bei Nennung der Atriden. Jedoch das Patronymikum iſt für ſich ſchon ein Ehrenname; alle Andern werden nur mit dem gemeinſamen Volks- (oder Stammes-) namen bezeichnet, ohne daß ein Einzelner namentlich herausgehoben wird. Dazu kommt vielleicht noch der — ſoll man ſagen metriſche oder ſtiliſtiſche? — Grund, daß am Anfang des Verſes, wenn dieſer erſt ſich bilden und der Gedanke ſich äußern ſoll, die Epitheta knapp und ſparſam verwendet werden, gegen den Schluß hin dagegen, wenn der Gedanke ausgedrückt iſt und die Rede nur noch der Fülle und Rundung ermangelt, reichlicher zur Anwendung kommen. Eine äußerlich ſcheinende Anſicht, die aber doch wohl begründet iſt. Aehnlich leſen wir z. B. *χαλκός τε χρυσός τε πολύχμητός τε σίδηρος* XI, 133 u. ö.

Auch aus dem Mund des Prieſters hören wir kein Wort über den Raub der Tochter, keine Klage über ſeinen Schmerz; er beginnt nicht einmal mit ſeiner Bitte ſondern dieſe zurückhaltend mit einem Wunſch für ſie, die Achaeer. Euch mögen die Götter die hohen, mächtigen (*Ὀλ. δωμ. ἐχ.*) verleihen — denn freilich iſt er nicht im Stand ihnen Hülfe zu bieten, wie er ſie von ihnen begehrt; und nun nennt er, wornach ſie am meiſten trachten: *ἐκπέρσαι Πριάμοιο πόλιν, εὖ δ' οἴκαδ' ἱκέσθαι.* Ob in dieſem Wunſch die dem griechiſchen Prieſterthum (dem delphiſchen z. B.) eigne Neigung und Gewandtheit ſich mit dem jeweiligen Gewalthaber zu vertragen (man denke auch an Maron Od. IX, 197.) zu erkennen ſei, mag dahingeſtellt bleiben. Auf Seite der Troer ſtand wohl ſeine Stadt wie Thebe (366. VI, 397.); indeſſen genügt es auch daran zu denken, daß die Vaterlandsliebe ſich immer nur auf die ſpecielle Vaterſtadt bezog, nicht einmal die Nachbarſtädte mitumfaßte. Eine Frage verdient auch der Ausdruck *Πριάμοιο πόλιν.* Dieſe Bezeichnung einer Stadt mit dem genit. possessoris iſt ſehr ſelten; zwar heißt Athen II, 547 *δῆμος Ἐρεχθῆος*, Pylos wird Od. III, 4. die

Stadt des Neleus genannt, Lemnos XIV, 230. die des Thoas, Kos II, 677. die des Eurypylos (in welchen beiden Fällen natürlich nicht die bekannten Helden gemeint ſind), aber keine griechiſche Stadt iſt nach einem noch lebenden Herrſcher genannt. Und wenn auch Agamemnon IX, 149. ſehr abſolutiſtiſch von ſeinen zu verſchenkenden Städten ſpricht, ſo ſucht man doch bei den griechiſchen Städten Mykenae, Sparta, Argos, Phthia u. a. vergebens nach einer Bezeichnung jener Art. Darf man nicht auch hierin die Andeutung eines verſchiednen Verhältniſſes der aſiatiſchen Städte vermuthen? Was der Prieſter den Achaeern wünſcht, iſt alſo *ἐκπέρσαι Πρ. π.* — denn zerſtören, nicht erobern iſt ihre Abſicht, nur damit iſt ihre Aufgabe vollbracht — und, wie er gemüthvoll hinzuſetzt, *εὖ δ' οἴκαδ' ἱκέσθαι.* Dieſe Worte beweiſen, daß nicht Schmeichelei und Wohldienerei aus ihm ſprechen, denn der Schmeichler ſucht die Ruhmbegierde des Andern zu befriedigen, ohne ein Herz für ſein Wohl oder Wehe zu haben, die glückliche Heimkehr iſt aber nichts Rühmliches wie der Sieg. Zugleich iſt dieſe Hindeutung auf die glückliche Heimkehr, alſo auch auf die Wiedervereinigung mit den Lieben, eine zarte Vorbereitung auf die folgende Bitte, ihm ſeine Tochter zurückzugeben. Nach dem erſten Glied *ὑμῖν μὲν* — war hier zu erwarten, daß der dat. *ἐμοὶ* voranſtehe, aber der Gedanke an die Tochter drängt ſich jetzt vor, daher: *παῖδα δ' ἐμοὶ λῦσαι τ. φ. παῖδα* (oben v. 13. *θύγατρα*) wohl mehr die Schwachheit und Hülfloſigkeit bezeichnend; dazu nur *φίλην*, welches allein er nicht unterdrücken kann, aber kein lobendes Epitheton. Ueberaus zart aber iſt die Darbietung des Löſegeldes (*ἄποινα* natürlich hier ohne Beiwort, nur mit dem demonſtrat. *τά*) ausgedrückt, indem *δέχεσθαι* dem *λῦσαι* koordinirt iſt, ſo daß es nicht als Motiv, das die Achaeer beſtimmen ſoll, ſondern auch als Inhalt der Bitte erſcheint. Als einziges Motiv folgt am Schluß die Erinnerung an die dem Gott ſchuldige Ehrfurcht: *ἀζομ. Δ. υ. ἑκ. Ἀπ.* In der ausführlichen Bezeichnung gibt ſich der Stolz des Prieſters kund; *ἑκηβ.* deutet auf des Gottes Strafgewalt, doch ohne beleidigend zu ſein. So ſchließt alſo die Bitte nicht drohend, aber auch nicht unterwürfig, ſondern einfach mit Ernſt und Würde.

Nicht ein Einzelner, ſei er auch hervorragend wie Achill, Neſtor oder Odyſſeus, ſondern das ganze Heer ſpricht ſich für den Prieſter aus, aber zugleich (die Rede muß natürlich indirekt mitgetheilt werden) in der zarteſten Weiſe gegen Agamemnon. Sie vermeiden zu ſagen,

was ihm empfindlich sein mußte, nennen das Opfer nicht, das er bringen soll, sie fordern ihn nur zu dem auf, was ihm Motiv sein soll, woraus denn freilich folgte, daß er, wenn er darauf achtete, auch die Tochter zurückgeben mußte: *αἰδεῖσθαι ἱερῆα καὶ ἀγλαὰ δέχθαι ἄποινα.* Der Priester hatte nicht verlangt, daß sie ihn ehren und scheuen, sondern den Gott; sie nennen einfach den Priester, wie denn das Volk um den Gott näher zu haben gern jenen an dessen Stelle setzt. Sie stellen dieses Moment voran, aber sie setzen aufrichtig das nicht geringere hinzu: *κ. ἀγλαὰ δ. ἄποινα* (man bemerke: oben in der Erzählung hieß es *ἀπερείσι' ἄπ.*, in der Rede des Priesters *τά τ' ἄπ.* ohne Beiwort, hier wo der Eindruck auf das Volk reflektirt wird *ἀγλαά*).

Diese Aeußerung des Volkswillens findet statt, ehe Agam. sich entscheidet. Hätte er vorher gesprochen, das Volk nach ihm und gegen ihn, so konnte Stolz ihn bewegen, bei seinem ersten Wort zu bleiben; jetzt ist er noch frei, und die allgemeine Stimme des Heeres zeigt ihm, wie berechtigt das Verlangen des Priesters, wie annehmbar dessen Anerbieten, erleichtert ihm also das Nachgeben (denn er folgte in diesem Fall allen Freunden, nicht bloß dem Priester) und macht eine Ablehnung um so unentschuldbarer. Wie verhält er sich nun?

Der Dichter erzählt zunächst in seiner anticipirenden Weise, was wir sogleich aus des Königs Mund hören werden: *ἀλλ' οὐκ Ἀτρ. κτλ.* v. 24. 25. In dreifacher Weise bezeichnet der Dichter die Haltung des Königs, zuerst mit *οὐκ — ἥνδανε θυμῷ* (einen Grund hat er also nicht — außer daß es ihm eben nicht gefällt; s. hier den homer. Ausdruck für das stat pro ratione voluntas, car tel est notre plaisir!), dann *κακῶς ἀφίει* und dazu noch *κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν*, wo *κακῶς* und *κρατερόν* wieder ebenso des Dichters Urtheil und Empfindung aussprechen wie *οὐλομένην* v. 2. oder *κακήν* v. 10. Im Einzelnen ist noch zu sehen, daß die drei Wendungen nicht koordinirt drei aufeinanderfolgende Züge ausdrücken (so pedantisch ist Homer nicht); nur der erste, die Gemüthsstimmung schildernde, Satz entspricht der Zeitfolge, das *κακῶς ἀφίει* bezeichnet dann sogleich die ganze Aeußerung derselben (wovon das Folgende auch ein Theil ist); nachdem aber dies geschehen, läßt er noch das Härteste daran, die unbarmherzige Antwort, folgen.

Wie der Priester mit einem Wunsch begonnen, der noch nichts von seinem Verlangen enthielt, so antwortet auch Agam. nicht sofort

direkt auf deſſen Bitte; aber während jener Glück und Heil gewünſcht, beginnt dieſer ſcheltend und drohend, als ob das (überdies ganz vorwurfsloſe) Bitten ſchon ein Unrecht geweſen wäre: *μή σε, γέρον* — das (bisher vom Dichter nicht angedeutete) Alter des Prieſters iſt ihm alſo nicht entgangen und doch! (das Beiw. *κοίλῃσιν* bei *νηυσίν* zeigt, wie auch die Reden der handelnden Perſonen ſelbſt im Affekt den allgemeinen Charakter epiſcher Erzählung nicht verleugnen, m. a. W. wie der Dichter, nicht dramatiſche Täuſchung erſtrebend, ſich nicht verſagt einen Moment bei dieſem oder jenem Gegenſtand zu verweilen, auch wo dies in wirklicher Rede ſicherlich nicht geſchehen würde.) „Daß ich dich nimmer bei den Schiffen treffe," ruft Agam., macht alſo ſchon das Kommen und Daſein dem Prieſter zum Vorwurf, und ſo erbittert iſt er, daß er ihm auch ſogleich für alle Zukunft die Hoffnung abſchneidet: *ἤ νῦν δηθύνοντ' ἢ ὕστερον* — alſo auch daran denkt er ſchon und droht ihm für dieſen Fall. Und doch hat er bei allem Zorn wie das Alter des Prieſters ſo auch die Zeichen ſeiner Würde nicht überſehen, deſſen Berufung auf ſeinen Gott v. 21. nicht überhört, wie der Hohn beweiſt v. 28: *μή νύ τοι οὐ χραίσμῃ σκ. κ. στ. ϑ.*

Auf dieſen Anfang folgt die beſtimmte Antwort: *τὴν δ' ἐγὼ* (ich, nicht wir, obgleich doch v. 17 ff. nicht er allein angeredet war; er achtet nicht auf den Rath der Andern, verbirgt aber auch den Grund ſeiner Abweiſung nicht durch den Gebrauch eines Pluralis) *οὐ λύσω*, und nicht bloß ohne ein Wort der Entſchuldigung, des Bedauerns, des Troſtes und wäre es auch nur eine Hindeutung auf die keine Schonung zulaſſenden Zuſtände des Kriegs, auf den Raub Helena's oder Ä., ſondern der Vater muß zu ſeiner tieferen Kränkung das künftige Loos der Tochter erfahren: *πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν κτλ.*, wobei der Zuſatz *τηλόϑι πάτρης*, nachdem doch ſchon vorhergegangen: *ἡμετ. ἐνὶ οἴκῳ ἐν Ἄργεϊ*, und die Schilderung des Zwanges, der dort der Tochter wartet, den Vater beſonders betrüben mußte. Und ohne daß dieſer etwas zu erwiedern verſucht, ſchließt die Rede wieder drohend: *ἀλλ' ἴϑι, μή μ' ἐρεϑ.* Das Verletzende liegt aber nicht bloß im Inhalt ſondern auch im ironiſchen Ton des Anfangs und Schluſſes, welche Rath und Warnung enthalten, alſo Fürſorge zu verrathen ſcheinen, ohne freilich wirklich täuſchen zu ſollen.

Es könnte faſt unbegreiflich, alſo unmotivirt, ſcheinen, daß ein Edler und Fürſt wie Agam. jene Bitte in dieſer Weiſe beantwortet.

Begreiflich wird es aber durch das Bewußtsein des Unrechts. Wer sich im Recht weiß, kann ruhig ablehnen; der König fühlt aber, daß es unbillig ist, dem Greis seine Bitte abzuschlagen, und so kommt er in Leidenschaft zu Schimpf und Hohn. Und hiemit erst, durch die Beschimpfung des Priesters und seines Gottes, macht er sich eines Frevels schuldig. Denn verpflichtet zur Gewährung der Bitte war er zwar durch die Billigkeit, aber durch kein Gesetz; allein die Härte und Rücksichtslosigkeit seines Verfahrens kann nichts rechtfertigen. Doch ist die andre Seite nicht ganz zu übersehen. Daß Agam. weder durch die Berufung auf den Gott noch durch den Rath und Wunsch des Heeres sich beeinflussen läßt, zeugt von einem freilich das Maß überschreitenden Selbstgefühl, zeugt also wenigstens nicht von Schwäche. Ein Rest von Besonnenheit ist darin zu erkennen, daß er mit Mißhandlung zwar droht aber andeutet, daß er sie lieber vermeide, sie also seiner selbst nicht für würdig hält. Endlich darf bei einem Griechen des heroischen Zeitalters doch auch bemerkt werden, daß das dargebotne Lösegeld ihn nicht einen Augenblick schwankend macht, so daß er, der doch sonst nichts übersehen, desselben mit keinem Wort gedenkt. Man sieht also: Agamemnon's Verfahren ist nicht gemein, aber es ist allerdings hart, grausam, frevelhaft.

Daß nach Agam. keiner der Andern das Wort ergreift, ist darin begründet, daß es der Volksgemeinde nicht zukam, dem Betheiligten wider dessen Willen seinen Beuteantheil zu nehmen, und da es zu einer Gewaltthat nicht gekommen war, so bestand für Keinen eine rechtliche Verpflichtung, wider Agam. sich zu erheben. Erklärt sich also das Stillschweigen der Andern, so wird doch andrerseits ebendadurch schon die nicht den Oberfeldherrn sondern das ganze Heer treffende Strafe motivirt. Denn durch das Stillschweigen bei der Beschimpfung des Priesters hatte sich das Heer gewissermaßen zum Theilhaber an Agamemnon's Schuld gemacht; es hatte dadurch wie Agamemnon selbst zwar nicht gegen ein weltliches Recht aber gegen die Pietät sich versündigt.

Dies führt zu noch einer Bemerkung. Spätere Dichter hätten vielleicht hier schon den Streit der Fürsten entbrennen lassen. Wenn Achill für den Priester gegen Agam. auftrat, so konnte er uneigennütziger, hochherziger erscheinen. Es ist gewiß bezeichnend für die Volks(-sage oder) -dichtung, daß Achill erst zu zürnen anfängt, wo es sich um seinen eignen Besitz handelt. Auch für die Leidenschaft

des edelſten Helden will der naive Sinn ein perſönliches Intereſſe als Motiv haben.

Der Prieſter ſelbſt ſpricht kein Wort mehr. Er erniedrigt ſich nicht zu demüthigen Bitten, erwiedert aber auch nicht mit Verwünſchungen die Rede des Königs; erſchrocken (ἔδεισεν) gehorcht er dem harten Befehl und geht ſchweigend (obgleich erſchrocken, doch ſtolz ſeinen Schmerz verbergend) παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης, wo er alſo lieber weilt als unter Menſchen. Freilich nicht als ob er in der Einſamkeit Troſt ſuchen wollte (vom „Troſt der Einſamkeit" wiſſen die homeriſchen Menſchen noch nichts; auch Odyſſeus V, 151 wird nur durch Sehnſucht dahin getrieben). Nachdem er abſeits der Schiffe gegangen (denn die Achaeer ſollen, wie ſeinen Schmerz nicht ſehen, ſo auch ſeines Gebets nicht ſpotten), wendet er ſich zu ſeinem Herrn Apollo. Erſt jetzt thut er dies, nicht ſchon beim Raub der Tochter, bemüht alſo den Gott nicht, ſo lange er ſelbſt Rath weiß.

Am Gebet des Prieſters iſt zuerſt zu bemerken, daß dasſelbe nicht mit Klagen beginnt (klagend iſt überhaupt nur der Ausdruck ἐμὰ δάκρυα), ſondern mit einem Lobpreis des Gottes, des Beſchützers von Chryſa und Killa, des mächtigen Beherrſchers von Tenedos,*) welcher alſo gewiß auch ihm, ſeinem Prieſter helfen kann. Daran ſchließt ſich aber ſofort die Erinnerung, daß er ihm auch helfen ſoll; denn, wie mächtig immer der Gott iſt, ſo hat doch auch er, der Prieſter, Verdienſte um ſeine Ehre (χαρίεντ' ἐπὶ νηὸν ἔρεψα) und hat ihm Angenehmes erzeigt (κατὰ πίονα μηρί' ἔκηα κτλ.), — eine Naivetät der Anſchauung, zu welcher ſich auch in chriſtlichen Gebeten Analogieen finden. Jetzt erſt kommt die Bitte: τίσειαν Δαναοὶ κτλ. An dieſer iſt am bemerkenswertheſten, daß der Greis nicht bittet, ihm ſeine Tochter wieder zuzuführen; das was ihn jetzt am meiſten betrübt, iſt ſeine eigne Verhöhnung. Was er jetzt wünſcht, iſt nur Genugthuung; nicht, daß ihm zu theil werde, wornach er ſich ſehnt, nur daß ſeine Feinde, die übermüthigen, beſtraft werden: τίσειαν (nicht: ſie ſollen beſiegt werden, untergehen, aber ſie ſollen

*) Ganz anders hatte ihn ſoeben der Dichter bezeichnet als den Sohn der ſchönen Mutter (v. 36). Des Prieſters feierliche Anrede ſieht ab von jeder ſolchen Beziehung; aber dem Dichter macht es offenbar Freude, indem er nach der eben geſchilderten betrübenden Scene erzählt, wie der Prieſter zu Apollo ſich gewendet, der ſchönen Mutter desſelben zu gedenken.

doch büßen) *Δαναοί*, also nicht Agamemnon allein oder besonders, wodurch das Folgende motivirt wird, *ἐμὰ δάκρυα*, also nicht so sehr sein Unglück, den Verlust der Tochter, als seinen Schmerz, seine Schmach, daß er, der Priester, habe weinen müssen; dies sollen sie büßen — nicht sagt er: durch Krankheit oder Tod, obwohl dies die Folge der *βέλη Ἀπόλλωνος*, sondern (es ist ihm mehr um die Anerkennung der Macht seines Gottes und um seine, des Priesters, Ehre, daher —): *σοῖσι βέλεσσιν*.

„So sprach er betend," sagt der Dichter hier, wie so oft, indem er fortfährt, — gewiß unnöthig, da wir schon v. 35. erfahren, daß er gebetet, und dann ihn selbst beten gehört; es ist als ob er noch einen Augenblick die Gestalt des Betenden in der Vorstellung festhalten wolle. (Ebenso verhält es sich mit der bekannten Uebergangsform Herodot's.) Sofort folgt nun der Bitte die Erhörung. Es ist aber nicht homerisch, daß die Götter durch den bloßen Willen wirken. Auch Zeus sendet den Hermes zur Kalypso, Hera gebraucht die Hülfe der Aphrodite u. s. w., wodurch die homerische Handlung überall so sehr an Reichthum gewinnt. So wirkt auch hier Apollo nicht vom hohen Olymp herab, sondern steigt selbst hernieder. Und, wie der Priester gebeten, so erscheint der Gott, nicht jenen zu trösten und zu beglücken, sondern *χωόμενος κῆρ*. An dieser ganzen Stelle aber ist eine Bemerkung zu machen, welche ein Hauptgesetz nicht bloß homerischer, sondern aller wahren Poesie betrifft. Nie versucht der gute Dichter die Katastrophe oder ein Hauptereigniß so zu schildern, als ob seine Beschreibung der Wirklichkeit entsprechen solle, wodurch seine Dichtung nur ermüdend und dennoch ungenügend, also lächerlich würde. Um so länger aber verweilt er bei den vorbereitenden Momenten, in welchen er die Wirklichkeit erreichen kann und durch welche die Phantasie erregt wird, so daß diese dann leicht vollzieht, was der Dichter doch nimmer vermöchte. Wie dieses Gesetz besonders für das Drama gilt, ist bekannt. Es versteht sich übrigens, daß beim guten Dichter überhaupt und vollends bei Homer an keine Absicht zu denken ist; vielmehr ist dies nur der natürliche Gang, in welchem sich die Handlung ihm darstellt und ebenso dann auch von ihm erzählt wird. So ist ihm das Erscheinen des Gottes schon ergreifend genug — würde er es sonst schrittweise verfolgen? sowie dann aber das Ereigniß selbst eintritt, da vermag er nimmer viele Worte zu machen, der sicherste Beweis, daß ihm die Sache selbst nahe geht. Der Gott also

kommt heran ähnlich menschlichen Helden, nur freilich höher und gewaltiger; er kommt mit Bogen und Köcher (letzterer mit Beiwort, obgleich doch der Bogen das wichtigere und glänzendere Stück ist, worüber s. z. v. 17). Trotz der Neigung der Alten und Homers vor allen zu plastischer Darstellung hat er auch einen Blick gethan in das Innere des Gottes (*χωόμενος κῆρ*), aber er begnügt sich allerdings nicht damit, zumal da freilich der Zorn allein auch des Gottes noch nicht tödtet, sondern länger verweilt er bei dessen äußrer Erscheinung. Furchtbar ist dem Dichter schon das Klirren der Pfeile, während der schreitende Gott sie noch ruhig im verschlossnen Köcher auf den Schultern trägt (wie schrecklich muß erst der Pfeilschuß selbst sein!). So naht er mit der todbringenden Waffe; doch ist nicht sie das Furchtbarste (so wenig sind die Götter dem Dichter abstrakte Dinge, elementare Mächte) sondern die Persönlichkeit des Gottes selbst. Aber wie läßt sich dessen Anblick beschreiben? Wo die direkte Bezeichnung nicht ausreicht, das Bild der Vorstellung wiederzugeben, hilft das Gleichniß. Helden nun kann der Dichter vergleichen mit Löwen, Stieren u. s. w., aber einen Gott? Hiefür muß er über alles Körperliche hinausgreifen. Donner und Blitz aber sind schon die Attribute des Zeus. So vergleicht denn der Dichter den Gott, den finstergrollenden, mit der Nacht; wobei freilich auffallend genug und ein Beweis, wie die natürliche Basis des Glaubens dem Bewußtsein entschwunden und die Götter dem Dichter lebendige Persönlichkeiten sind, daß Phoebus, der Sonnengott, mit der Nacht verglichen wird. Doch nicht schreitend, sondern sitzend richtet er seine Geschosse auf das Lager; so ernst und gemessen (nicht bloß im Vorbeigehen) vollbringt er, was er sich vorgenommen. Aber auch nicht mitten ins Lager tritt er; von ferne, von einem den Betroffnen unsichtbaren Punkt kommt das Unheil. Während aber der Dichter bei Menschen jede Bewegung betrachtet, wie der Held den Bogen spannt, den Pfeil nimmt, auflegt u. s. w., wagt er es bei dem Gott nicht seine Vorstellung so ins Einzelne zu verfolgen (nur: *μετὰ δ' ἰὸν ἕηκεν*). Aber auch jetzt noch nichts von der traurigen Wirkung — ist es Scheu, schon an diese zu denken, oder Bewegung von dem Eindruck des entscheidenden Moments, der ihn noch aufhält, oder kindliches Erstaunen über das den Vorgang begleitende sinnliche Zeichen? genug, er muß des furchtbaren Klangs des Bogens noch gedenken. Des silbernen — auch in solchem Zusammenhang, bei einer Begebenheit, die der Dichter

offenbar mit Theilnahme erzählt, behält er Ruhe genug, auch dieſen Umſtand zu bemerken, oder zeigt er, wie vielleicht richtiger zu ſagen, die Einfalt eines Kindes, welches auch am Grab des Vaters die ſchöne Blume wahrnimmt und daran ſich freut; ein Zug, nur denkbar bei einer Unſchuld und wahrhaften Idealität, welcher Alles, aber auch Alles, groß und bewundernswerth iſt, welcher aber bei uns, die wir immer auf das Ganze ſehen, unnatürlich ſein würde. Bisher war Alles ſo aufgefaßt und wird es auch fort und fort, als ob die Peſt Wirkung des Gottes und Folge der ſpeziellen Verſündigung an ihm wäre. Und doch ſchiebt ſich die natürliche Beobachtung (ſo wenig entbehrt der Dichter derſelben, daß ſie ſich ihm ungezwungen mit dem Mythus verbindet) hier ein, daß eine Peſt auch die Thiere ergreift, ja vielfach erſt von dieſen auf die Menſchen übergeht: *οὐρῆας μὲν πρῶτον ἐπῴχετο κτλ.*, worauf dann aber ſogleich folgt: *αὐτὰρ ἔπειτ' αὐτοῖσι.* Hier nun betrachtet der Dichter nicht mehr das Schwirren oder die Schnelligkeit des Pfeils, ſondern ſeine verwundende Kraft (*β. ἐχεπευκὲς*). Die Wirkung ſelbſt bezeichnet das einzige Wort *βάλλ'*. Und während bisher, wie alles das gekommen, ſo anſchaulich erzählt worden, erfahren wir hier nichts von dem Jammer der von den Pfeilen Getroffnen, nichts von der Furcht und den Klagen der Andern, und doch iſt alles dies und mehr, die verzehrende Macht des Todes und ſein raſender Lauf, enthalten in dem Bild der fort und fort lodernden zahlreichen Scheiterhaufen. — Wohl mag in dieſem Zug beſonders, wie in der ganzen Erzählung von der Peſt überhaupt, ein Nachklang der älteſten Vorſtellung von Phoebus, dem verzehrenden Brand ſendenden Sonnengott, verborgen ſein, wovon freilich der Dichter nichts wußte. Wenn dieſe Vermuthung geſtattet iſt, hätten wir hieran ein Zeichen, mit welcher Treue die Dichtung bei aller Freiheit der Geſtaltung, der Motivirung, der Charakteriſtik, überhaupt der ganzen Erzählung dennoch auch in kleinen Zügen der älteſten Sage gefolgt iſt.

Die neun Tage der Peſt mit dem zehnten, an welchem die Erlöſung herbeigeführt wird, erinnern an die neun Jahre des Kriegs, in deſſen zehntem die Stadt des Priamus fallen ſollte. Man nennt ſolche Zahlen formelhaft, was wohl nichts Andres ſagen ſoll, als daß es die Sage (oder alte Dichtung) liebt, unter ähnlichen Umſtänden ähnliche Größenbeſtimmungen anzuwenden. So zieht oft der antike oder überhaupt der naive Sinn, wo wir Originalität wollen, das

Stereotype vor. So haben in Sagen und Märchen der einen Art die Väter immer zwei Söhne, in andern drei oder ſechs oder zwölf, und die Trennung geliebter dauert zehn oder zwanzig Jahre. Solche Zahlen, die einmal für eine beſtimmte Sache als die rechten gelten, werden feſtgehalten, jede andre würde zu lang oder zu kurz erſcheinen; ſowie der naive Sinn (des Landmanns etwa) in allem Aeußeren, z. B. in der Tracht, ein beſtimmtes Maß liebt, was aber darunter oder darüber iſt unpaſſend findet. Damit hängt die andre, wichtigere, Seite zuſammen, das Maßvolle in den Größenverhältniſſen, beſonders in die Augen fallend bei Vergleichung orientaliſcher Dichtungen, welche mit den Zahlen förmlich Verſchwendung treiben, ſo daß ihnen Tauſende und Hunderttauſende wahre Kleinigkeiten ſind. Auch wo die Dichtung nicht der nationalen Heldenſage folgt, wo ſie faſt zur Märchenerzählung wird (wie in vielen Stellen der Odyſſee), zeigt ſich dieſe Eigenſchaft der homeriſchen Dichtung, die Wahrheitsliebe d. i. die Abneigung gegen alle Ueberkreibung. So iſt hier die Zeit von neun Tagen lange genug, das Leiden des Heeres als ſchwere Bedrängniß erſcheinen zu laſſen, ohne die Grenze des Erträglichen zu überſchreiten. Neun Tage alſo — *ἀνὰ στρατὸν ὤχετο κῆλα θεοῖο* (ſo ſehr erkennt der Dichter auch hier wieder in der Krankheit nicht bloß menſchliches Leiden, ſondern vor allem das göttliche Strafgericht); am zehnten beruft Achill das Volk zur Verſammlung — *λαόν*, da Alle an dem Leid betheiligt ſind, zugleich wohl auch, weil Achill weniger von den Fürſten als von den Prieſtern, Sehern, alſo Leuten aus dem Volk, Rath erwartet. Man bemerkt hier an Achill etwas Aehnliches wie oben am Prieſter. Hatte er nicht einen nähern Weg, die göttliche Mutter zu bitten, daß ſie den Zeus am Hülfe anflehe? Aber — hier herrſcht freilich große Verſchiedenheit — der Dichter bedient ſich im Ganzen doch ſparſam des ſo bequemen Mittels göttlicher Eingriffe; Achill gedenkt ſelten dieſer mächtigen Stütze, auch die neuen Waffen werden von ihm nicht erbeten, ſondern von der göttlichen Mutter ihm angeboten (XVIII, 130 ff.). Auffallend iſt aber allerdings, daß Achill die Verſammlung beruft, nicht (wie ſonſt) Agamemnon. Der Dichter konnte leicht dieſe Ordnung beibehalten, die Verſammlung durch Agamemnon berufen, durch ihn die Aufforderung zur Berathung über die Noth des Heeres ſtellen, dann aber ſogleich Achill mit ſeinem Rath (einen Seher zu befragen) auftreten laſſen. Erſtens alſo dachte man ſich die Ordnung dieſer Verhältniſſe nicht ſo be-

stimmt, daß es der Dichter nicht wagen durfte, einmal vom Gewöhnlichen abzuweichen. Sodann zeigt sich hier schon, wie der Dichter seinen Helden auffaßt. Dieser ist von Grund des Herzens voll Mitgefühl mit der Noth des Heeres, und ihn, der hier den ersten Schritt für sie thut, lassen sie sogleich darauf im Stich; andrerseits: er kann hier das Leiden des Heeres nicht länger ansehen, und seine Unbeugsamkeit wird bald für Alle die Ursache namenlosen Unglücks. Außer dem Mitgefühl zeigt schon dieser Schritt auch die Entschlossenheit Achill's, der, einer der Jüngeren, doch nicht wartet, bis ein Andrer die Sache angreift. Endlich die Reife und Besonnenheit seines Geistes, indem er der erste ist nicht bloß im Kampf sondern auch im Rath und erkennt, wann es Zeit, sich des einen oder andern zu bedienen. Oder sollte Mißgunst gegen Agam. den Dichter (dieses Stücks?) bestimmt haben? Doch der Dichter motivirt ja selbst, und scheinbar ganz anders. Achill berief die Versammlung, nicht weil er am meisten besorgt war um das Wohl des Heeres, sondern weil Hera es ihm eingegeben, und (dieses wieder motivirend) sie, weil sie besorgt war u. s. w. Aber warum ersah sie dazu eben ihn? Andrerseits sieht man hier wie anderwärts den Dichter den göttlichen Eingriff so maßvoll benützen (Hera gibt ja nicht einmal den Rath zu helfen, nur die Versammlung zu berufen), daß die menschliche Handlung kaum berührt wird.

Sowie nun die Versammlung berufen und beisammen ist, erhebt sich Achilles. Daß er seine mit τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη angekündigte Rede nur an Agam. richtet, ist ebenso wie v. 73., II, 283—84, und man könnte hierin eine Art konventionellen Tones erkennen, wenn nicht, wie oben bemerkt, andres gegen die strenge Uebung eines solchen Sprechende sich fände. Wenn also Achill, nachdem er in derselben Weise wie Agam. pflegt die Versammlung berufen, nicht auch gleich diesem mit einem κέκλυτέ μευ oder ὦ φίλοι, ἥρωες Δαναοί, beginnt, so wird dies als zur Charakteristik Achill's gehörig anzusehen sein, daß er einerseits unbedenklich einen Akt vornimmt, der gewöhnlich nur vom König ausgeht, doch an kein Umgehen oder Verdrängen desselben denkend die Allen geltende Rede an jenen richtet.

Daß Krankheit und Tod von Allen und von Achill selbst als schwere Uebel empfunden werden, kann nicht zweifelhaft sein. Dennoch beginnt er nicht mit einer Schilderung des Unglücks (das ja Alle

kennen) noch mit einer beſonders ergreifenden Klage (als ob ihm dieſe Noth näher ginge als Andern), ſondern — und damit zeigt er ſeinen klaren weitergehenden Blick und zugleich auch, was ihm das Wichtigere iſt — er erinnert ſogleich an die unvermeidliche Folge, die Nothwendigkeit ruhmloſer Umkehr, welche zudem ſelbſt noch abhängig iſt von der keineswegs gewiſſen Bedingung, daß ſie nämlich nicht Alle dem Tod verfallen (*εἴ κεν θάνατόν γε φύγοιμεν*). Ruhmlos heimziehen zu müſſen — man ſieht dies ſchon an der Voranſtellung des Gedankens — iſt ihm perſönlich das Schlimmere; dennoch iſt es ihm nicht fraglich (und durch dieſe Beſonnenheit unterſcheidet ſich überall der homeriſche Held von ſeinen mittelalterlichen Nachfolgern), daß man ſich dazu entſchließen müſſe, ehe es zum Hinſterben des ganzen Heeres komme. Eine Begründung dieſer Vorausſicht am Anfang war nicht nothwendig, da Alle die Lage kannten, und die Befürchtung ſelbſt drängte ſich ihm voran; nachdem dieſe aber ausgeſprochen iſt, weiſt er kurz — denn ſie ſollen ihm ja nicht um ſeiner Meinung willen glauben — auf den Stand der Dinge, damit ſie ſelbſt urtheilen, ob eine andre Ausſicht vorhanden, *εἰ δὴ ὁμοῦ πολ. τε δ. κ. λ. Ἀχ.*, womit er umfaſſend (auch *πόλεμος* nennt er, obgleich die Berathung zunächſt nur der Peſt gilt) und doch einfach und ruhig (*λοιμός* nur, nicht *κῆλα θεοῖο* od. Ä., und beides, *πόλεμος* und *λοιμός* ohne Beiw.) die Dinge bezeichnet. Doch dieſer Blick auf die wahrſcheinlichen Folgen iſt nur das Eine; Achill hat auch nachgedacht, wie zu helfen ſein möge. Was er vorbringt, iſt nichts Beſondres, was nicht auch jeder Andre konnte, es iſt ja nur der Rath, einen Seher zu befragen; allein daß er dieſen ausſpricht, iſt ſein Verdienſt. Man muß jedoch hier noch einen Punkt beachten. Daß die Peſt von Apollo kommt, weiß Achill und alle Andern (v. 64.), denn dies ſteht nach der Anſchauung des Heroenzeitalters feſt. Dennoch fordert Achill nicht ſofort auf, durch Gebete und Opfer den Gott zu verſöhnen; Gebete und Opfer haben alſo für ſich keinen Erfolg, wenn ſie nicht mit der Anerkennung einer beſtimmten Verſchuldung verbunden ſind, ſomit als Ausdruck dieſer Anerkennung dargebracht werden. So muß denn vor allen Dingen die Urſache des göttlichen Zorns ermittelt werden. Wie gleichgültig es für Achill iſt, welcher Weg hiefür gewählt werde, wie wenig er etwa im Voraus mit Kalchas in einem Einverſtändniß ſich befindet, wie unbefangen er bereit iſt jede Aufklärung zu verſuchen (Alles nur denkbar beim

Gefühl der Unschuld, welche keine Entdeckung scheut), zeigen die Worte: — *τινα μάντιν ἐρείομεν ἢ ἱερῆα ἢ καὶ ὀνειροπ.* (letztere wohl in geringerem Ansehen als jene; daher, denn Ach. selbst achtet solche Vorurtheile nicht, der Zusatz: *καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν*); und wie wenig er an eine ernsthafte Verschuldung auch Anderer denkt, zeigen die Worte: *εἴτ ἄρ' ὀγ' εὐχωλῆς ἐπιμ. εἴθ' ἑκατ.* Worauf dann erst der Ausdruck der Hoffnung folgt, durch Opfer die Versöhnung des Gottes zu erlangen.

Wie Achill nicht für sich selbst an einen Seher sich gewendet (welches er ja sicherlich durfte und welches das Nächstliegende war), sondern (bescheiden und besonnen) dies der Versammlung überläßt, damit diese direkt die vorher keinem Einzelnen kundgewordne Offenbarung vernehme, so richtet er noch in der Versammlung selbst seine Aufforderung nicht unmittelbar an die Seher oder Priester (etwa: wer unter euch den Willen des Gottes kennt, sage uns u. s. w.), sondern er trägt seine Anfrage an diese so vor, daß es noch bei der Versammlung und besonders bei Agamemnon steht, ob sie sich dieselbe aneignen wollen. Doch, ohne irgend eine weitere Aeußerung abzuwarten, erhebt sich Kalchas, bereit den Wunsch des Helden, in dessen Worten er eine direkte Aufforderung an sich erblickt, sofort zu erfüllen. So groß ist also Achills Ansehen beim ganzen Heer, daß in seinem bescheidnen Rath der Seher einen bestimmten Befehl sieht und jeden Zweifel an der Zustimmung Agamemnons und des ganzen Heeres für unmöglich haltend demselben gehorcht. Aber, da Achill Seher verschiedner Art erwähnt, was berechtigt den Kalchas, sogleich aufzustehen? Dieser spricht sich darüber mit keinem Wort aus, aber für ihn thut es der Dichter durch die Schilderung, mit welcher er ihn einführt. Er bezeichnet ihn zunächst mit dem vollen Namen *Κ. Θεστορίδης*, er ist also, wenn auch Agam. gegenüber *ἀνὴρ χερείων* (v. 80.), doch nicht ohne Namen und Geschlecht (wie Thersites); in der ehrenvollen Herkunft liegt aber für den aristokratischen Dichter schon eine Art Gewähr edler Gesinnung und Haltung, welche ihm ohne jene undenkbar. Aber freilich muß die persönliche Tüchtigkeit hinzukommen; so bei den Fürsten, wie viel mehr bei den Geringern! So ist *Κ. οἰωνοπόλων ὄχ' ἄριστος*, unter mehreren, die doch alle keine Lügenpropheten, der ausgezeichnetste, — wobei zu sehen, wie der Dichter auch bei einem Beruf, welcher lediglich Gabe der Götter (v. 72.), also streng genommen menschliches Verdienst

ausſchließt, doch in echt menſchlicher Weiſe Gradunterſchiede ſetzt. Freilich zeigt ſchon die folgende Schilderung, wie göttliche Gabe und menſchliche Thätigkeit dem Dichter ineinanderfließen, ja wahrhaft Eins ſind: ὅς ἤδη τά τ' ἐόντα κτλ. Was der Dichter zuerſt nennt, iſt die Gegenwart, das den Menſchen unmittelbar Berührende; dann folgt das Zukünftige, nach welchem der Menſch zunächſt fragt, zuletzt erſt die Vergangenheit, deren Betrachtung nur der gebildetere reifere Sinn ſich zuwendet; Alles zuſammen ein Beweis, daß ſich der Dichter die Prophetie nicht denken kann ohne Weisheit, d. i. durch Betrachtung der Gegenwart und Vergangenheit erworbne Reife der Erfahrung. Bisher hat der Dichter des Sehers Trefflichkeit durch allgemeine Züge geſchildert, es folgt noch ein konkreter von dem, was er gethan; wie es denn überhaupt nicht ſo iſt, daß der Dichter allgemeiner Schilderung ſich ganz enthält; wohl aber bleibt er bei dieſer nicht ſtehen, ſondern dieſelbe geht ſelbſt in Handlung über. So alſo auch hier: καὶ νήεσσ' ἠγήσατ' Ἀχ. Und jetzt erſt am Schluß heißt es noch (zugleich für das Folgende bedeutſam): ἦν διὰ μαντοσ. ἦν οἱ π. Φ. Α., entſprechend der natürlichen Betrachtung, welche zuerſt auf die wirklichen Eigenſchaften und Handlungen ſieht, dann erſt dazu kommt dem Grund derſelben nachzufragen. Dieſer Mann alſo iſt es, der verſtändig (ἐὔφρ., ſetzt der Dichter wieder anticipirend hinzu; er freut ſich der Rede, die er ja ſchon im Sinne hat, im Voraus) zu ihnen redet und ſpricht.

Ὦ Ἀχιλεῦ κέλεαί με beginnt er. Daß Ach. ihn nicht beſonders genannt, hat ihn alſo nicht beleidigt, aber er denkt auch nicht ſo gering von ſich, zu warten, bis etwa ein Seher nach dem andern gefragt werde. Achills Rede hat auch ihm gegolten, und ſo hält er ſich für verpflichtet zu reden, ohne zu fragen, ob nicht auch Andre dieſelbe Pflicht haben, da dies ihn nicht von der ſeinigen entbindet. Er kannte aber die Urſache der Peſt ſchon vorher, wagte es nur nicht ſie öffentlich zu nennen. So untergeordnet iſt alſo der Seher den Führern, daß er ohne ihre Aufforderung nicht reden darf, wogegen II, 322 als Stück einer Erzählung, welche eine frühere Handlung abkürzend berichtet, nichts beweiſt. Hier aber ſäumt er nun nicht trotz ſeiner perſönlichen Bedenken. Naiv (denn dieſes iſt es und ſicherlich nicht zu der berufenen homer. Ironie zu rechnen) iſt es, daß der Seher, der doch unter dem beſondern Schutz ſeines Gottes ſteht, in dieſem ſich durchaus nicht ſicher fühlt ſondern den näheren und greifbaren Achill's

begehrt. Doch sagt er nicht: ich würde, wenn — oder: wenn nicht —, sondern entschlossen: du heißest mich — und so werde ich denn reden. Dann erst (so fest ist sein Vertrauen zu Achill, daß er seinen Entschluß unbedingt ausspricht): du aber merke und schwöre mir. — Hülfeleistung soll ihm Ach. zusichern, und diese Hülfe soll ihm Ach. leisten *πρόφρων* (so ist es dem Dichter überall nicht bloß um die äußerliche Handlung zu thun, sondern wie, mit welcher Gesinnung sie geschieht) und *ἕπεσίν κ. χερσίν*, womit auch K. zu erkennen gibt, wie trefflich Achill nicht bloß im Kampf, sondern auch im Rath. Der Seher ist aber so aufrichtig, sich Achill's Beistand nicht im Allgemeinen für etwaige Unbilden zu erbitten, sondern sehr bestimmt zu erklären, wozu er dieses Beistands gewiß zu sein begehre. Aber bei dieser Offenheit ist er doch klug genug, nicht ohne Noth und voreilig die Person Agam.' zu nennen, so daß sein Ausdruck (v. 78. 79.) trotz aller Deutlichkeit noch etwas Unbestimmtes behält (v. 90.). Aber auch bei dieser Befürchtung sieht man die gereifte Erfahrung des nicht unbillig urtheilenden, nur eben nicht zu leicht vertrauenden Menschenkenners. Vorzug und Vortheil sind eben doch allemal auf Seite des Fürsten, wenn dieser einem geringeren Manne zürnt; dieser Gedanke geht voran, wie noch jetzt ein schlichter Redner (ein Landmann z. B.) eine Erörterung gerne mit einem allgemeinen Satz, einem Sprüchwort z. B., beginnt. An der Erläuterung aber, wie er dies meine, sieht man, daß der Seher dem König allerdings Edelmuth genug zutraut, seinen Zorn für den Augenblick zu beherrschen, jedoch besonnen genug ist, sich damit noch nicht zu beruhigen. Doch er will ja nur andeuten; eine Fortsetzung des letzten Gedankens, ehe ihm noch eine Unbill begegnet, würde lieblos sein, und so bricht er rasch ab und schließt mit der Bitte an Achill, — nicht sich zu erklären, sondern (er will auch ihm keine Uebereilung zumuthen) sich zu bedenken.

Was war für Achill zu bedenken? Daß durch den Spruch des Sehers einer der Edlen schwer beleidigt werden würde und in Folge dessen jenem feindselig begegnen, daß damit er selbst in traurige Verwicklungen gerathen werde, deren Ausgang nicht abzusehen, für welche aber die Freundschaft des Sehers gegenüber dem Anhang eines mächtigen Fürsten ein schwaches Aequivalent bot, dies alles lag nahe genug; aber es handelte sich ja um die Rettung des Heeres, was war da also zu bedenken? So spricht denn Achill keineswegs eine solche

Erwägung aus (hier gab es für ihn nichts zu erwägen), ſondern ſogleich die ermunternde Zurede: θαρσήσας (welches gewiſſermaßen dem πρόφρων v. 77. entſpricht; der Seher wünſcht, daß ihm Ach. nicht bloß beiſtehe, ſondern πρόφρων; Ach. fordert jenen auf, nicht bloß zu reden, ſondern θαρσήσας μ. εἰπὲ θεοπρ. ὅ,τι οἶσθα wenn es alſo auch Einem oder dem Andern unangenehm ſein mag). Und nun folgt als Begründung die eidliche Zuſicherung ſeines Schutzes. Mit einem Schwur bei Apollo, dem Gott des Sehers, einem Schwur alſo dem dieſer am meiſten vertrauen muß, erklärt Achill — nicht: dem Seher, wenn ihm ein Leid geſchehe, zu Hülfe kommen zu wollen, noch weniger drohend gegen Andre, wer jenem ein Leid zufüge, werde ſeine, Ach.', Rache zu fühlen haben, vielmehr: zu einem ſolchen Fall wird es gar nicht kommen: οὔτις ἐμεῦ ζ. κ. ἐπὶ χθονὸς δερκ. (nicht ſchon das Athmen, ſondern das Sehen iſt dem Griechen Zeichen des Lebens) σοὶ κ. π. ν. βαρ. χεῖρ. ἐποίσει. Es iſt der edelſte d. h. aber auch reinſte Stolz, den dieſe Worte ausdrücken. Denn ſo kann nur ſprechen, wer ſich im Beſitz einer Kraft weiß, die nichts zu fürchten, ja, weil von Keinem bezweifelt, nicht einmal einen Verſuch des Widerſtandes zu erwarten hat. Dabei liegt aber in dieſen Worten doch nichts Geringſchätzendes, Beleidigendes gegen Andre, wie wenn er etwa drohend ſich geäußert hätte. Es iſt ja überhaupt nichts ſubjektiv an dieſer Rede, vielmehr konſtatirt er nur die (ob auch künftige, darum nicht weniger ſichere) Thatſache: ſo wird es ſein, Keiner wird dich antaſten. Wenn irgend etwas, ſo bezeichnen dieſe Worte den edlen, nämlich unſchuldigen von allem Hochmuth freien, aber unbeſchreiblich hohen und herrlichen Stolz des Helden. Auch der Zuſatz, welcher nach συμπ. Δαν. folgt, οὐδ' ἢν Ἀγαμ. εἴπῃς ὃς νῦν κτλ. drückt keine Mißachtung aus, denn mit οὐδ' ἢν — gibt ja Ach. zu, daß in Hinſicht auf Agam. ein Zweifel allenfalls ſich regen könne, da derſelbe allerdings an Macht und Rang (ἄριστος Ἀχ.) über ihm ſtehe; nur freilich hält er es ebendarum für nöthig, den Seher ausdrücklich auch in Bezug auf Ag. zu beruhigen.

Weder hier noch ſpäter zeigt ſich eine Spur einer Verſtimmung über dieſe Rede Achill's, auch nicht bei Agam. ſelbſt. Wenn man aber dieſes wahrnimmt, wird man nicht mit (Nägelsbach) urtheilen dürfen, daß Achill die Oberherrlichkeit des Ranges (Agam.') nicht achte, daß ferner die Stellung, welche Achill hiemit einnehme, den

Streit möglich mache, somit also wohl der erste Keim des kommenden Zwistes in dieser Rede enthalten sei. Spricht dagegen schon wie bemerkt die Ausdrucksweise: *οὐδ ἦν* —, so sei zum Ueberfluß noch daran erinnert, daß die Unterscheidung zwischen Amt und Person allen Zeiten, also auch wohl der homerischen, wenigstens in gewißem Sinn für eigen zu halten ist. Handelt sichs doch hier nicht um einen Feldzugsplan oder sonst irgend einen Akt, in welchem Agam. als Oberfeldherr handelt (wiewohl man auch hiefür gedenken mag, wie die Helden seine Rügen und Rathschläge beantworten IV, 350 ff. IX, 32 ff.) Wie heutzutage der letzte Offizier außerhalb des militärischen Dienstes so frei ist, daß er auch dem Obersten entgegentreten, einen Dritten gegen diesen beschützen kann u. dgl., so und noch mehr müssen wir ja dasselbe bei den homerischen Verhältnissen statuiren. Da nun aber an die Möglichkeit eines Einschreitens Agam.' gegen Kalchas kraft seiner richterlichen Befugniß, welche ihm anderwärts (z. B. II, 391—93) allerdings zugeschrieben wird, hier nicht zu denken ist, Ach. also den Seher nicht hiegegen, sondern nur gegen die Privatrache eines jeden, freilich somit auch des mächtigsten, zu schützen verspricht, so kann von einer Leugnung der Oberherrlichkeit des Rangs von Seite Achill's nicht die Rede sein. Die einzige Folge seiner Worte ist, daß der Seher Muth gewinnt und seinen Spruch verkündet.

Derselbe beginnt damit, daß er an Achill's Vermuthungen anknüpfend dieselben ausdrücklich verneint, worin vielleicht eine Schicklichkeitsregel zu erkennen ist, welche dem niedriger Stehenden im Verkehr mit Vornehmern gebot, an deren Rede die Antwort genau anzuschließen, um s. z. s. kein Wort desselben zu ignoriren. Noch mehr tritt dies hervor an jener Stelle in VI, 383—85 (vgl. 378—80.), wo die Schaffnerin dem nach der Gattin fragenden Hektor genau erwiedert, sie sei weder dahin, noch dorthin gegangen, sondern —. Wenn dann der Seher die wirkliche Ursache des göttlichen Zorns angibt, so sieht man, daß er es nicht vermeidet den König zu nennen (etwa durch den Gebrauch der 1. oder 2. Pers. des Pl.: „weil wir dem Priester nicht die Tochter zurückgegeben u. s. w."), demselben somit ohne Scheu die Schuld zuschreibt. Jedoch geschieht dies insofern in der mildesten und ruhigsten Weise, als durchaus nicht mit einem *αἴτιός ἐστι* (wie III, 164.) ein Urtheil ausgesprochen sondern nur an die Thatsache erinnert wird. Und ohne allen subjektiven Zusatz. So steht *Ἀγαμέμνων* ohne Beiwort (ein ehrendes konnte ja wie

Spott lauten), ebenso θύγατρα, ἄποινα ohne Zusätze wie φίλην u. dgl., die Verba ἠτίμησ', οὐδ' ἀπέλυσε, οὐκ ἀπεδέξατ' sind die ganz entsprechenden, nicht mildernden noch übertreibenden Ausdrücke für die Handlung ohne jeden adverbialen Beisatz. Sind aber die drei Glieder koordinirt, also drei Vergehen vom Seher aufgezählt, oder bezeichnet ἠτίμησ' das Ganze, welches durch οὐδ' ἀπέλυσε θ. und οὐκ ἀπεδέξ ἄπ. erläutert wird, so daß nur ein oder wenn man will zwei Vergehen vorhanden sind? Offenbar ist das zweite und dritte auch ein ἀτιμᾶν, doch umfaßt dieses wohl noch mehr, da sicherlich auch die Art, mit welcher Agam. den Priester abgewiesen, nicht gleichgültig ist. Also — an schulmäßige Ordnung ist ja nirgends bei Hom. zu denken — bezeichnet ἠτίμησ' allerdings etwas, und zwar das Wichtigste, für sich, womit nicht ausgeschlossen ist, daß es zugleich Alles umfaßt, so daß das Folgende als Erläuterung anzusehen ist. Die Hauptschuld liegt in der Nichtachtung des Priesters als solchen. Aber — wie die Fortsetzung zeigt οὐδ' ἀπέλ. θ. — diese religiöse Verschuldung ist doch nicht so sehr Eins und Alles (so hierarchisch oder pfäffisch gesinnt sind die homer. Menschen nicht), daß gegen die Geringschätzung des Priesters und seiner Insignien der Frevel gegen die Menschlichkeit, die Verweigerung der Tochter, ganz verschwände. Aber wie soll man das dritte Glied verstehen οὐκ ἀπεδέξατ' ἄποινα? Daß Agam., nachdem er die Zurückgabe der Tochter versagt, das Lösegeld nicht annimmt, war doch kein neues Vergehen. Doch man muß nur den Gedanken aus der parataktischen Form in die syntaktische umsetzen; daß Agam. auch trotz des gebotnen Lösegeldes des Priesters Bitte abschlägt, macht allerdings ein neues Moment seiner Schuld aus. Will man ein besseres Beispiel der Naivetät (denn so, nicht Ironie muß man es nennen) der homerischen Anschauung? Arg ist es freilich allemal, einen Priester zu mißachten; doch gesetzt, der Priester wäre ohne Lösegeld gekommen, so war die Sache wenigstens begreiflich; daß aber Priester und Lösegeld abgewiesen wurden, das ist unerhört und unverzeihlich. — Darum also hat der Gott diese Leiden gesandt und — hatte der Seher nur nach erhaltener Aufforderung sich erhoben und dann noch zu sprechen gezögert, so bleibt er jetzt nicht bei Erfüllung des ihm zunächst Aufgetragnen stehen, zu sagen weshalb Apollo zürne (v. 64.), sondern er weist nun auch auf die Zukunft, auf die drohende Fortdauer des Unheils und gibt Rath, wie der zürnende Gott zu versöhnen sei. Er darf

also trotz seiner untergeordneten Stellung es wagen, da er einmal zu reden aufgefordert ist, als Berather aufzutreten, und er thut dies mit allem Nachdruck, wie die eindringliche Wiederholung des Gedankens von δώσει in v. 97. zeigt (mit dem negativen Ausdruck, mit dem Beiwort ἀεικέα). Ja daß er selbst außer durch das freilich weit schwerere Gewicht seiner Prophezeiung auch durch seine Worte zur Sühnung der Schuld bewegen möchte, zeigen schon die gemüthvollen Beiwörter φίλῳ bei πατρὶ, ἑλικώπιδα bei κούρην (wie ganz anders als v. 95!). Den Ernst aber, mit welchem das homerische Alterthum Schuld und Sühne betrachtet, beweisen die folgenden Worte v. 99. ἀπριατ. ἀναποιν. Es genügt jetzt nicht mehr, was vorher hingereicht, der Bitte des Priesters zu willfahren; zur Sühnung des begangenen Unrechts gebührt es nun, ihm die Tochter entgegenzubringen ἀπριατ. ἀναπ. und dem in seinem Priester beleidigten Gott eine Hekatombe. Und auch so ist es nicht an dem, daß der Gott zu grollen aufhören muß; nur möglich, wahrscheinlich ist es (wenn irgendwo, ist hier der opt. mit ἄν bedeutsam), daß er sich so werde versöhnen lassen. Man beachte übrigens, daß der Seher auch hier, wo er als Berather und Mahner spricht, sich doch nicht erlaubt ähnlich wie Achill (v. 62.) mit einem ἀλλ' ἄγε aufzufordern: so und so laßt uns thun, sondern sich bescheidet auszusagen: so wird es sein, wenn nicht —. Ferner, wo er noch prophezeiend spricht, also, wenn auch eindringlich und mit fühlbarer Theilnahme, doch mehr im Namen seines Gottes, sagt er (objektiv) Δαναοῖσιν v. 97., also nicht anders als wie ein troischer Priester auch würde gesprochen haben. Er schließt sich nicht mit ein (wie denn er, der dem Gott besonders nahestehende Seher, nicht zu befürchten hat, zunächst betroffen zu werden), ein Beweis wenigstens, daß es ihm bei seiner Sorge um die Zukunft nicht um seine Person zu thun ist. Aber er ist soweit entfernt, sich von dem übrigen Heer trennen zu wollen, daß er, wo es gilt etwas für das gemeinsame Wohl zu thun, sich wieder mit einschließt im letzten seiner Worte πεπίθοιμεν. Oder soll es so ganz eitel und verkehrt sein, auf solche Dinge zu achten? Möglich, daß die Wahl des Δαναοῖσιν durch das Metrum veranlaßt ist. Aber für πεπίθοιμεν wenigstens würde das Metrum ebensogut πεπίθοιτε gestattet haben.

Die Wirkung dieser Rede ist eine so mächtige, daß der Dichter nicht mit kurzem Uebergang wie τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη od. ä.

fortfährt, ſondern nicht umhin kann das Auftreten des nächſten Redners zu betrachten. Es iſt der — der Name füllt gerade den Vers — *ἥρως Ἀτρεϊδ. εὐρυκρ. Ἀγαμ.*, einen ſo Gewaltigen hatte der Seher gewagt anzuklagen. Und wie tritt er auf? So heftig bewegt und ſo wenig vermögend ſeine Bewegung zu verbergen (wie bezeichnend für Agam.!), daß der Dichter nicht darüber hinweg kann; und doch, wie drückt ſich dieſe Bewegung aus! *ἀχνύμενος · μένεος δὲ μέγα φρένες ἀμφιμελ. πιμπλ.*, heißt es, womit alſo zwei innere Vorgänge gemeint ſind, wenn auch der zweite Ausdruck ſchon plaſtiſcher iſt (ſ. d. Bem. zu v. 44.), äußerlich aber gibt ſich jene Bewegung nur durch einen einzigen Zug zu erkennen: *ὅσσε δέ οἱ πυρὶ λαμπετ. ἐϊκτην.* Alſo die große Erregung des leidenſchaftlichen Königs äußert ſich nur in dem zornfunkelnden Blick, von keiner drohenden Handbewegung, überhaupt keiner unedlen oder entſtellenden Haltung begleitet. Nur der Blick — dieſer iſt freilich ſo böſe und ſchrecklich, daß der Dichter, gerade wie wenn er Mitleid hätte mit dem armen Seher, der das erſte Feuer auszuhalten hat, noch beſonders daran gedenkt, ehe er den König zu reden beginnen läßt.

Wenn zu Einem unter uns geſagt würde, durch die und die Unvorſichtigkeit oder Uebereilung haſt du über die deinigen das und das Unglück gebracht, welches würde die Folge ſolcher Mittheilung ſein? Beſtürzung, Schrecken, Scham, der Ausdruck aber Verſtummen, Erbleichen, oder lautes Wehklagen. Nicht ſo bei Agam. Das Bewußtſein der Schuld geht alſo bei ihm ſo ſehr tief nicht. Aber auch die Frömmigkeit, wie groß übrigens das Abhängigkeitsgefühl der homeriſchen Menſchen ſcheinen mag, iſt keine drückende Feſſel der Gemüther, wie denn Agam. bei der Nachricht, daß er den Zorn des Gottes hervorgerufen, durchaus nicht vom Schrecken gelähmt wird. Man ſieht, es liegt etwas Reckenhaftes, echt Heroiſches in ſeinem Auftreten. Wie ein Tiger, dem man ſeine Beute abzujagen ſucht, ſpringt er auf und ſchleudert Zornesblicke und -worte, und daß er mit dieſen zuerſt den unſchuldigen Seher trifft, zeugt zwar nicht von ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, wohl aber daß er ſich auch nicht ſcheut Jedem der ihm in den Weg tritt, und ſei es die ehrwürdige Perſon des Sehers, die Zähne zu zeigen. Man kann finden, daß ſein Schelten auf den unſchuldigen Seher, den Mann untergeordneten Rangs, nicht eben ſehr würdig ſei, aber die Offenheit mit der ſich äußert beweiſt wenigſtens, daß Achill's Schutzverheißung an jenen

ihn nicht abschreckt. Unglücksprophet! ruft er, niemals hast du mir Günstiges gesprochen. Auch in der ersten Aufwallung des Zorns denkt er demnach nicht bloß an die Beute, die er jetzt zu verlieren fürchtet, sondern trotz der gegenwärtigen Leidenschaft an Früheres, wodurch wiederum sein Zorn in etwas entschuldigt wird. Dennoch beschuldigt er den Seher nicht der Lüge sondern nur daß er ihm immer Uebles prophezeie. Aber freilich bloß klagen ist seine Sache nicht; der Seher, dessen Wort ihn so schwer getroffen, darf auch nicht heil davonkommen und so muß derselbe den ungerechten Vorwurf hören v. 107: *αἰεί τοι τὰ κάκ' ἐστὶ φίλα φρεσὶ μαντ.* Doch schon der folgende Satz ist wieder ruhiger; es ist als fühle Agam., daß er dem Seher Unrecht thue und suche eine Art Rechtfertigung darin, daß er den schon ausgesprochenen Gedanken in anderer Form wiederholt (v. 108.). Und jetzt erst kommt er auf den gegenwärtigen Fall zu sprechen. Wenn er da anfängt: und jetzt verkündest du —, daß deshalb —, weil ich —, so erwartet man nachher zu hören: aber so ist es nicht, dies kann nicht die Ursache sein. Aber wie ganz anders kommt es! Ein Beweis, wie er bei allem Unmuth doch sich mäßigt, wie er sich scheut den Seherspruch, wie sehr ihn derselbe auch erzürnt, für falsch zu erklären. Zuvor aber ist noch zu bemerken, wie er selbst sein angebliches Vergehen bespricht. Da ist nicht vom Priester die Rede, den er mißachtet, noch vom Vater, den er gekränkt; was er gethan, ist nur, daß er für die Chrysestochter das Lösegeld nicht nehmen wollte, — eine Handlung, die ja fürwahr nicht unritterlich zu nennen, so daß vielmehr, so betrachtet, das Gegentheil als das unedlere erscheint. Freilich kein Beweis von tiefem Ergriffensein durch die Botschaft des Sehers, aber von Kraft und Zuversicht, nämlich von dem Bewußtsein, nichts Schimpfliches begangen zu haben, daß er auch jetzt noch ohne Reue, fast mit Stolz seinen früheren Schritt betrachtet. Dies zeigt sich auch weiterhin in der Offenheit, mit welcher er denselben erklärt, welches aber nun schon auch ein Versuch ist denselben zu entschuldigen (er fühlt also doch, daß er dies zu thun Ursache habe, wenigstens den Achaeern gegenüber, die durch ihn gelitten): *ἐπεὶ κτλ.* Was ihn aber bestimmt hatte, ist nicht sinnliche Lust, flüchtiges Wohlgefallen allein, er wollte sie ja *οἴκοι ἔχειν*; und es ist sowenig etwas Unerlaubtes oder auch nur eine Schwäche, die man gerne verbirgt, daß er die Erinnerung an die Ehegemahlin nicht unterdrückt, sondern geflissentlich herbeizieht.

es das Beſtreben, ſich zu entſchuldigen, oder der Schmerz darüber, daß ihr Beſitz ihm bedroht iſt? genug, Scham empfindet er keinenfalls, indem er die Vorzüge der Chryſestochter ausführlich rühmt (mit vier Zügen; Schönheit freilich vor allem, aber nicht allein, auch Verſtand und Kunſtfertigkeit gehört zum homeriſchen Ideal des Weibes). Und nun hat er des Sehers vergeſſen, ſeine Erbitterung überwunden, mit der Rechtfertigung ſeines Schrittes zugleich die Faſſung gewonnen, um jetzt das Rechte zu thun. Trotzdem daß er ſoeben noch mit Stolz und Wohlgefallen ſeines Beſitzes gedacht, will er das Opfer bringen: ἀλλὰ καὶ ὥς —, nicht: wenn ihr es wollt; er würde auch ohne den Wunſch des Heers ſo handeln, auch nicht: weil der Gott es verlangt (ſo groß iſt die Ehrfurcht vor den Göttern nie, daß ſie das Handeln beſtimmt, ſondern im letzten Grund doch immer die eigne Einſicht), alſo (einfach und praktiſch) εἰ τόγ' ἄμεινον. Ja, ſo wenig ſich der ſtolze Fürſt zu einem Schuldbekenntniß oder einer Abbitte entſchließen kann, es liegt doch ein ſolches Gefühl zu Grunde, als müſſe er diejenigen, die er ſo ſchwer geſchädigt, auch mit einem wohlmeinenden Wort verſöhnen, wenn er hinzuſetzt: βούλομ' ἐγὼ λαὸν σῶν ἔμμ. ἢ ἀπολέσθαι. So hat alſo die Leidenſchaft doch nicht alle Beſonnenheit verdrängt und Alles kann gut werden. Und wie rührend konnte Agam. mit dem freien Verzicht auf das geliebte Weib zum Beſten des Heeres ſeine Rede ſchließen! Aber ſchwärmeriſch und ſentimental ſind eben die homeriſchen Menſchen nicht; ein Erſatz muß herbeigeſchafft werden (ſo wenig läßt ihn der Ernſt und die Feierlichkeit des Moments ſeinen perſönlichen Vortheil vergeſſen). Eine Begründung dieſes Verlangens hält er freilich für nothwendig (ganz von ſelbſt verſteht ſich alſo die Sache nicht), und ſeine Begründung (damit ich nicht allein ohne Ehrengabe ſei) zeigt, daß er fühlt, nicht in jeder Beziehung der erſte im Heer zu ſein (ſonſt würde er ja ſolcher Auszeichnung nicht bedürfen). Aber die Schwäche dieſer Begründung zeigt ſich daran, daß er für nöthig hält, ſie abermals zu begründen, wobei aber der Grund noch ſchwächer wird: ἐπεὶ οὐδὲ ἔοικεν, und nochmals: λεύσσετε γάρ —. Oder ſoll man ſagen: wenn Agam. keinen Erſatz gefordert hätte, ſo wäre ja keine Ilias möglich geworden? Eine recht hübſche Erklärung, nicht eben ſelten zu gebrauchen, mit welcher nur leider ſo ziemlich alles Intereſſe vernichtet wird. Nein! ſehen wir doch lieber zu, wie der Dichter uns den König darſtellt! Aufbrauſend im heftigſten Zorn

wird er ungerecht und bitter gegen den Seher, doch nicht so, daß er alle Besonnenheit verliert, wie er denn den ihm so verhaßten Seher doch nicht der Lüge beschuldigt und sich, ohne erst von Andern sich noch weiter bitten zu lassen, das Opfer zu bringen entschließt. Aber dies ist auch genug; mehr würde dem alten Dichter unwahr, unnatürlich sein. Wie der Stolz des Königs überhaupt, auch wo er nachgibt, nicht gebrochen ist (nicht aus Schuldbewußtsein gibt er ja nach, nur aus Klugheit: *εἰ τόγ' ἄμεινον*), so tritt sein stolzer herrischer Charakter auch zuletzt wieder hervor, und die Rede schließt mit v. 120. zwar lange nicht so schön, als wenn sie mit v. 117. geendigt, aber wahrer, weil mehr dem zwar nicht unedlen aber freilich nicht aus purer Hochherzigkeit bestehenden Charakter Agam.'s angemessen.

Achill hatte durch die Zusage Agam.' seinen Wunsch erreicht, seine Aufgabe war erfüllt; und wenn ihm die Forderung des Königs nicht ganz gefiel, gebot ihm nicht die Klugheit, diesen Punkt vorläufig zu ignoriren oder doch, wenn es die Andern zufrieden, auch seinerseits nicht zu widersprechen, nur um jenes, das Wichtigere, nicht noch in Frage zu stellen? Aber mit solchem Hinundherwägen kann sich der reine Sinn des Helden nicht vertragen. Die Rettung des Volks liegt ihm noch ebenso wie vorher am Herzen (v. 127.), ja es ist als ob er aus diesem Grund schonender gegen Agam. aufträte, aber warten will er darum doch nicht, bis er die Rettung des Volks vollzogen weiß, um Agam. entgegenzutreten. Die Anrede (*φιλοκτεανώτατε*) verräth Unwillen, auch die Frage *πῶς γάρ τοι* — zeigt, wie unerwartet ihm Agam.' Verlangen. Dies deutet darauf, daß er durch dasselbe überhaupt, nicht bloß durch die Forderung augenblicklichen Ersatzes überrascht und peinlich berührt ist; denn woher sonst der Unwille? Aber wie er gleich Anfangs die Würde des Königs nicht vergessen (*κύδιστε*), so sieht man ihn, nachdem der Unwille ihm nur ein einziges Wort abgepreßt, des Königs Verlangen rücksichtsvoll behandeln. So will er nicht, daß Agam. von seiner Forderung ganz und gar abstehe (Werth haben ja Güter und Ehrengaben auch in Achill's Augen, und zudem sucht er ja Agam. zu begütigen, muß also auch dessen Standpunkt einnehmen), sondern nur für jetzt verzichte, und er begründet seinen Zuspruch nicht durch moralische Mahnungen um der Rettung des Volks willen das Opfer zu bringen u. ä., durch Agam. gereizt oder beschämt werden mußte. Statt dessen

er ihm die Lage des Heeres vor: Gemeingüter ſind nicht vorhanden, die Beute iſt vertheilt, das Vertheilte nicht wohl mehr herbeizuſchaffen. Er iſt eben, wie man überall ſieht, nicht bloß der gewaltige Held im Kampf, er hat auch Kenntniß von allen Verhältniſſen im Lager und zugleich das richtige Urtheil über das Maß der vom Heer zu fordernden Leiſtungen. Bedeutſam iſt dabei der Ausdruck λαούς v. 126., welcher zeigt, daß Achill nicht daran denkt, Agam. werde auf Koſten eines der Edlen entſchädigt ſein wollen; wieviel weniger kann er vermuthen, daß er ſelbſt die Entſchädigung werde leiſten ſollen! Indem alſo Achill die Forderung des Königs nicht überhaupt verwirft und auch gegen das Verlangen augenblicklichen Erſatzes nicht moraliſche, nur ökonomiſche Gründe vorbringt, zeigt er ſich zwar nicht klug im gewöhnlichen Sinn der Welt, welche meint daß auch das Unrecht oft ohne Widerſpruch anzuſehen ſei, aber doch beſonnen genug, ſoweit als möglich den Standpunkt des Andern anzuerkennen. Wie wenig ihm auch das Verlangen des Königs gefiel, was er dagegen vorbringt, iſt durchweg ſo gehalten, jenem die Nachgiebigkeit zu erleichtern. Aber dies iſt nicht Alles. Wie ſehr es ihm um Verſtändigung zu thun, zeigt vollends der freundliche Zuſpruch, der noch folgt v. 127—129: ἀλλὰ σὺ μέν νυν τήνδε θεῷ πρόες — als wollte er ſagen: wir ſind's ja nicht, die dir den theuren Beſitz mißgönnen; der Gott iſt's, der nun einmal nicht anders zu verſöhnen. Aber die Erinnerung an den Gott ſoll Agam. nur beſtimmen, ſeine Zuſage ohne Zaudern zu erfüllen, nicht dazu dienen ſein Verlangen abzuweiſen, daher noch das Verſprechen: αὐτὰρ Ἀχαιοί — (daß die Götter ſtrafen, das freilich glauben und fürchten die homeriſchen Menſchen, aber bei der Hoffnung auf Belohnung halten ſie ſich lieber an ihresgleichen!). Und ſo ſehr erkennt Achill das Opfer, das Agam. bringen ſoll, obgleich derſelbe ſittlich dazu verpflichtet, als ein freies und dankenswerthes an, daß er ihm nicht bloß Erſatz ſondern drei- und vierfachen verſpricht (ſolches Anſehen beſitzt er im Heer, daß er ſchon jetzt dieſes im Namen Aller zuſagen kann), wenn — er ſetzt nicht dreiſt eine beſtimmte Friſt, ſondern wenn — es gelingt (beſcheiden: wenn Zeus verleiht) Troja (εὐτείχεον, der ſtarke Held unterſchätzt die Macht des Feindes nicht) zu zerſtören.

Ein Wort Achill's, des aufrichtigſten zuverläſſigſten aller Helden, durfte dem Agam. etwas gelten. Aber wie antwortet dieſer? μὴ δ' οὕτως — den Werth des Mannes kann er zwar nicht umhin anzu-

erkennen (*ἀγαθός περ ἐών, θεοεικ. Ἀχ.*) — aber seine Zusicherung nennt er ein *κλέπτειν*. Sieht man schon hier, wie wenig er den Achill zu verstehen vermag, wenn er ihm solches zutraut, wie er also eine von jenem im tiefsten Grund verschiedne Natur ist, so ist doch die Entschiedenheit zu beachten, mit welcher er jenem trotz seiner Bedeutung so beleidigend entgegentritt. Denn daran kann kein Zweifel sein, er glaubt, daß Achill nicht ehrlich spricht, und wie sehr er darin Unrecht hat, er scheut sich wenigstens nicht es herauszusagen. Aber wie mag er zu solcher Meinung von Achill gekommen sein? Das Folgende gibt darüber Auskunft: *ἐπεὶ οὐ παρελεύσεαι οὐδέ με πείσεις*. Er fürchtet bei einer Verhandlung mit Achill zu verlieren, er weiß wie mächtig derselbe in der Rede, wie klar und überzeugend seine Gründe (daher auch das *οὐδέ με πείσεις*). In diesem freilich für den König schmerzlichen Gefühl der Ueberlegenheit des jugendlichen Helden, von dem er überall in den Schatten gestellt zu werden, dessen Uebergewicht er auch im Rathe fürchtet, liegt der letzte Grund des Mißtrauens und damit des ganzen Zwistes. Das Unrecht Agam.' wird hiemit nicht aufgehoben, aber erklärt und sehr gemildert. Gerade im Zustand der Heroenzeit, wo der äußeren Würde die persönliche Tüchtigkeit entsprechen muß, konnte ein solches Mißverhältniß auf die Dauer nicht bestehen. Es muß — und dies ist ja nur begreiflich und nicht zu tadeln — dem Oberfeldherrn unerträglich sein, einen Andern persönlich sich überlegen zu wissen; dieser Verdruß verwirrt nun sein Urtheil, nimmt ihm Ruhe und Besonnenheit, reißt ihn fort zur offenbaren Ungerechtigkeit. Daß diese Auffassung richtig, kann überhaupt nicht fraglich sein, und wird auch durch das Folgende bestätigt. Die sachlichen Gründe Achill's ignorirt Agam. ganz, nur das Persönliche hat er im Sinn, und so ist das, wie er meint, Schlagendste, womit er Achill erwiedert, die Frage *ἦ ἐθέλεις ὄφρ' αὐτὸς ἔχῃς γέρας αὐτὰρ ἔμ' αὖτως ἧσθαι δενομ.* 133—34. Er denkt immer nur an ihr beiderseitiges Verhältniß und hält seine Würde für bedroht, wenn Achill eine Auszeichnung vor ihm voraus habe. Gründe hat Agam. nicht viele, um so mehr Nachdruck legt er in die Folgerung: *ἀλλ' εἰ μὲν δώσουσι* — dazu noch, um ja nicht nachgiebig zu scheinen, die Weisung *ἄρσαντες κ. θυμ. ὁπ. ἀντάξ. ἔσται*, also wo möglich eine Steigerung oder doch eine genaue Präcisirung seines ersten Verlangens v. 118., das noch keine solche Vorschrift enthalten. Also wenn die Achaeer dieses leisten wollen —

bezeichnet die Apoſiopeſe, daß er hier nicht gerne ſeine Zuſage wiederholt (anders freilich v. 143.), oder daß ſich ihm der folgende Gedanke vordrängt? von Ruhe zeugt ſolche Redeweiſe in keinem Fall; wo nicht — jetzt iſt zu erwarten: ſo werde ich auch auf die Chryſestochter nicht verzichten. Man ſieht aber, daß er ſeine Zuſage nicht vergeſſen, daß er ſich auch jetzt noch durch ſie für gebunden hält, zugleich aber auch hier, daß ihm weniger am Beſitz ſelbſt, den er (v. 138.) gegen irgendwelchen andern (ein beſtimmtes Begehren iſt ihm offenbar ferne) umzutauſchen bereit iſt, als an der Ehre liegt. Die Bedingung *εἰ δέ κε μὴ δώωσιν* zeigt, daß er an die Möglichkeit, ja faſt Wahrſcheinlichkeit dieſes Falles denkt, und dieſer Gedanke mußte ihm die Gerechtigkeit ſeiner Sache denn doch zweifelhaft machen. Daß er in dieſem Fall mit offner Gewalt droht, beweiſt, daß ihm das Recht (mit dem er doch v. 118. 19. ſein Verlangen noch zu begründen geſucht) nun völlig gleichgültig iſt. Doch muß man auch die Offenheit ſeines Verfahrens bemerken. Er konnte die Gewaltthat bei ſich bedenken, ohne ſeine Abſicht zu verrathen. Daß er ſchon jetzt damit droht, zeugt wenigſtens nicht von Feigheit; daß er ſich nicht bedenkt, auch andere Helden, Aias, Odyſſeus, durch Drohungen zu beleidigen, zeugt nicht von ſchlauer Berechnung. Es ſcheint ihm ſo wenig darum zu thun, Andre für ſich und ſeine Sache zu gewinnen, daß er ſich gar nicht ſcheut durch Ungerechtigkeit möglichſt Viele zu beleidigen, als wodurch ja ſeine Macht recht ſichtbar werde. So freut er ſich offenbar weniger über den Erſatz ſelbſt, den er ſich zu verſchaffen gedenkt, als über den Verdruß deſſen, der ihm denſelben wird leiſten müſſen (*ὁ δέ κεν κεχολώσεται ὅν κεν ἵκωμαι*). An dieſem ganzen Gebahren iſt Alles zu verurtheilen außer daß immer noch etwas Männliches daran iſt. Indeſſen er hat auch noch nicht alle Beſonnenheit verloren. Ohne freilich nachgeben zu wollen, ſcheut er ſich doch, die Sache gefliſſentlich zum Bruch zu treiben. So will er denn mit *ἀλλ' ἤτοι μὲν τ. μεταφρ.* die Entſcheidung verſchieben, gleich als habe er durch die vorhergehenden Worte ſein Anſehen ſchon genügend geltend gemacht (wieder ein Beweis, daß ihm trotz *αὐτίχ'* v. 118. der Erſatz nicht die Hauptſache, da er ſich ſchon gedulden kann), und beſinnt ſich auf die ihm zunächſt obliegende Aufgabe: *νῦν δ' ἄγε κτλ.*, wobei nichts von dem Gebührenden vergeſſen wird. Dabei iſt, wo er die Namen derjenigen Helden nennt, an die bei der Wahl eines Führes vor allen zu denken, die Anordnung zu beachten.

Wo er drohte, nannte er Achill zuerst (v. 138.), hier, wo er versöhnlich spricht, zuletzt. Hätte er feige einlenken wollen, so mußte er Achill, der schon durch die Berufung der Versammlung das meiste Anrecht an diesen Auftrag hatte, zuerst namhaft machen. Dennoch vergißt ihn Agam. auch nicht; er nennt ihn nicht so, als wolle er wieder um seine Gunst buhlen, aber auch nicht ohne offne Anerkennung (nur Achill hat hier ein Beiwort); und so schließt die leidenschaftliche Rede doch mit einem etwas gemäßigten Ton.

Aber durch solches Aufschieben der Entscheidung ist Achill nicht zu beschwichtigen. Wie tiefer Unmuth ihn ergriffen, deutet der Dichter schon an durch das *ὑπόδρα ἰδών*, und der Anfang seiner Antwort drückt schmerzliches Erstaunen aus (*ὤμοι*). So klar also sieht er, daß die letzten begütigenden Worte des Königs ihn nicht täuschen konnten, so gut ist er sich schon bisher seiner Verdienste im Verhältniß zu denjenigen Agamemnons bewußt (v. 165.), und dennoch ist er überrascht von einem Verfahren, das er nicht für möglich gehalten, so daß wie überall bei Achill die Reife männlichen Urtheils mit der Unschuld des kindlichen Gemüths sich verbunden zeigt. Aber obwohl er sogleich am Anfang seiner Entrüstung Luft macht in der Anrede: *ἀναιδείην ἐπιειμένε, κερδαλεόφρον*, womit er das ihm Verhaßteste bezeichnet, frechen Uebermuth und Unredlichkeit, hören wir ihn doch nicht des Königs Drohung trotzend erwiedern, etwa mit einem: versuchs einmal mir mein *γέρας* zu rauben u. dgl., sondern sehen ihn sogleich den Vorfall in einer größeren Weise auffassen. Fragend zwar spricht er es noch aus (so wenig hatte er also bisher an Auflehnung, an Ungehorsam, an Trennung gedacht), aber auch zurückhalten kann er den Gedanken nicht, daß er durch solchen Vorfall die Möglichkeit des ferneren Zusammenwirkens für aufgehoben ansieht: *πῶς τίς τοι πρόφρων* (denn dies ist bei Edlen nothwendig) —. Wobei man im Einzelnen wiederum bemerkt, wie der kampflustige Held auch das *ὁδὸν ἐλθέμεναι* zu den wichtigsten Geschäften des Kriegs rechnet, so daß er es sogar voranstellt, und wie demselben auch das *ἀνδράσιν ἶφι μάχεσθαι* nicht ein Thun ist, in welches man sich nur blind hineinstürzt, sondern wozu es einer Ehrfurcht und Vertrauen erweckenden Führung bedarf. Aus dem Streit um das *γέρας* ist also etwas viel Größeres geworden. Achill ist sich dessen so wohl bewußt, daß er seinen Zweifel ausführlich begründet. Der Gedankengang ist einfach und klar. Wer sollte dir gerne ge-

horchen? Denn nicht wegen der Troer iſts geſchehen, dir zu Gefallen kamen wir, darum hatteſt du um ſo mehr die Pflicht, gerecht und billig zu ſein; du biſt es nicht, alſo —. Zunächſt iſt dabei der Wechſel des Subjekts zu beachten. In der Frage v. 150. hieß es allgemein τίς (πείθηται), dann aber (152.) οὐ γὰρ ἐγὼ Τρ. ἕν. ἤλυθον — und ſo weiter in der 1. Perſ., darauf (158.) im Plur. ἐσπόμεθ', ἀρνύμενοι. Die Frage am Anfang iſt allgemein (Ach. denkt zuerſt nicht bloß an ſich); dann aber verſchmäht er, ſeine Sache zu verſtärken durch Berufung auf das Heer und dieſes durch die Erinnerung, daß die Troer ihnen keinen Schaden zugefügt, dem Krieg abgeneigt zu machen. Später aber, wo er auf den wirklichen Grund zu ſprechen kommt (158.), ſpricht er im Plur., womit er alſo das τιμὴν ἄρνυσθαι κτλ. nicht für ſich allein in Anſpruch nimmt ſondern den Uebrigen den ihnen gebührenden Antheil beläßt. Zu bemerken iſt ferner, wie der kampfesfrohe Held ſich keinen Kriegszug denken kann ohne αἰτία; und wenn er eine ſolche, die nur im Heerdenraub und Felderverwüſtung beſtehen mußte, durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches betrachtet, das von Seite der Troer aus keinem andern Grund als wegen der weiten Entfernung unterblieben, ſo bleibt es doch immer an dem, daß ihm für ſeine Perſon ein Kriegszug ohne ſolches Motiv undenkbar erſcheint. Athmen dieſe Worte eine Weichheit, die faſt ein Mitgefühl verräth mit dem Feind, den er obgleich nicht beleidigt bekämpft, ſo ſpricht ſich, wo er zum wirklichen Zweck des Krieges kommt, wieder ſein ganzer Haß und Abſcheu aus gegen Agam.' Verfahren: ὦ μέγ' ἀναιδές — κυνῶπα, wobei aber doch darin Selbſtbeherrſchung zu erkennen iſt, daß ihm kein beleidigendes Wort gegen Menelaos und über den Anfang des Kriegs entfährt. Daß alſo Agam. an dies Verhältniß ſich gar nicht kehrt, das iſts, wodurch, wie Achill meint, die Bereitwilligkeit ihm zu folgen erſchwert werden müſſe; dieſer Geſichtspunkt iſt ihm das Erſte. Die Geſchichte mit dem γέρας iſt nur eine beſondre allerdings ſehr eklatante Aeußerung dieſer Sinnesart (καὶ δὴ —). Denn offenbar iſts dem Achill auch im Folgenden (von v. 161 an) vor allem um Recht und Billigkeit, welche durch Agam. verletzt werden (αὐτὸς ἀφαιρήσεσθαι ἀπειλεῖς). An dem γέρας ſelbſt aber liegt ihm allerdings auch etwas, was er nicht verleugnet (167). Was ihn dabei aber kränkt, iſt freilich wieder nicht bloß die Befürchtung über den Verluſt ſeines γέρας, ſondern die geſteigerte Ungerechtigkeit des

Königs, der ihm solches droht, obgleich — (163—168). Wenn er hier seiner Verdienste gedenkt, so geschieht dies doch so kurz als möglich und ohne Geringschätzung gegen Andre (selbst Agam.), und wenn er vergleichend seinen Antheil an der Beute in Hinsicht auf seine Leistungen gering findet, so spricht er dies doch so aus wie Einer, der zum erstenmal eine solche Bemerkung macht, also bescheiden zu sein gewohnt ist und es auch jetzt noch bleibt (v. 166). Das Auffallendste aber an dieser ganzen Stelle ist, daß Achill auch hier (von v. 161 an) nur von sich spricht, während doch Agam. v. 138 dem Aias und Odysseus dasselbe gedroht hatte. Ist er zu edel, dem alleinstehenden Agam. gegenüber seinerseits Bundesgenossen zu suchen? oder ists, weil er sich stark genug fühlt, ihrer zu entbehren? oder ists Bescheidenheit, daß er sich zwar zu einem Beschützer des (ziemlich rechtlosen) Volks, aber nicht auch zum Vertreter andrer Fürsten aufzuwerfen wagt? Wie dem sei, es bezeichnet jedenfalls Achill's Sinnesart, daß er, ohne erst mit den Andern die in gleicher Lage sind zu berathen, sogleich offen das Unrecht bekämpft, aber so, daß er sich nicht herausnimmt im Namen Andrer zu sprechen. (Oder, weil Agam.' Drohung gegen ihn ein schwereres Unrecht als die gegen die Andern? Aber hiegegen spricht seine Bescheidenheit v. 167). Vortrefflich wird aber hiemit die weitere Entwicklung motivirt, welche ja nur zu einer Trennung Achill's vom Heer führen sollte. Und was folgert aus alledem der Held? Man konnte eine Berufung an die andern Edlen und das Volk erwarten, ja sogar nach einer so scharfen Kritik die Aufforderung, einem Könige, der seines Rangs so unwürdig sich beweise, nicht mehr zu gehorchen. Dies konnte um so leichter geschehen, da die andern Edlen äußerlich in keinem andern Verhältniß zu Agam. stehen als Achill, zu einer Trennung also nicht weniger berechtigt sind. Man sieht, an einen Sturz des Königs denkt Achill nicht, selbst die Stelle desselben einzunehmen kommt ihm trotz des ausgesprochnen Bewußtseins seiner Ueberlegenheit niemals in den Sinn. Aber mit einem leeren Protest begnügt er sich freilich auch nicht. Er für seine Person kann nicht mehr bleiben; unter dem Oberbefehl dieses Königs zu kämpfen ist ihm nicht möglich; der Gedanke aber auf eigne Faust auszuziehen um Thaten zu thun kommt (bedeutsam genug) bei aller Lockerheit der Verhältnisse nie zur Erwägung. An die Heimkehr also nur denkt er, mit der naiven Begründung *ἐπεὶ πολὺ φέρτερόν ἐστιν ὀϊχαδ' ἰμεν*, welche nur eine

Wiederholung des zu begründenden iſt. Viel weiß er, wie man ſieht, für die Heimkehr nicht zu ſagen, nur eben daß ſie ihm in dieſem Fall das Beſſere ſcheint; und daß er ſo wenig dafür zu ſagen weiß, iſt das deutlichſte Zeichen, daß die Sache (das Heimziehen) doch nicht ganz nach ſeinem Herzen iſt. Aber — und dieſes letzte Wort gibt den Beweggrund kurz und ſchlagend — er will eben nicht, während er ſelbſt verunehrt wird, dem König Reichthum erbeuten. ἄτιμος ἐὼν — daß ſein γέρας das geringere (167.), kränkt ihn nicht; daß der König Schätze gewinnt, mißgönnt er ihm nicht, ja verweigert nicht dazu mitzuhelfen; nur ſelbſt ſeine Ehre muthwillig verletzen laſſen und doch dieſem Könige gehorchen und ihm Schätze erbeuten — dies will und kann er nicht. — Dieſe ganze Rede (149—171) iſt eine entſchiedne Verurtheilung des Verfahrens Agam.', aber bei aller Entſchiedenheit voll Weichheit, Milde, Mäßigung. Während jedoch Agam., der Angreifende, eine Verſtändigung wünſcht und deshalb den Streit vertagen möchte, will der mildere Achill (worin ſich eben ſeine Lauterkeit beweiſt) nichts von einer Verſöhnung, nichts von Paktiren wiſſen; aber während er ſo ſelbſt die Brücke abbricht, denkt er doch nicht daran, Gewalt gegen Gewalt zu ſetzen oder überhaupt etwas gegen den König zu unternehmen; nur für ihn und mit ihm handeln will (kann) er nimmer, lieber will er, der thatenluſtige Held, Lager und Heer verlaſſen. Und dieſes alles, was nicht zu überſehen, nicht erſt in Folge eines gegen ihn direkt gerichteten Gewaltſchrittes, denn bisher iſt er noch immer (v. 138) nicht mehr bedroht als Andre, alſo nur aus Rechtsgefühl, welches durch jene noch nicht ihm ausſchließlich geltende Drohung ſchon ſo beleidigt iſt, daß er eine Verſtändigung mit dieſem König nicht mehr für möglich hält.

Der Entſchluß des tapferſten der Helden, das Heer zu verlaſſen, war wohl geeignet, Allen und beſonders dem König Schrecken einzuflößen. Von ſolchem Eindruck verräth jedoch deſſen Antwort (173—87.) nichts und inſofern iſt ſie nicht unwürdig. Ungerecht aber iſt, daß er ſich nicht mit einer wenn auch trotzigen Erwiederung begnügt, etwa: thue wie du willſt, ſondern (aufs neue beleidigend) ruft: φεῦγε μάλ' —. Widerſprechen kann er der Erinnerung Achills v. 158 σοὶ — ἅμ' ἑσπόμεθ' nicht; dafür ſucht er das Bleiben desſelben als für ihn wenig wichtig hinzuſtellen: οὐδέ σ' ἔγωγε λίσσομαι — und παρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι —. Dieſes iſt wieder durch verzeihlichen Stolz zu entſchuldigen, aber ungerecht ſind die folgenden

Schmähungen: *ἔχθιστος δέ μοί ἐσσι — —*. Ja sogar die unbestreitbaren Vorzüge des Helden sucht er zu verkleinern v. 178. Und um den Beleidigten noch mehr zu kränken, bestärkt er ihn höhnisch in seinem Entschluß 179—180: *οἴκαδ' ἰὼν — Μυρμ. ἄνασσε*. Daß ihm freilich dessen Scheiden doch nicht gleichgültig, daß er sich diese Gleichgültigkeit erst einreden muß (denn warum redet er nochmals davon?), beweist die Wiederholung des Gedankens (*οὐδέ σ' ἔγωγε λίσσομαι) σέθεν δ' ἐγὼ οὐκ ἀλεγίζω οὐδ ὄθομαι κοτ*. Jedoch bei bloßen Schmähungen bleibt auch Agam. nicht stehen. Während aber Achill zurücktritt, geht Agam. weiter vor; jener will sich entfernen, dieser will ihm nun erst recht nahe treten, wie seine (im Gegensatz zu 137. 38) direkte und unbedingte Drohung zeigt. Bemerkt man hier einerseits die rohere Auffassung des Königs an dem, wie er das ihm zugemuthete Opfer als einen Raub, einen Gewaltstreich des Gottes betrachtet (182), so zeigt sich seine steigende Ueberhebung daran, wie er sein Verhältniß zu Achill ansieht, als ob nämlich dieser ebenso unter ihm stände wie er selbst unter dem Gott, ebenso sich seiner Willkür (denn so sieht er ja auch das Verlangen des Gottes an) fügen müßte. Dafür spricht auch das Folgende. Denn warum will er ihm die Briseis rauben? Zuerst hatte er nur einen Ersatz verlangt, *ὄφρα μὴ οἶος Ἀργ. ἀγέραστος ἔω*, also sich selbst noch wie einen der Andern angesehen. v. 137—38 hat er schon mit Gewalt gedroht, doch nicht dem Achill allein. Jetzt spricht er: *ὄφρ' εὖ εἰδῇς ὅσσον φέρτερός εἰμι σέθεν κτλ.*, wobei besonders die Worte *ἶσον ἐμοὶ φάσθαι καὶ ὁμοιωθήμεναι ἄντην* den Hochmuth des Herrschers bezeichnen, der sich als specifisch von den Andern verschieden und über sie absolut erhaben ansieht. Aber hatte denn Achill des Königs Stellung angetastet, ihn stürzen, sich an die Spitze stellen wollen? Er hatte nur, was ihm nach homerischer Anschauung durchaus zustand, des Königs Verfahren getadelt, allerdings hart getadelt. Vertheidigen, rechtfertigen kann sich der König nicht, auch Achill's Trennung nicht hindern. So ist freilich die Steigerung seiner Leidenschaft zu erklären (je weniger er Achill zu antworten wußte, desto bittrer mußte er ja werden). Etwas Männliches ist immer noch in seinem Trotz. Aber während Achill besonnen ist und bleibt, verliert der König immer mehr Ruhe und Besinnung.

Die neue Beleidigung (173 ff.) und direkt gegen ihn ausschließlich gerichtete Drohung (184 ff.) versetzt nun auch Achill in Leiden-

ſchaft (ἄχος ähnlich wie ἀχνύμενος 103). Er möchte am liebſten zum Schwert greifen, das Volk aufſcheuchen und den übermüthigen Gegner züchtigen. Und doch erwägt er auch in der Leidenſchaft (189. 92), ob er derſelben folgen ſolle. Daß er dieſelbe überwindet, iſt in der uns erhaltnen Geſtalt des Gedichts durch eine Göttererſcheinung motivirt, — ein Stück, von welchem zu vermuthen, daß es jüngeren Urſprungs iſt. Wenn auch nicht ganz leer an Schönheit, mag es hier, wo nur einzelne Stücke betrachtet werden können, übergangen werden. Dabei iſt aber die Meinung nicht, daß dieſe Verſe auszuſcheiden ſeien. Dies iſt ſchon deshalb unmöglich, weil wir nicht im Stande ſind, eine Beziehung auf v. 169, welche wohl durch dieſe Verſe verdrängt worden, wiederherzuſtellen.

Wenden wir uns ſogleich zu der Rede Achill's 225—44, ſo bemerken wir, daß dieſelbe eine ziemlich genaue Antwort iſt auf Agam.' Rede 173—187. Daß die hochfahrenden Worte des Königs 186—87 den Helden nicht eingeſchüchtert, beweiſt ſchon die Anrede, welche gegen den auf ſeine hohe Stellung Pochenden die tiefſte Verachtung ausſpricht. Wobei insbeſondre zu ſehen, daß es nicht die Feigheit iſt ſondern die Schamloſigkeit und Frechheit, welche Achill zuerſt nennt (*οἰνοβ.*, *κυνὸς ὄμμ. ἔχων*), daß alſo dieſe dem Helden das vor allem Verhaßte ſind, am widerlichſten freilich, wenn die Feigheit ſich noch dazugeſellt. Damit iſt dieſe Anrede die Antwort zugleich auf den Anfang *φεῦγε μάλ'* der letzten Worte Agam'. Doch Ach. kann ſeine Schmähungen auch begründen. Obgleich er der Angegriffne iſt, fällt es ihm aber nun nicht ein, wie er v. 165 kurz gethan, an ſeine Leiſtungen zu erinnern, ſondern (ſo ſehr verſtehen ſich ihm dieſe von ſelbſt) er macht dem König Vorwürfe darüber, daß dieſer nicht dasſelbe thut. Während aber Agam. die Eigenſchaften Achill's gehäſſig darzuſtellen geſucht (176—78.), weiß dieſer ihm mit Thaten (nämlich hier mit der Unterlaſſung ſolcher) zu antworten 226—28. Und wahrhaft vernichtend iſt ſein Urtheil: *τὸ δέ τοι κῆρ εἴδεται εἶναι.* So alſo iſts mit dem, was der König thun ſollte. Und was thut er denn? Deſſen Dünkel mit ſeinem *ὄφρ' εὖ εἰδῇς* kann den Helden ſo wenig blenden, daß er nur ironiſch davon ſpricht: *ἦ πολὺ λωΐτερον* —, wobei man ſieht, daß er aus wirklicher Verachtung, nicht bloß aus perſönlicher Gereiztheit ſpricht, wie der verallgemeinernde Ausdruck zeigt: *ὅστις σέθεν ἀντίον εἴπῃ.* Doch das Ironiſche iſt hier nur vorübergehend; mit Entrüſtung ruft er:

δημοβόρ. βασ.! Und dem ſtolzen Wort Agam.' παρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι 174. wird die ſchneidende Erwiederung: ἐπεὶ οὐτιδαν. ἀνάσσ.; ſo wenig alſo ſucht er der Andern Beiſtand zu gewinnen, daß er ſich nicht ſcheut auch dieſe zu beleidigen. — Den Hochmuth des Königs hat er bis hieher genug gezüchtigt. Doch dies iſt das Eine nur; jener ſoll wiſſen, daß er mit ſeiner Hoffahrt einen Achill nicht blendet; aber was er ſagen will, iſt doch noch ein Andres. Und ſo ſchließt ähnlich wie Agam. auch er ſeine Rede mit einem drohenden Schwur. So gewiß dieſes Scepter nimmer Blätter und Zweige treiben wird, denn — (es liebt die kindliche Dichtung, bei Betrachtung eines Gegenſtandes zu verweilen auch über den Vergleichungspunkt hinaus, und nun erſt bei einem ſo bedeutſamen!), — ſo gewiß iſt es nun aus für immer, will er ſagen, und es bezeichnet allerdings auch die Wahl des Vergleiches den feſten unbeugſamen Sinn des Helden, der was er ſich vornimmt unerbittlich feſthält, und müßte er, der im Grund des Herzens mild und weich geſinnt, dabei auch unerbittlich hart werden. Doch bezeugt der Ausdruck, wie ſchmerzlich ihm ſolche Drohung iſt. Sehnſucht nach Achill wird einſt noch alle Achaeer erfaſſen. Nach Achill, nicht: nach mir; gleich als wollte er hier, wo er doch von ſich ſpricht, nicht gerne ſo ſubjektiv ſprechen. Nach Achill — er denkt ſich gleichſam in die Seele der Andern hinein und hört, wie ſie nach ihm verlangen. Auch iſt ja freilich ſein Name ein ſolcher, deſſen Bedeutung Jeder kennt und von welchem er als von dem eines Dritten reden kann. Dann wirſt du ihnen nicht helfen können, wenn — und wirſt dich grämen, daß du —. Nicht mehr ſpricht er hier von ſeinem γέρας, das ihm doch auch lieb iſt (167.); es handelt ſich ja jetzt nur noch um die Ehre. Aber auch dies iſt wieder ganz objektiv ausgedrückt: ἄριστον Ἀχαιῶν, als wenn er von einem Dritten ſpräche. Allerdings auch ein Stolz, aber wieviel höherer Art als der Agamemnons, welcher nicht genug von ſich reden kann (φέρτερός εἰμι σέθεν und ἶσον ἐμοὶ φάσθαι. —)!

Die Bewegung Achill's gibt ſich kund auch in ſeiner äußern Haltung: ποτὶ δὲ σκῆπτρον βάλε γαίῃ, doch nicht ſo, daß er Ruhe und Würde vergäße, wie er denn auch nicht ſogleich die Verſammlung verläßt, ſondern: ἕζετο δ' αὐτός. Aber auch Agam. iſt dem Dichter ein Mann, der obgleich hier im Unrecht doch wenigſtens nicht erſchrocken zurückbebt, jedoch auch nach dem letzten heftigen Ausbruch (173—187.) ſich nun nicht in neue Schmähungen ergießt (247).

Bisher waren nur die beiden Fürſten an der Handlung betheiligt; ſo groß iſt die Ehrfurcht der Andern vor ihnen, daß ſie ſich nicht vorſchnell in den Streit einzumiſchen wagen. Doch läßt der Dichter die Handlung hier noch nicht abbrechen, denn ſo groß iſt ja die Bedeutung dieſes Streites für Alle, daß ſie nicht ganz ſtumme Zuhörer bleiben können. Dabei iſt bezeichnend, daß der Dichter hier nicht wie v. 22. eine allgemeine Akklamation eintreten läßt, ſondern nur Einen, freilich einen der angeſehenſten, durch Alter und Weisheit über allen Verdacht der Einſeitigkeit erhabnen Helden einführt, bezeichnend nämlich für den ariſtokratiſchen Geiſt des Dichters, dem die Stimme des Einen mehr gilt als Wunſch und Meinung der Menge.

Es iſt, als ob der Dichter nach den leidenſchaftlichen Auftritten, die vorausgegangen, der liebenswürdigen Erſcheinung des Alten ſich beſonders freue; mit ſolchem Wohlgefallen verweilt der Dichter bei ſeiner Geſtalt. Gleich am Anfang iſt zu bemerken, daß es nicht heißt *τοῖσι δ' ἀνέστη* wie gewöhnlich, ſondern *ἀνόρουσε* (der Greis!); ſo lebhaft alſo iſt er noch. Sodann ſehe man, wie nicht ſein Verſtand gerühmt wird ſondern ſeine Redegabe und auch an dieſer nur die äußeren Vorzüge: *ἡδυεπής — λιγὺς ἀγορητής κτλ.*; gerade wie heute noch der Bauer an ſeinem Prediger weniger Gedankenreichthum ſucht und bewundert als daß ihm die Worte glatt („wie Waſſer", beim Hom. *μέλιτος γλυκίων* —) vom Munde fließen. Wobei natürlich vorausgeſetzt wird, daß wer ein ſo gutes Mundſtück beſitze, auch über die Maßen geſcheit ſein müſſe. Beredtſamkeit ohne Verſtand iſt dem naiven Sinn alter und neuer Zeit undenkbar. Nur das iſt noch zu bemerken, daß, während nach unſrer Anſchauung glänzende hinreißende Beredtſamkeit ebenſo wie die Poeſie vorherrſchend eine Gabe der Jugend iſt, der alte Dichter beides mehr dem Alter beilegt. Der andre Hauptzug im Charakter Neſtor's iſt ſeine Erfahrung. Aber man ſieht, daß der Dichter denſelben nicht als Eigenſchaft bezeichnet ſondern durch Erzählung (*τῷ δ' ἤδη κτλ.* 250 — 52.) darſtellt. Wobei die umgekehrte Ordnung zu beachten: *ἐφθίαθ' — τράφεν — ἐγένοντο*, dann erſt die Gegenwart mit *ἄνασσεν* (die Erinnerung muß ja nicht den Ereigniſſen enſprechend von vorn beginnen; ſie wird öfter vom Nähern zum Entfernteren, alſo rückwärts gehen).

Die Weisheit nnd Milde des Alten zeigt ſchon der Anfang. Nicht mit Tadel und Vorwürfen, auch nicht mit Ermahnungen beginnt

er, sondern mit dem Ausdruck des Schmerzes über die Folgen dieses Streites, die er voraussieht. Wie thöricht und verwerflich ihm der Zank erscheint, konnte nichts deutlicher bezeichnen als das ἦ κεν γηθήσαι Πρίαμος —. Und trotzdem vergißt er nicht die beiden schuldige Achtung: οἱ περὶ μὲν βουλ. Δαν. περὶ δ. ε. μαχ. Nun aber leitet der Alte auch jetzt noch keine Vorwürfe ab aus seiner Eingangsvorstellung, noch schließt er verstandesmäßig: also müßt ihr euch vertragen, sondern er bittet sie freundlich, als sollten sie es ihm zu liebe thun: ἀλλὰ πίθεσθ', ἄμφω δὲ νεωτ. ἐ. ἐμ. Aber das Alter ist es nicht allein worauf er sich beruft und womit er seine Autorität begründet. Jedoch auch seiner eignen Thaten rühmt er sich nicht sondern des Umgangs mit den Helden der Vorzeit; und wenn er soeben den beiden Streitenden alle Achtung bezeugt, so scheut er sich jetzt nicht ihnen zu sagen: ἀρείοσιν ἠέπερ ὑμῖν ἀνδρ. ὡμίλησα — und dann οὐ γάρ πω τοίους ἴδον ἀνέρας οὐδὲ ἴδωμαι οἷον Il. κτλ. Wenn nun N. bei diesen Erinnerungen gerne verweilt, so muß man darin nicht bloß eine senilis loquacitas sehen, welche sich wohl mehr durch wohlgefällige Erzählung eigner Thaten äußern würde; aber dies sieht man allerdings, daß er gerne in diesen Erinnerungen sich ergeht, also keine Eile hat wie der von Leidenschaft Bewegte oder eine Meinung eifrig Vertretende. Von sich selbst spricht er dabei immer bescheiden (271: κατ' ἔμ' αὐτόν), obwohl er doch schon damals versichert durch Rath und Weisheit sich die Anerkennung jener Helden erworben zu haben (also auch nach Nestor ist die Weisheit nicht dem Alter als solchem eigen). Was folgt daraus? Wenn schon damals, als ich noch jung, jene Helden, gewaltiger als ihr, auf mich hörten und meinem Rath folgten, — wievielmehr! Aber wie bescheiden und mild schließt er, wie auf seine Bitte v. 259. zurückkommend, ἀλλὰ πίθεσθε καὶ ὔμμες, diesmal mit der naiven Begründung: ἐπεὶ πείθεσθαι ἄμεινον; eine Begründung, die freilich wenig logisch, da das zu Begründende durch sich selbst begründet wird, wohl aber ethisch (etwa wie wir sagen: Nachgeben ist immer besser). Bisher war Nestor's Rede an beide gleichmäßig gerichtet, sollte beide zur Nachgiebigkeit stimmen. Aber er scheut sich auch nicht, sich an jeden besonders zu wenden; wobei es seinen freundlichen wohlwollenden Sinn verräth, daß er beiden etwas zu sagen hat, und seine Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit, daß er mehr (zuerst und zuletzt)

gegen Agam. ſich richtet. Ein Wort zwar, welches dieſen geradezu der Ungerechtigkeit beſchuldigte, finden wir nicht (war ja doch Agam.' Unrecht nur ſeiner Eiferſucht, alſo doch keinem unwürdigen Motiv, entſprungen); aber ſeine Ueberzeugung, auf welcher Seite objektiv das Recht ſei, ſprechen unzweideutig die Worte aus: *ὥς οἱ πρῶτα δόσαν γέρας υἷες Ἀχ.* (276). Dem Ach. widmet er faſt noch mehr Worte, aber nichts, was gegen ſeine Sache ſpräche; er ſoll nur nicht *ἐριζέμεναι βασιλῆι*, auch nicht auf ſeine perſönliche Kraft pochen, weil Ag. — eben einmal der Mächtigere (*ἐπεὶ πλεόνεσσιν ἀνάσσει*, gegen die Macht richtet alles Recht nichts aus; eine Wahrheit, freilich noch nicht dem Idealismus Achill's, ſondern erſt dem Erfahrungsrealismus Neſtor's geläufig). Aber nochmals wendet er ſich an Agam. (an welchem alſo doch die Sache am meiſten liegt): *Ατρ. σὺ δὲ παῦε τ. μ.*, und — er will offenbar ſagen: *μέθες χόλον*, wie es ja im Folgenden auch heißt, nur ſpricht er es noch milder und gewinnender aus: *αὐτὰρ ἔγωγε λίσσομ'* — als ob Agam. ihm, dem N., perſönlich damit eine Freundlichkeit erwieſe). Und dennoch fehlt es zuletzt nicht an einer ſehr eindringenden Wendung, die namentlich dem König ſehr gewichtig ſein mußte, in dem Relativſatz: *ὃς μέγα πᾶσιν ἔρκος Ἀχαιοῖσιν πέλεται* —. An dieſer Rede kann ein gewiſſes Schwanken auffallen. Denn zu welchem von beiden bekennt ſich Neſtor? Zu keinem, denn er hat beiden etwas zu ſagen, alſo an beiden etwas zu tadeln. Nach ihm ſollen beide nachgeben, und doch mußte das *γέρας*, um das es ſich handelt, einem von ihnen zukommen. Wie aber, wenn Achill auf Neſtor hörte, Agam. nicht, ſiegte in dieſem Fall nicht das Unrecht? So ſcheint es. Aber man bedenke nur: wenn Agam., der zuerſt und zuletzt angeredete, nachgab, ſo war der Streit erledigt. Die Mahnung an Achill diente dem König gewiſſermaſſen zur Satisfaktion (hatte ja doch N. auch ſeinem Gegner etwas zu ſagen), konnte alſo indirekt auch auf Agam. wirken, nämlich dieſem das Nachgeben erleichtern. Trat aber der weniger wahrſcheinliche Fall ein, daß Agam. nicht hörte, daß aber Ach. zurückwich und vor der Würde des Königs ſich beugte, — nun ſo war damit vor allem der Streit beſeitigt, ſomit was für Neſtor und die Uebrigen die Hauptſache war gewonnen, außerdem aber war dann ein Nachgeben, ein Verzicht des Königs, dem es ja vor vor allem nur um ſeine Würde zu thun war, um ſo leichter zu hoffen, ſomit auch

dem Recht nichts vergeben. So ist diese Rede ein Meisterstück in der Kunst, durch scheinbare Mittelstellung (fast Indifferenz) zur Verständigung, nämlich für Herstellung des Rechts zu wirken.

Zuerst erhebt sich nun Agam., welcher also fühlt, daß an ihm das Reden sei. Und sein Uebermuth geht nicht soweit, daß er die Einmischung Nestor's überhaupt ablehnt oder seine Mahnung verwirft; er hat Wahrheitsgefühl genug, die Berechtigung derselben anzuerkennen: *ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα — κατὰ μοῖραν ἔειπες.* Aber dies ist nach dieser Seite hin auch Alles. Zu einem totalen Umschlag seiner Stimmung — wer wollte etwas Männliches hieran verkennen? — kommt es freilich nicht. Es ist aber, wie man hier deutlich sieht, nicht das Verlangen nach dem *γέρας*, dessen er mit keinem Wort gedenkt, sondern (worin ihn freilich auch Nestor's Rede hatte bestärken können) nur der Verdruß über Achill's Ueberlegenheit und dessen kühne Opposition gegen seine Herrscherwillkür, was er nicht überwinden kann. Wie fein hatte der Dichter den Alten seine Rede anlegen lassen! und wie treffend weiß derselbe unvergleichliche Menschenkenner nun den Erfolg darzustellen! Wie es oft nach einer Versöhnungsrede geht, welche für beide Theile etwas zu Beherzigendes enthielt, daß nämlich jeder Theil sich gerade an das dem andern Gesagte hängt, so thut hier Agam. Die Häufung der Synonyma (287. 88.) beweist, wie wenig im Uebrigen der König seinem Gegner vorzuwerfen hat, weshalb er sich mit Gewalt an diesen einen Punkt klammert. Daß er selbst den etwas höhnischen Schluß dieses Satzes (*ἄτιν' οὐ πείσεσθαι ὀΐω*) nicht ganz berechtigt findet, beweist der Fortgang der Rede, die er also doch nicht mit jenem Satz schließen wollte. Aber wenn er nun zu einer Anerkennung sich gedrungen fühlt, so dient diese doch nur dazu, wiederum einen Vorwurf anzuknüpfen (291). Man sieht, unbillig will der König nicht sein, nur freilich um Alles sich zu nichts verstehen, was einer Erniedrigung gleichsehen könnte. So kommt er von der Anerkennung sofort in die beleidigende Rede hinein, womit die Verständigung unmöglich wird.

Jetzt ist es an Achill zu reden. Man muß nun beachten, daß derselbe sich nicht auf Nestor's Worte beruft, die doch vorwiegend zu seinen Gunsten gelautet. Er verschmäht also jeden Beistand, will nicht durch die Autorität Andrer sein Recht behaupten. Er will auch gar keine Verständigung (dies liegt schon in *ὑποβλήδην*, womit er alle etwaigen weiteren Vorschläge abschneidet), überhaupt kein Paktiren

mit der Ungerechtigkeit. Denn man bemerke nur: des Königs Worte enthalten mehrmals eine Anerkennung Achill's, deſſen Worte nie eine ſolche für jenen; jener will den Weg der Vermittlung nicht ganz verſperren, dieſer hat ſie ſchon völlig aufgegeben. So will er auch jetzt den König nicht widerlegen, um ihn zur Einſicht zu bringen und damit zur Verſöhnung zu wirken; er ſagt ihm nur, daß er gegen ſeine Natur handeln müßte (293.), wenn er in Allem ſich ihm wollte unterordnen. Und wie wenig er auch hier ſucht die Andern für ſich zu gewinnen, beweiſt ſein ſtolzes für dieſe beleidigendes Wort: *ἄλλοισιν δὴ ταῦτ' ἐπιτέλλεο* —. Aber während Agam.' Rede Anfangs ruhig war, dann heftiger wurde, iſt es bei Achill umgekehrt (welches offenbar den höheren Ernſt und Adel der Seele bezeichnet). Mit *ἄλλο δέ τοι ἐρέω* — folgt die feierliche Erklärung: *χερσὶ μὲν οὔτοι ἔγωγε — οὔτε σοὶ οὔτε τῷ ἄλλῳ, ἐπεί μ' ἀφέλεσθέ* (plur.!) *γε δόντες* — es iſt alſo nicht Furcht oder Rückſicht auf die Perſönlichkeit und beſondre Würde des Königs, was ihn zu dieſer Reſignation beſtimmt. Aber — wiſſen ſoll doch der König auch und die Andern, daß es nicht Mangel an Muth, wenn er dieſes Unrecht ſich zufügen läßt — *τῶν δ' ἄλλων — τῶν οὐκ ἄν τι φέροις* (sing.! die Drohung geht an den König perſönlich) —. Ja es iſt faſt, als wünſche er, daß der übermüthige Herrſcher ſoweit gehe, wenn er ihn herausfordert: *εἰ δ' ἄγε μὴν πείρησαι* —, und ein wahres Verlangen, Blut zu ſehen, ſpricht aus den Worten: *αἰψά τοι αἷμα κελαινὸν* — —. Und doch iſt es derſelbe, der das Schwert in die Scheide geſteckt (220).

Hier läßt der Dichter die Streitreden abbrechen. Der König hat zwar das *γέρας* erlangt, jedoch nicht, um was es ihm mehr zu thun, daß Achill ſich vor ihm beuge; er ſcheut aber und achtet ſeinen Gegner zu ſehr, um jetzt mehr zu fordern oder gar, was ihm auch die eigne Würde verbot, deſſen daß er ſeinen Anſpruch auf das *γέρας* durchgeſetzt ſich zu rühmen (denn aus Feigheit entſpringt ſein Schweigen nicht, v. 318.). Vom Volk aber erfolgt keine Aeußerung mehr, nicht einmal ein *ὧδε δέ τις εἴπεσκε* oder ſo etwas. Man ſieht hier wie ſonſt in der Ilias nicht bloß die Unmündigkeit des Volkes den Fürſten gegenüber (denn auch von dieſen rührt ſich ja keiner mehr) ſondern noch ein Andres. Die Liebe erſtreckt ſich zunächſt nur auf den engeren Kreis der Freunde und Stammesgenoſſen. Odyſſeus erblickt nicht etwa in Griechenland ſondern nur in Ithaka ſein Vaterland, Achill wird von Allen geſchätzt und bewundert, geliebt aber

eigentlich doch nur von den Seinigen. Liegt hierin wie in jedem Partikularismus eine Engherzigkeit, so muß man doch die Einfalt und Wahrheit der alten Dichtung nicht übersehen, welche was nicht vorhanden auch nirgends simulirt. Fehlerhaft wurde der Partikularismus erst, als das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum größeren Ganzen erwacht war. Auf diesem Grund beruht auch die außerdem auffallende Erscheinung, daß Achill's des volksthümlichsten Helden Entfernung vom Heer nirgends eine große sympathische Bewegung für ihn hervorruft.

Die Versammlung wird also aufgelöst: nicht heißt es: Achill, der sie ja berufen (54.), löst sie auf, auch Agam. thut es nicht, sondern Beide erheben sich u. s. w. Es wendet also keiner von beiden wie ein eigensinniges Kind den Rücken, noch sucht der eine nach dem Weggang des andern die Versammlung für sich zu gewinnen. Der Blick des Dichters folgt nur den beiden Hauptpersonen; aber obwohl er zunächst von Agam. erzählen will, beginnt er doch mit Achill (an welchem vor allen das Herz des Sängers und seiner Zuhörer hängt). *Πηλείδης* — so heißt es einfach, ohne ein *ἀχνύμενος* od. dgl. — (*ἧϊε*) — nicht an den Strand des Meeres, sondern (ruhig und gefaßt) *ἐπὶ κλισίας κ. νῆας ἐίσ.*, und nicht wie ein im Zorn alle Gesellschaft Fliehender sondern *σύν τε Μενοιτιάδῃ καὶ οἷς ἑτάροισιν.* Und jetzt kommt der Dichter zu Agam. Was geschieht? Es ist doch wohl darauf zu achten, daß der König sich nicht zuerst in den Besitz der Briseis setzt, um erst wenn der Ersatz in seiner Hand die Chryseis zurückzusenden, sondern daß ihm dieses, die Versöhnung des Gottes, unmittelbar das Erste ist. Dabei sind dem Dichter wie immer die Vorbereitungen das Interessanteste, die er denn auch hier mit wenigen Zügen verfolgt: *νῆα θοὴν ἅλ. προερ., ἐς δ' ἐρέτ. ἑκ. ἐείκοσιν* (also eine respektable Zahl), *ἐς δ' ἑκατ. —, ἀνὰ δὲ χρυσ. καλλιπάρῃον* (so lieblich und dennoch!) — *ἐν δ' ἀρχὸς ἔβη πολύμ. Ὀδ.* Wäre es nicht effektvoller gewesen, wenn der Dichter den König hätte selbst gehen und die Geliebte in die Arme des Vaters hätte zurückführen lassen? Wie zart meidet der alte Dichter jede solche Uebertreibung! Es ist genug, daß er sie ziehen läßt und dem Zug einen der ersten Helden zum Führer gibt. Nur flüchtig wird die Fahrt selbst berührt mit *ἐπέπλεον ὑγρὰ κέλευθα* (*ὑ. κ.* d. i. sicherlich ein nicht angenehmer, nicht gefahrloser Weg). Hiemit also waren die Forderungen des Sehers (98—100.) erfüllt. Aber Agam. thut mehr.

Das ganze Volk muß eine Reinigung vornehmen und dann ἕρδον Ἀπ. τελ. ἑκατ. ἕρδον (plur.) — denn das Unrecht gut zu machen war des Königs Sache allein, aber hier opfern alle (wie im Unglück, ſo bei der Erlöſung betheiligt) τελ. ἑκατ. und zwar (denn der ſchlichte Mann möchte, wenn von Opfern die Rede, gerne erfahren, von welchem Thier) ταύρ. ἠδ' αἰγ. mit dem Zuſatz παρὰ θῖν' ἀλὸς ἀτρυγ. Am Strand des unfruchtbaren Meeres, von welchem ſonſt auch den Göttern keine Opfer kommen und von wo auch kein Erſatz für das Geopferte zu erlangen iſt (denn die Worte παρὰ θῖν' ἁ. ἀτρ. ſtehen offenbar in einem gewiſſen Gegenſatz zur erſten Vershälfte: ταύρ. ἠδ' αἰγ.), da bringen doch herrliche Opfer die Achaeer. Dabei iſt freilich von Buße und Gebet keine Rede, ihr Thun iſt ein ganz äußerliches; aber das Bewußtſein, daß dieſes Thun das eigentlich Verſöhnende nicht ſei, zeigt ſich doch. Denn wenn auch κνίση δ' οὐρανὸν ἶκεν, ſo heißt es doch hier noch nicht, daß der Gott ſich freut und ſein Zorn ſich wendet; dies geſchieht erſt da, wo das Unrecht gut gemacht iſt (474).

Aber iſt die Entledigung der früheren Schuld für Agam. das Erſte, die Ausführung des dem Achill Gedrohten unterbleibt darum nicht (welches ja einem Rückzug gleichſehen, alſo ſeiner Würde Eintrag thun könnte). So zieht er, während er die frühere ſühnt, ſchon eine neue Schuld auf ſich, bleibt alſo — ein Zug tiefer Menſchenkenntniß — unter veränderten Umſtänden immer derſelbe. Doch führt er ſeine Drohung von 184—85. nicht ganz ſo aus, wie er ſie dort ausgeſprochen (αὐτὸς ἰὼν κλισίηνδε), ſondern ſendet ſeine Herolde, ein Zeichen, daß er doch nicht gerne ſelbſt dem Gewaltigen gegenübertritt, auch ſich in ſeinem Recht nicht ganz ſicher fühlt, aber deren zwei, ein Zeichen vielleicht von Achtung gegen Achill, ſicherlich aber von der Wichtigkeit, die er dieſem Auftrag beilegt. Gebieteriſch gibt er ihnen den Auftrag: ἔρχεσθον κλισ. Πηλ. Ἀχ. (alſo doch mit dem ehrenden patronym.) χειρὸς ἑλόντ' ἀγ. Βρ. κ.; doch ſetzt er hinzu: εἰ δέ κε μὴ δώῃσιν — die Möglichkeit eines Widerſtandes iſt ihm auch nach der Verſicherung von 298. nicht außer dem Bereich des Denkbaren, ja er kann es ſelbſt kaum glauben, daß Ach. die Gewaltthat ruhig ertragen werde — ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι ἐλθὼν σ. πλεόν. (er perſönlich nicht, aber ſeine höhere Macht kann es mit Ach. aufnehmen) — τό οἱ καὶ ὀΐγιον ἔσται. Es iſt ihm alſo immer, wie auch der Schluß dieſer Rede zeigt, nicht ſo ſehr um das

γέρας zu thun, als dem Ach. zu imponiren, auch dieſem gegenüber, der ſich vor ſeiner Würde nicht beugen will, dieſelbe zur Geltung zu bringen.

Die Herolde freuen ſich des Auftrages nicht, ſie wagen freilich nicht einmal ein ſchüchternes Wort, ſondern gehorchen, aber ἀέκοντε (bloße Maſchinen ſind auch die Diener bei Hom. nicht). So kommen ſie zu den Schiffen der Myrmidonen und finden den geſuchten Helden an ſeinem Platze, ἥμενον, alſo nicht unruhig und leidenſchaftlich, ſondern auf ſeinem Poſten ruhig den Verlauf der Dinge erwartend. Da ſie obgleich ἀέκοντε gegangen, ſo mußten ſie auch entſchloſſen ſein den Auftrag ihres Herrn zu erfüllen, aber beim Anblick des Helden bleiben ſie ſtehen ταρβήσαντε κ. αἰδομένω βασιλ. (aus Zagen zuerſt — ταρβησ. part. aor., dann auch aus Ehrfurcht — αἰδομ. part. praes.) und wagen keine Anrede. Wunderbar naiv iſt aber, was von Ach. geſagt iſt. Wie nahe lag es hier, und wie ſchwer hätte ein moderner Dichter vermieden, den Ach. in allem Stolz des Heldenthums erſcheinen zu laſſen! In der hom. Dichtung heißt es: οὐδ' ἄρα τώγε ἰδὼν γήθησεν Ἀχ. Und dennoch ruft er ihnen, da er ſie zaghaft ſtehen ſieht, zu: χαίρ. κηρ., Δ. ἄγγ. ἠ κ. ἀ. (ſo ehrend als möglich), ἄσσον ἴτ' — ſie waren alſo in einiger Entfernung ſtehen geblieben, er hatte ſich ihres Anblicks nicht gefreut, und doch —! Aber nicht äußerlich nur iſt dieſe Freundlichkeit, wie gleich das Folgende zeigt: οὔτι μοι ὔμμες ἐπαίτιοι ἀλλ' Ἀγαμ. und nun nennt er, ihnen die Worte die ſie auszuſprechen ſich ſcheuen zu erſparen, ſelbſt ihren Auftrag. Und ſofort gibt er dem Freund die Weiſung ἀλλ' ἄγε Διογ. Πατρ. —. Aber ganz Weichheit und Sanftmuth iſt freilich auch Ach. nicht. Freundlich gegen die Diener macht er doch auch vor ihnen kein Hehl aus dem Unwillen, den er empfindet. Nicht ſo, daß er ſich in leere Schmähungen gegen den König ergießt, wohl aber nimmt er ſie zu Zeugen für den Fall, daß einſt im Heer das Verlangen nach ihm ſich rege, zu Zeugen nämlich der Beleidigung, die er erlitten. Es iſt aber nicht bloß das Gefühl der Kränkung, die ihm widerfahren, ſondern mehr Entrüſtung über des Königs Gebahren, wie die Worte zeigen: ἠ γὰρ ὅγ' ὀλοιῇσι φρεσὶ θύνει οὐδέ τι οἶδε νοῆσ. ἁ. πρ. κ. ὀπ. (indem wie immer bei Hom. mit Verſtand zugleich die Geſinnung bezeichnet wird), ὅππ. οἱ π. ν. σόοι μαχ. Ἀχ. Alſo bei dem Unwillen über die erlittene Beleidigung denkt er doch auch hier an das Wohl des Volkes, macht dem Agam.

nicht bloß zum Vorwurf wie 244. *ὅτ' ἄριστον Ἀχ. οὐδὲν ἔτισε*, ſondern, was freilich damit zuſammenhängt, daß er nicht darauf denkt *ὅππως οἱ π. ν. σόοι μαχ. Ἀχ.*

Aber obwohl der Dichter den Helden ſeine Gefühle auch gegenüber den niedriger Stehenden nicht hatte verbergen laſſen, wagt es doch keiner ein Wort der Entſchuldigung oder des Troſtes zu ſagen, letzteres nicht einmal Patroklus. So hoch ſteht Ach. ihnen allen gegenüber, daß ſie ihre Theilnahme nur durch Schweigen und Gehorſam bezeugen können. Patr. alſo gehorcht dem Freund, *ἐκ δ' ἄγαγε κλισ. Βρ. καλλιπάρῃον* (ſo hier wie 323. genannt, aber nicht in Achill's Rede). Die Bewegung des Helden beim Weggehen des geliebten Weibes wird durch kein Wort angedeutet; nur ein Zug verräth, welches Opfer er gebracht: *ἡ δ' ἀέκουσ' ἅμα τ. γυνὴ κίεν*, denn die Liebe der Sklavin zu ihrem Herrn iſt nicht denkbar ohne daß ſie von ihm geliebt wird. Aber nur von dem Weib iſt ſolches geſagt, der Held ſelbſt iſt nur vom Gefühl des erfahrnen Unrechts bewegt. An dem ganzen Vorgang ſind aber noch zwei Punkte zu beachten. Erſtens ſieht man, wie trefflich durch die Sendung der Herolde das Verhalten Achill's motivirt wird. Wäre Agam. ſelbſt gekommen, gegen ihn konnte Ach. nicht wohl ſo ruhig und gefaßt bleiben, nicht ſo duldſam erſcheinen; gegen die Herolde konnte er's, ohne ſich aufzugeben. Das Andre iſt, daß ähnlich wie Agam. nicht ſelbſt die Chryſeis zurückführt auch Achill nicht ſelbſt dieſen Schritt thut ſondern dem Patr. befiehlt die Geliebte den Herolden zu übergeben. Wie ergreifend konnte der Dichter dieſen Vorgang geſtalten, wenn er den Helden ſelbſt das geliebte Weib herausführen und jenen übergeben ließ! Es iſt gewiß bezeichnend für die Wahrheit der alten Dichtung, daß ſie ſolcher Mittel ſich enthält; es iſt Selbſtbeherrſchung genug, daß Ach. dem Freunde den Auftrag gibt, es wäre (nach hom. Anſchauung wenigſtens) Uebermaß und Unnatur, ihn mehr thun zu laſſen.

Il. III, 1—76.

Am Anfang dieſes Stücks iſt nicht bloß bemerkenswerth, wie der Dichter beide Heere dadurch charakteriſirt, daß er die Troer mit Kranichſchwärmen vergleicht, während die Achaeer ſtillſchweigend einherſchreiten, ſondern daß entgegen der zu hegenden Annahme, wornach die Achaeer die Angreifenden und die Troer die Bedrohten ſind, vielmehr das Verhältniß umgekehrt erſcheint. Denn wenn auch die ein-

zelnen Züge des Gleichnisses v. 6—7. nicht als auf die Troer bezüglich zu deuten sein sollten, da freilich der Dichter seine Gleichnisse oft über den Vergleichungspunkt ausdehnt aus reinem Gefallen an dem Gegenstand derselben, so sagt doch von den Achaeern, deren Vorrücken durch kein Gleichniß veranschaulicht wird (welches auch zu beachten) v. 9. ausdrücklich, daß sie nur daran denken, einander im Kampfe beizustehen, woraus sich für die Troer das Entgegengesetzte ergibt.

Weit weniger charakteristisch ist das folgende Gleichniß (10—14.), welches nur die Menge der zum Kampf rückenden Streiter und die Großartigkeit dieser Bewegung veranschaulicht. Aber wie der Dichter überall gerne bei den vorbereitenden Momenten verweilt, so hier bei dem Gewoge der zur Schlacht drängenden Massen. Wenn er nun die Staubwolken dem Nebel vergleicht, so ist dabei von besonderem Interesse zu bemerken, wie er diesen betrachtet. Nicht vom Standpunkt des Malers, sondern mit dem Auge des praktischen Landmanns (*ποιμέσιν οὔτι φίλην, κλέπτῃ δέ τε νυκτὸς ἀμείνω* —), ein Gesichtspunkt, welcher an vielen Orten hervortritt.

Man könnte erwarten, daß Menelaos der erste sich gegen den Feind stürzen würde. Aber entsprechend dem eben bemerkten allgemeinen Verhältniß ist es Paris, welcher den Kampf beginnt. Man muß nun aber nicht sogleich hierüber weggehen zu dem Folgenden, seinem feigen Rückzug. Es bleibt doch immerhin etwas Heldenhaftes, daß er an die Spitze der Kämpfenden sich stellt; er überschätzt seine Kraft und Ausdauer, aber er ist kein gemeiner Lüstling, nicht bloß auf Ueppigkeit und Wohlleben bedacht, sondern auch ritterlichen Sinnes. Sehr charakteristisch stellt ihn die Sage dar (denn ihr, nicht dem Dichter wird dies zuzuschreiben sein) als Bogenschützen und schwert- und lanzengerüstet zugleich, nur — ohne Schild, zum Angriff bereit aber der Deckung vergessend, voll Begierde nach Sieg, aber der Vorsicht und Bescheidenheit (welche den Gegner nicht unterschätzt und die Möglichkeit der eignen Gefahr ins Auge faßt) ermangelnd. Indessen ist sein *προμαχίζειν* wohl nicht bloß als ein willkürliches Hervordrängen, als ein Akt persönlichen Ungestüms aufzufassen. Denn wenn auch sonst nirgends eine Andeutung besonderer Anordnung vorkommt, als *πρόμαχοι* erscheinen doch überall nur hervorragende Helden, und Hektor's Worte v. 43—45. setzen voraus, daß eine gewisse Ehrenstellung damit verbunden ist, da die Achaeer sonst nicht drüber spotten

könnten, daß die Troer einen unkriegeriſchen Mann wegen ſeiner Schönheit dazu erſehen.

Paris hatte nicht einen einzelnen zum Kampfe herausgefordert, ſondern — ſo kühn und zuverſichtlich iſt er — *πάντας ἀρίστους*. Da iſt es Menelaos, der zwar zuerſt ſich nicht für berufen gehalten an die Spitze zu treten, jetzt aber auch nicht zögert der erſte den Kampf aufzunehmen. Der Dichter ſchildert aber bei ſeinem Hervortreten nicht zunächſt den ſittlichen Unwillen und Zorn des Helden gegen ſeinen Beleidiger, er vergleicht ſeine Freude mit der des Löwen, dem ein Wild begegnet; und wenn auch dieſe Freude kurz begründet wird durch die Worte: *φάτο γὰρ τίσεσθαι ἀλείτην* (v. 28.), ſo iſt es doch vorherrſchend das kriegeriſche Bild, welches den Dichter beſchäftigt, ſo daß das andere Moment dagegen zurücktritt.

Noch auffallender zeigt ſich dies im Folgenden. Durch Menelaos' Vortreten wird Paris beſtürzt, aber wie? Er erſchrickt, nicht wie der Dieb, der Verbrecher Angeſichts des Verfolgers, ſondern nur wie der Wandrer vor der Schlange, vor einer unerwarteten Gefahr; nicht vor dem Gatten, deſſen Weib er geraubt, nicht weil ihm beim Anblick des Beleidigten das Gewiſſen erwacht. Helena wohl ſpricht das Bewußtſein ihres Unrechts aus und iſt zerknirſcht darüber, niemals Paris; einem Weib mochte auch nach homeriſcher Anſchauung Zerknirſchung wohl anſtehen, nicht einem Mann; dieſen läßt der Dichter niemals ſich ſelbſt ſo ungetreu werden, über das was er einmal kühn ſich erlaubt ſpäterhin in Verwirrung zu gerathen. Alſo nicht in Folge von Gewiſſensbiſſen, ſondern weil er in Menelaos den ſtärkeren Helden fürchtet, erſchrickt und flüchtet Paris.

Zu ihm tritt Hektor. Kein anderer Troer konnte ſolche Worte, wie ſie nun folgen, an Paris richten, ohne daß deſſen Auftreten unter Helden fernerhin unmöglich wurde; vom Bruder kann er ſo harte Worte doch ertragen. Hektor's Rede nun enthält keine Aufmunterung, ſchließt nicht einmal mit einer ſolchen, ſondern iſt nur der Ausdruck der höchſten ſittlichen Entrüſtung. Nachdem ſchon die Anrede Verachtung, Hohn, Unwillen ausgeſprochen, äußert ſich der ganze Schmerz über den entarteten Bruder in dem Wunſch, derſelbe möchte doch nie geboren ſein oder doch frühe (noch ehelos) geendet haben. Dies freilich — wie könnte es beim homeriſchen Helden anders ſein? — nicht aus Abſcheu vor dem ſittlich Verwerflichen an ſich, ſondern zunächſt aus Scham — vor dem Feind (*ἦ που*

χαγχαλόωσι —), der um dieses Einzelnen willen das ganze Volk verachten müsse. Womit aber die Sittlichkeit seines Unwillens kaum gemindert wird, da eben darin der edle Charakter sich beweist, dem Feind keinen Anlaß zu Spott und Verachtung zu bieten. Davon wird aber Paris um so mehr getroffen werden, da er nach seinem früheren Auftreten so ganz Andres versprochen. Nur so nämlich scheint sich der nächste Satz (v. 46 ff.) gut in den Zusammenhang zu fügen, wenn man zumal bei der jetzt allgemein angenommenen Lesart ἦ (nicht ἦ) τοιόσδε ἐὼν nicht erklärt: als ein solcher Feigling, sondern (was sprachlich ebenso zulässig) als ein solcher Held, ein so Großes unternehmender, wagender Mann. (Auch wenn man ἦ liest, wird man nicht wie Nägelsb. erklären können: bist du, der Entführer Helena's, ein solcher (so erbärmlicher) Held, daß du den Kampf mit M. nicht bestehen magst? da die Stellung des τοιόσδε hiezu schwerlich passen würde.) Es hatte ja geheißen: schmählich — wie werden die Achaeer jubeln —. Das ἦ (an) muß nun einen Gegensatz einführen: oder warst du denn nicht der große Held, hast du dich nicht der großen That vermessen das Meer befahrend u. s. w. und jetzt magst du nicht bestehen —? Wenn wie in der Anrede (v. 39.) so hier 50—51 mit Schmerz und Unwillen auf die That des Paris und hier auch auf ihre Folgen hingewiesen wird, so ists doch nicht dieses zunächst, um deswillen Hektor den Paris straft, sondern seine Feigheit, die eben darum noch verurtheilenswerther wird, daß er gewagt, was wohl ein mächtiger Held, nimmermehr aber ein Paris, sich erlauben durfte. Nun je größer der Anlauf, desto schlimmer der Schimpf des Zurückweichens. Und damit kommt denn Hektor dazu, der Gaben Aphroditens zu spotten, welche dem, welchen sie zu so großem Wagniß ermuntert, in der Gefahr wenig nützen würden. Allein — so tief und ernst ist Hektor's Unwille — mit Spott konnte diese Rede nicht schließen, und da er Paris nichts mehr zu sagen hat, wendet sich sein Groll noch gegen die Troer, die ohne Volksrache zu üben solchen Schimpf unter sich geduldet und dulden. Also keine Aufforderung oder Ermuthigung — nur der Ausdruck der eignen Empfindung ist die Rede Hektors: Verwünschung des Elenden, Schmerz über den Hohn des Feindes, der um so größer sein wird, als ja jener so ganz Andres erwarten ließ, Spott und Klage. Mit einer Verwünschung beginnt die Rede, mit einem Vorwurf schließt sie (H. sieht nicht, wie hier etwas zu bessern sei, hier hört für ihn alle

Hoffnung auf); der Hauptgegenſtand ſeiner Klage iſt nicht Paris' erſte That, die er nicht entſchuldigt, aber doch nicht ſo ſcharf verurtheilen würde, ohne (dies bildet den Hauptpunkt) ſein unmännliches Verhalten im Kampf.

Aber je weniger die Rede Hektor's einen praktiſchen Zweck hatte, deſto mächtiger iſt ihre Wirkung. Und wieviel freier, ſomit doch auch edler, erſcheint des Paris Entſchluß, der zwar freilich durch Hektor's ſtrafende Worte, aber doch nicht durch einen direkten Rath oder eine Aufforderung hervorgerufen iſt! An des Paris' Antwort nun iſt zunächſt die Ehrlichkeit zu bemerken, mit welcher er dem Bruder die Berechtigung ſeiner Vorwürfe zugibt (*κατ' αἶσαν ἐνείκεσας οὐδ' ὑπὲρ αἶσαν*) und die ſelbſterfahrne Wirkung der Worte deſſelben ſchildert (wobei das Gleichniß in des alten Dichters Weiſe behaglich ausgedehnt wird). Und ſo unumwunden geſteht P. Alles ein, daß er nicht einmal eine Entſchuldigung verſucht; nur — und es iſt dieſes ſicherlich kein unſchöner Zug — die Gaben der Göttin will er nicht verunglimpfen laſſen; gegen dieſen Theil der Rede Hektors proteſtirt er, während er alles ihm ſelbſt ſchuldgegebne ſich gefallen läßt. Aber nun nicht Reue und Schmerz (etwa mit Beziehung auf v. 50.); ſondern raſch wie ſein ganzes Weſen ſo iſt auch hier ſein Entſchluß. Und dieſer geht nicht bloß dahin zu thun, was er kurz zuvor unterlaſſen und weshalb H. ihn geſcholten, ſondern einen entſcheidenden Zweikampf zu wagen, worin ſich allerdings auch die Abſicht zu erkennen gibt (mit Bezug auf v. 50.) dem durch ihn heraufbeſchwornen Krieg und ſeinen Leiden mit eigner Gefahr ein Ende zu machen. Hektor's Freude über dieſe Antwort zeigt, wie tapfres männliches Verhalten andre Fehler ihn vergeſſen läßt, zeigt auch wie der edle Mann, der ſo eben in tiefem Schmerz keine Hoffnung mehr gehegt und keinen Rath zur Beſſerung geſehen, leicht wieder Hoffnung zu ſchöpfen und Vertrauen zu ſchenken geneigt iſt.

---

31. VI, 37—65. XI, 122—42. XXI, 34—127.

Nur an drei Stellen der Ilias kommt es vor, daß Schwächere, oder ſolche, die den gewiſſen Tod vor Augen ſehen, den Gegner um Schonung des Lebens anflehen. Bei mehreren Verſchiedenheiten im Einzelnen ſind doch die gemeinſamen Züge ſo bedeutend, daß ſie als charakteriſtiſch gelten dürfen. In allen drei Fällen ſind die Flehenden Troer (nie bittet ein Achaeer den Feind um Gnade). Ueberall wird

zwar der Entschluß des Bittens wohlmotivirt; an den beiden ersten Stellen sind die Bittenden ohne ihre Schuld wehrlos geworden, an der dritten ist der Flehende ein zarter Jüngling, der nicht daran denken kann mit einem Achill den Kampf zu bestehen, daher denn als ein völlig ehrloses Thun (vom 10. Gesang ist natürlich abzusehen) ihr Bitten nicht erscheinen kann. Dennoch, obgleich solche Zufälle wie ein Straucheln der Pferde, ein Umsturz des Wagens auch Achaeern begegnen konnten, läßt der Dichter keinen von diesen in solche Lage kommen, während Flucht (die freilich weniger unwürdig als Ergebung) auch bei ihnen nichts Ungewöhnliches ist. Das Motiv, das die Gnade des Siegers erwirken soll, bildet in den gleichlautenden Worten VI und XI das Versprechen reichen Lösegeldes, dessen Werth auch der Höchste und Mächtigste zu schätzen sich nicht schämen darf. (Nebenbei bemerkt, besteht das Lösegeld in kostbarem oder doch geschätztem Metall, nicht in Vieh, das sonst das gewöhnliche Zahlungsmittel, soll also nicht dem bloß materiellen Bedürfniß des Siegers entgegenkommen, sondern etwas Edleres sein, gleichsam Kleinodien, aber auch nicht in Sklaven, die etwa der Besiegte statt seiner verspräche.) In XXI. ist die Situation anders, da der Flehende schon einmal Gefangner desselben Feindes gewesen, schon einmal losgekauft, und nun passender mit Berufung auf sein Schicksal sich nur an das Mitleid des gewaltigen Feindes wendet. Aber auch in VI und XI sind die Flehenden Jünglinge, die nicht auf ihre eignen Schätze hinweisen, die sie darbieten können, sondern auf die des Vaters, der gerne reiche Lösung für sie geben werde, so daß sie wie durch ihre Jugend so durch die Erwähnung des Vaters, unter dem sie noch stehen, Anspruch auf Mitleid haben. Aber wenn auch nirgends ein Zweifel an der Erfüllung jenes Versprechens besteht, es entscheidet in keinem Fall. Und zwar muß man annehmen, daß im Fall der Schonung nicht die Aussicht auf das Lösegeld sondern doch Mitleid die Entscheidung würde gegeben haben, wie nicht bloß aus XXI, 106 ff. sondern auch aus VI, 51. 55. zu schließen. Gemeinsam ist nun ferner den drei Stellen, daß überall Geneigtheit zur Schonung vorhanden ist. In VI ist Menelaos schon im Begriff den Flehenden in's Lager bringen zu lassen, in XI motivirt Agamemnon seine Abweisung (wenn sie nur nicht des Antimachos' Söhne wären, dann —!), und Achill's Worte XXI, 99 ff. klingen wie wehmüthig darüber, daß er nun nimmer Schonung üben dürfe. Aber ebenso ist es den drei Stellen

gemeinſam, daß es nirgends zur Schonung kommt. In VI, wo es für den milden Sinn des Menelaos bezeichnend iſt, daß der direkt am ſchwerſten Beleidigte doch zum Mitleid geneigt iſt, tritt Agamemnon dazwiſchen, der als Anführer am erſten die Nothwendigkeit unverſöhnlichen Kampfes einzuſehen berufen, als Bruder die jenem zugefügte Kränkung zu fühlen nach dieſem am meiſten fähig und wiederum ihm zu rathen am erſten berechtigt iſt, während es von jedem andern grauſam ſein würde den Akt der Gnade zu ſtören. Dieſer Situation iſt es aber dann genau entſprechend, daß Menelaos, wenn auch dem Bruder nachgebend, ſich doch begnügt den Flehenden von ſeinen Knieen zurückzuſtoßen und es jenem überläßt, ihm den Todesſtoß zu geben. Da es in XI und XXI zu einem Beſinnen nicht kommt ſondern über die allerdings vorhandne Geneigtheit doch ſofort das andre Motiv die Oberhand gewinnt, müſſen die Flehenden hier den Tod von derſelben Hand finden, von welcher ſie Gnade gehofft.

Das Bedeutſame dieſer Züge kann nicht zweifelhaft ſein. Es kommt keine Bitte um Schonung in der Ilias vor, ohne daß die Neigung, ja der Wunſch zu willfahren ſich kund gäbe — für die milde und menſchliche Geſinnung und Stimmung Beweiſes genug. Aber es kommt kein Fall vor, wo wirklich Gnade geübt wird, für den tiefen Ernſt der Dichtung, die alles Sentimentale, alles nur auf Rührung Berechnete verſchmähend die ganze volle, d. h. die furchtbare Wahrheit des Lebens darſtellt, ebenfalls Beweiſes genug. Die erſte Gefangennahme und Löſung Lykaons (XXI, 35. 75.) liegt außerhalb der epiſchen Handlung. In dieſer ſelbſt aber wie jämmerlich würde die einigen Wenigen widerfahrne Gutmüthigkeit ſich darſtellen inmitten der Schrecken eines Kriegs, dem unzählige Andre, ebenſo Unſchuldige, ebenſo Edle, unerbittlich zum Opfer fallen! Nimmt man Alles zuſammen, ſo wird man urtheilen müſſen, dieſen Akt gerade ſo und nicht anders dargeſtellt zu haben iſt ein Meiſterzug der homeriſchen Dichtung.

Il. VI, 370—502.*)

Hektor hatte bei ſeinem Gang in die Stadt zuerſt die Mutter, dann den Bruder aufgeſucht, zur Gattin, nach deren Wiederſehen ihn

*) Ueber dieſes Stück beſitzen wir zwar ſchon eine ausführliche Analyſe von

am meiſten verlangt, eilt er zuletzt; jene hatte er angetroffen, dieſe findet er nicht. Schon hier (371—73.) verräth uns der Dichter, was wir doch ſogleich noch einmal erfahren ſollen. Wie nämlich Hektor die Gattin nicht findet, wendet er ſich fragend an die Dienerinnen.

Zu v. 377. bemerkt das Schol. *τοῦ ποιητοῦ τὸ ἐπίθετον (λευκώλενος) οὐ τοῦ προσώπου*, ein Beweis daß die Alten beſſer als manche Neuere den Unterſchied des epiſchen und dramatiſchen Stils erkannten und ſahen, daß jener Züge enthalte, welche in dieſem unzuläſſig ſein würden.

Hektor's Frage konnte vom Dichter, wenn er ſie in direkter Rede mittheilen wollte, mit zwei Worten abgethan werden, ein einziger Vers (377) war alſo reichlich genügend. Aber dies iſt nicht die Weiſe des alten Dichters, welcher jede Rede (wie eine Art Ereigniß) bedeutſam ankündigt. So muß ihm denn auch jede ſelbſt geringfügige Rede einen gewiſſen Inhalt und deshalb einigen Umfang haben, gleichſam ein Bild, einen Ausdruck des Charakters gewähren. Die Frage Hektor's enthält nichts, was die Dienerinnen erſchrecken könnte, ſie bringt nicht etwa auf ein Schuldbekenntniß, und doch geht ihr eine Ermahnung voran (376), — ſo wichtig iſt ihm doch auch dieſe Frage. Und ſo vertraut iſt der mächtige Held mit den kleinen Beziehungen des Familienlebens, daß er in dieſem Augenblick während der höchſten Kriegsnoth doch auch an dieſe kleinen Verhältniſſe denkt und beſtimmt fragt: *ἠέ πη ἐς γαλόων κτλ.* Iſt es Ungeduld, daß er wie Jemand, der die Antwort nicht erwarten kann, dieſe gleichſam beſchleunigen möchte, indem er ſelbſt auf die möglichen Fälle hindeutet, oder Freundlichkeit gegen die Dienerinnen, daß er ihnen das Antworten erleichtert? Wie dem ſei, er erwägt ſelbſt, wo die Gattin denn weile, er erinnert ſich wohin ſie ſonſt zu gehen pflegt, er bedenkt auch, daß ſeine Gattin wohl nicht die letzte ſei, wenn es gelte, zum Schutz des Volkes göttliche Hülfe anzurufen.

Wie mit der Frage iſt es auch mit der Antwort. Zwei Worte genügten. Zuerſt wird nun das Antworten überhaupt motivirt: *ἐπεὶ μάλ' ἄνωγας* — (ſonſt würde ſie, die Dienerin, nicht zu reden wagen).

Paul la Roche im Philol. XII. (mit kritiſcher Tendenz). Die Verſchiedenheit der Abſicht und Auffaſſung wird hinreichen, die Erneuerung des Verſuches zu rechtfertigen.

Dann aber ſcheint es (ſ. zu I, 93) eine Art Höflichkeitsform zu ſein, auf jeden Gedanken der Frage genau einzugehen. Hiezu gehört ſchon das *ἀληθέα* 382, welches dem *νημερτέα* entſpricht, dann das *οὔτε — οὔτε — οὔτε*. Jetzt erſt folgt die beſtimmte Antwort (386) mit der Begründung *οὕνεκ' ἄκουσεν* —. Iſt dies eine Entſchuldigung für die Herrin? Jedenfalls zeigen die Worte die Theilnahme der Dienerin, die den Weggang der Herrin nicht erzählen kann, ohne des traurigen Beweggrundes, welcher alſo auch ihr nicht gleichgültig, zu gedenken. Und nachdem die Antwort vollendet, ſetzt ſie hinzu: *ἡ μὲν δὴ — ἐπειγομένη — μαινομένῃ εἰκυῖα*; einen ſo tiefen Eindruck hatte Andromache's Bewegung auf ſie gemacht, daß ſie nicht einfach ihr Weggehen berichten kann, ohne zu ſchildern, wie ihr dieſelbe erſchienen. Endlich aber fügt ſie, obgleich nicht darüber befragt, hinzu: *φέρει δ' ἅμα παῖδα τιθήνη*. Zur Entſchuldigung ihrer Herrin? zur Beruhigung Hektors? In jedem Fall iſt es ein Zeichen ihrer Theilnahme, daß ſie ungefragt auch des Kindes gedenkt.

Mit keinem Wort deutet der Dichter Hektor's Schmerz an darüber, daß er die Gattin nicht gefunden. Oder hoffte er derſelben auf dem Weg zu begegnen, ſie auf der Mauer anzutreffen? Aber dagegen ſpricht beſtimmt v. 393 (*ἔμελλε διεξίμεναι πεδίονδε*). Alſo völlig unerwartet, im letzten Augenblick wo ſie überhaupt möglich war, erfolgt die Begegnung. Wie wir uns die Sache auch ſonſt vorſtellen mögen, entweder ſo, daß Hektor die Gattin im Hauſe traf oder daß nur kurz geſagt wurde, er fand ſie nicht, eilte fort und begegnete ihr, in keinem Fall konnte die Begegnung ſo ergreifend erſcheinen als ſo, nachdem ausführlich erzählt iſt, wie er ſie nicht gefunden und wo er nun doch im letzten Moment ſie erblickt. Wie Vieles liegt in dieſer einfachen Anordnung der Handlung! Die Mutter und den Bruder hat Hektor angetroffen, die Gattin nicht. Während er aber was er begehrt da wo er es ſucht nicht findet, erſcheint es ihm wo er nicht ſucht. Er bezwingt ſich, zuerſt Mutter und Bruder aufzuſuchen, zuletzt die Gattin, und ſein Lohn iſt, daß ſeine Hoffnung getäuſcht wird. Ohne Zaudern eilt er nun zurück wohin die Pflicht ihn ruft, und jetzt wird ihm doch noch, was er nicht mehr hofft.

Während der Dichter die erſten Helden, die Hauptperſonen ſeiner Handlung einfach nennt, ohne erſt zu erklären, woher ſie ſeien u. dgl., während auch Helden zweiten Rangs wie Patroklus I, 307. ſo genannt werden, daß die Bekanntſchaft der Zuhörer mit ſolchen Namen voraus-

gesetzt wird, unterläßt es der Dichter in andern Fällen nicht, die zum erstenmal auftretende Person mit einigen Worten einzuführen. So selbst bei Nestor I, 247 ff., wie vielmehr bei Personen, deren Antheil an der Handlung ein geringerer ist, wie bei Kalchas I, 69—72 und hier bei Andromache. Dienten jedoch bei jenen die einführenden Worte zugleich zu einer Charakteristik, so genügt es dem Dichter hier auf die edle Herkunft der Frau hinzuweisen, deren Persönlichkeit, wie herrlich auch nachher geschildert, doch in der Sage nicht so groß und für den Dichter nicht so bedeutend ist (bei einem modernen Dichter würde die Sache anders sein), ihrer Eigenschaften besonders zu gedenken. Sie kommt mit der Amme und dem Kind; eine Andeutung, wie im Sinne des alten Dichters die heftigste Gemüthserregung ruhige Vorsicht nicht ausschließt, da sie, die *μαινομένῃ εἰκυῖα* zur Mauer geeilt war, doch nicht vergessen sich von der Amme mit dem Kinde begleiten zu lassen. Auch dessen gedenkt der Dichter mit einigen Worten, doch nicht schildernd und in Einzelmalerei sich ergehend (so wenig läßt sich der Dichter verlocken sich Nebensächlichem zuzuwenden, das zur Handlung nicht in Beziehung steht oder nicht sie zu veranschaulichen dient, oder ist der Sinn für Kindesschönheit dem Alterthum noch unbekannt, das erst die *ὡραῖοι* bewunderte, und nur durch den Einfluß des Christenthums in die Welt gekommen? genug) — mehr nur die Unschuld und Unmündigkeit und die auf dasselbe gerichtete Zärtlichkeit andeutend. Und doch vergißt es der Dichter nicht ganz die Lieblichkeit des Kindes zu bezeichnen durch die Vergleichung desselben mit einem schönen Stern, womit wohl das Herzerfreuende des Anblicks angedeutet sein soll. Oder ist das Glänzende, Strahlende, welches ja das tertium comparationis, ein Bild des Glückes, der Herrlichkeit, oder der Macht oder (weniger wahrscheinlich) der Reinheit oder (gleichfalls nicht wahrscheinlich) des im Dunkel des Leides tröstenden Lichtes? Merkwürdig auf alle Fälle, daß der alte Dichter das Kind keinem andern sinnlichen Wesen vergleicht als einer schönen Himmelserscheinung. Aber wie denn freilich das Bedeutendste an diesem Kinde, daß es Hektor's Kind ist, so erzählt uns der Dichter von der sinnigen Ehrenbezeugung der Troer gegen H., daß sie sein Kind dem Vater zu Ehren *Ἀστυάναξ* nennen, vermuthlich eine vom Dichter gewagte feine Benutzung des in der Sage vorhandnen Doppelnamens. Ob, beiläufig bemerkt, diese eigenthümliche Erscheinung, (daß dieselbe Stadt *Ἴλιος* und *Τροίη* hieß, dieselbe Person *Πάρις*

und Ἀλέξανδρος u. Ä.) von E. Curtius genügend erklärt iſt durch die Doppelſtellung der Aſien zugleich und Europa zugewendeten Stadt möchte doch zweifelhaft ſein; näher liegt es an eine Kombinirung zweier verſchiedener Sagen ähnlichen Inhalts zu denken.

Hektor blickt zuerſt auf das Kind, deſſen Leben und Entwickelung ja größerem Wechſel unterworfen, um das daher die Sorge ängſtlicher iſt; er ſieht es wohlbehalten und μείδησεν ἰδών, jedoch σιωπῇ; der erſte Blick wohl darf dem Kinde gelten, der erſte Gruß gebührt der Gattin. Doch — Frauen ſind immer flinker mit der Rede, ſo kam ſchon v. 254 ff. die Mutter unſerm Helden zuvor, am ſtärkſten iſt der Kontraſt zwiſchen Helena und Menelaos Od. XV, 171., und ſo beginnt auch hier Andromache das Geſpräch. Erſt jetzt heißt es von ihr δακρυχέουσα, nicht während des ganzen Wegs, nun aber, da ſie dem Gatten begegnet und ihm die Hand reicht, bricht ſie in Thränen aus. Ihre Anrede enthält nicht bloß kein Wort der Freude des Wiederſehens, auch kein Mitleid, keine zärtliche Frage nach ſeinem Ergehen, vielmehr (ſo rein und groß iſt ihre Liebe, daß ſie ſolcher Verſicherungen nicht bedarf) mit Vorwürfen beginnt ſie, und ſtatt zu tröſten prophezeit ſie Unglück; aber wie iſt ſie doch bei alledem durchdrungen von der Einzigkeit des Helden, deſſen Gattin zu ſein ſie ſich rühmen darf. Mit keinem zärtlicheren Wort redet ſie ihn an, als deſſen ſich Zeus gegen die zürnende Hera bedient oder Hektor ſelbſt gegen Paris (v. 521.) oder Aias, wo er den Hektor herausfordert (XIII, 810), oder Telemach gegen die Freier (Od. XVIII, 406). φθίσει σε — freilich nur τὸ σὸν μένος, ein Andrer könnte es nicht, er ſelbſt nur kann und wird ſich zu Grunde richten, und nun ſogar gegen ihn, der ja eben ſie aufgeſucht, der Vorwurf: οὐδ' ἐλεαίρεις — das Kind nennt ſie zuerſt, dann aber ſich mit der beſtimmten Prophezeiung: ἦ τάχα χήρη σεῦ ἔσομαι — ſie will ihm Vorwürfe machen und kann dies doch nicht, ohne ſeinen Verluſt ihr größtes Unglück zu nennen. Aber als wäre es an dem noch nicht genug, fügt ſie begründend noch ſchonungsloſer hinzu: τάχα (ſie weiß ſogar daß es τάχα geſchieht) γάρ σε κατακτ. Ἀχ. πάντες ἐφορμ. — ſie müſſen alſo freilich alle gegen ihn anſtürmen, wenn ſie ihn bezwingen wollen. Indem ſie nun aber ihrer ſelbſt gedenkt, hat ſie dabei keineswegs im Auge, woran Hektor ſpäter (454 ff.) erinnert, das ihr nach Hektor's Tod und Troja's Fall drohende Sklavenloos; ſie denkt ja viel zu ſehr nur an ihn, um ihre ſpätere Zukunft ins

Auge zu faſſen; alſo nicht in Rückſicht auf dieſe ſondern nur weil er ihr entriſſen (σεῦ ἀφαμαρτούσῃ) würde ſie den Tod für Gewinn achten. Die folgenden Worte: denn kein andrer Troſt bleibt mir mehr, dürfen, wie leicht zu ſehen, nicht ſo aufgefaßt werden: wenn ich noch Vater und Mutter hätte, dann allerdings könnte ich mich tröſten, welches doch auch für die homeriſche Naivetät zuviel ſein würde, ſondern der Zuſammenhang iſt vielmehr folgender: vieles Schwere habe ich ſchon erfahren, Vater und Mutter und Brüder verloren, dein Beſitz hat mich in allem Leid getröſtet; wenn aber du nicht mehr biſt, dann iſt es aus mit allem Troſt. Nämlich ſo iſt der Uebergang v. 413 mit οὐδέ μοι ἐστι πατήρ —: nicht habe ich ja (d. i. jetzt ſchon nicht mehr) Vater u. M. u. ſ. w., aber alles fand ich doch bisher in dir. Daß die Ausführlichkeit der Erzählung v. 413—428 in dieſer Situation dramatiſch ein Fehler ſein würde, iſt unzweifelhaft; ob aber für den epiſchen Stil dasſelbe gilt, kann doch fraglich ſein. Im Einzelnen iſt hier zu bemerken, wie die Erzählung nicht der chronologiſchen Ordnung folgt, denn als die Brüder noch die Heerden weideten, konnte ihre Stadt noch nicht zerſtört ſein; der Bedeutung wegen alſo nennt ſie den Vater zuerſt, die Mutter zuletzt. Eine gewiſſe Genugthuung kann es dabei für die Gattin des Helden ſein, daß der Leichnam des Vaters nicht geplündert worden (417.); die Mutter, obgleich gefangen, iſt doch nicht als Gefangne geſtorben, ſondern in ehrenderer Lage; geſtorben freilich iſt nun auch ſie. Soviel Leid alſo hat ſie erfahren, aber Hektor iſt ihr Alles, Vater und Mutter und Gatte. So ſpricht ſie, nicht leicht über den Verluſt der Ihrigen ſich hinwegſetzend, den ſie ja aufs Tiefſte empfunden, aber Hektor's Beſitz iſt ein ſo großes Glück, daß er ihr die theuerſten Güter erſetzt. Aber indem ſie dieſes ausſpricht, ſcheint es als ob ſie auch wieder etwas Vertrauen gewänne, und ſo ſchließt ſie, die mit Vorwürfen und beſtimmter Unglücksprophezeiung begonnen, bittend und ſomit auch etwas hoffend. Nicht ferne zu bleiben dem Kampf bittet ſie ihn (dies kann ſie, will ſie nicht von ihm fordern), ſondern mehr die Gefahr zu meiden, mehr auf Schutz als auf Angriff zu denken. Und, da freilich die Rückſicht auf ſein Wohl ihn nicht von der Gefahr zurückſchrecken würde, bittet ſie ihn an ſie zu denken: μὴ παῖδ' ὀρφανικὸν θήῃς χήρην τε γυναῖκα. Ob v. 435—39 echt ſind, kann allerdings mit Grund bezweifelt werden, obgleich auch hiefür das zu 413—428 Bemerkte gelten kann. Aber

v. 433. 34. müſſen noch zu ihrer Rede gehören. Und es iſt gewiß nicht unangemeſſen, wenn ſie ihn nicht bloß bittet, auf dem Thurm zu bleiben und nur auf ſeine Rettung bedacht zu ſein, ſondern da ſie wohl weiß daß er ſich vom Heer nicht trennen werde, dasſelbe näher der Stadt aufzuſtellen, wo es beſonders nöthig ſei dieſe zu ſchützen.

Die Antwort Hektor's zeigt gewiſſermaßen den umgekehrten Gang. Die Gattin hatte mit Klagen begonnen und ihre hoffnungsloſen Ausſichten ausgeſprochen, zuletzt aber doch Bitte und Rath verſucht. Indem der Held auf letzteres zuerſt antwortet, iſt ſeine Rede noch ruhig und gefaßt. Indem er aber dann ſeine Ueberzeugung von der Hoffnungsloſigkeit des Widerſtandes ausſpricht, verſchwindet ihm jeder Troſt bei der Ausſicht in die Zukunft. Ruhig hatte er die Gattin angehört, durch ihre Vorwürfe (*οὐδ' ἐλεαίρεις*), die freilich nur der reinſten Liebe entſprungen doch einen Zweifel an ſeiner Liebe zu enthalten ſchienen, nicht gekränkt, hatte auch ihre letzte Bitte und Mahnung wohl gewürdigt. Und ſo drückt er denn ſogleich ſeine Zuſtimmung aus: *ἦ καὶ ἐμοὶ τάδε πάντα μέλει.* Alles das alſo, was ſie geſagt, bewegt auch ihn, aber was ihn hindert ihrem Rath zu folgen — es iſt die Scheu vor den Troern und Troerinnen, wenn er wie ein Feigling erſchiene. Der Gedanke an Rückzug kam ihm demnach wohl ſchon in den Sinn — ſo wenig erſcheinen dem Dichter ſeine Helden als übermenſchliche aller Schwäche gewöhnlicher Menſchenkinder unfähige Naturen; ſie fühlen vielmehr ganz menſchlich, ſind Anwandlungen der Schwäche ſehr zugänglich, aber freilich dennoch Helden und ebendeßhalb um ſo größere. Nichts kann beſcheidner ſein als das Motiv der Scham vor dem Volk; wenn die Leute nicht wären, ſo ſcheint es, dann würde er wohl der Gattin nachgeben. Ganz ähnlich iſt ſeine Motivirung XXII, 99 ff. Aber warum wiegt ihm dieſer Grund ſo ſchwer? Ein ſchlechter Mann fürchtet die Gefahr, nicht Spott und Vorwürfe, der edle dieſe mehr als jene. So iſt denn, obgleich beſcheiden nachgeſtellt, der zweite Grund (444—46) doch der durchſchlagende und die Erklärung, weshalb der erſte ihm von ſolchem Gewicht iſt. Alſo nicht des Volkes wegen allein, obgleich er zuerſt ſchmerzerfüllt und der Möglichkeit längeren Widerſtandes gedenkend jenes nennt, ſondern er ſelbſt will auch nicht in ſolcher Weiſe ſich zu ſchützen ſuchen in der Erinnerung (*ἐπεὶ μάθον* —) an ſeine Heldenlaufbahn, die er rühmlich, wie er ſie geführt, vollenden will. Dieſes alſo, der Stolz auf die eigne Ehre, das tadelloſe Helden-

leben, von welchem Stolz die Rücksicht auf den Ruf erst die Folge ist, bildet das wahre Motiv seines Entschlusses. Aber wie einfach und schlicht ist dies ausgedrückt, indem er zuerst die Gattin, deren Wunsch er ja gern erfüllen möchte, auf das Volk verweist, dann aber freilich auch hinzusetzt: ich selbst will es gleichfalls nicht. Wobei wohl auch die negative Fassung zu beachten, indem es nicht heißt: mich drängt es in die Gefahr —, sondern nur: es drängt mich nicht, zurückzuweichen.

Aber wenn es möglich wäre, durch Rückzug, durch Vertheidigung der Mauern die Vaterstadt zu retten? sollte da nicht die Rücksicht auf das Urtheil der Menschen, die Rücksicht auf den eignen Waffenruhm zurücktreten? Doch so ist es nicht, Troja ist verloren. So bildet der Satz v. 447—49. die Begründung der ersten beiden Gründe. Wohl weiß ich es — dem alten Dichter ist der größte Held nicht bloß der im Kampf gewaltige, sondern zugleich der einsichtigste, am klarsten und weitesten sehende (welches sich auch an Achill bestätigt) — und nun das erschütternde ἔσσεται ἦμαρ —, ein Wort, in welchem nicht bloß die Voraussicht der Unmöglichkeit längeren Widerstandes sondern zugleich ein Bewußtsein der innern Nothwendigkeit der Katastrophe enthalten ist, nicht bloß daß es so kommen wird, sondern daß es auch so kommen mußte und sollte.

Wenn Hektor dann fortfährt: ἀλλ' οὔ μοι Τρώων –, so beweisen eben diese Worte, wie tief ihn das Schicksal seines Volkes, der Eltern und Brüder bekümmert, aber noch mehr freilich, wie sie den Gatten mehr als Vater und Mutter geschätzt, so — zerreißt ihm das Herz der Gedanke an die Zukunft der Gattin, die er hier sogar allein ins Auge faßt, ohne des Kindes zu gedenken. Wie sie ihm prophezeit (409), so stellt er hier ihr künftiges Loos dar, ohne Trost, ohne Ermuthigung. Aufrichtig gesteht er seinen Schmerz besonders über den Spott, der ihr und durch sie auch seinem Namen widerfahren werde; doch nicht um seinetwillen so sehr als um ihretwillen, welcher solcher Spott das Leid erneuern werde, den Mann verloren zu haben, der sie vor solcher Schmach behüten konnte. Und wie sie sich (410—11) den Tod gewünscht, so nun auch er. Damit freilich wird ihr Loos nicht geändert; aber das ist ja sein Schmerz, daß dies nicht möglich ist; und so drückt eben der Wunsch nur dies aus, daß er jenen Gedanken nicht fassen, nicht ertragen kann. So entsprechen sich beide Reden Zug für Zug, und dies alles wie einfach und ungekünstelt,

nicht blos ein Spiegel und Abbild des Lebens, ſondern die wahre Geſchichte des Herzens und Lebens ſelbſt.

Jetzt erſt wendet ſich der Held von der Gattin zum Kinde. Ein Moderner würde wohl in ſolchem Fall ſeine Sache glauben vortrefflich zu machen, wenn er das Kind fröhlich und holdſelig dem Vater entgegenlächeln und ſo auch die Stimmung der Eltern ſich erheitern ließe. Anders der alte Dichter. Das Kind erſchrickt beim Anblick des erzbepanzerten Kriegsmannes, und ſucht deſſen Armen zu entfliehen. Das Verkehrte, daß das Kind denjenigen fürchtet, der ſein beſter Schutz iſt, macht die Eltern lachen. Dadurch iſt nun (für uns) die Situation doppelt komiſch, indem die Rollen gerade umgetauſcht ſind: das Kind, das ſorgloſe, von der bangen ſchweren Lage der Seinigen nichts ahnende, iſt furchtſam und weint, die Eltern mit dem Herzen voll Kummer — lachen. Mit dieſem Lachen aber iſt ſofort die Stimmung geändert. Denn mit der Einſicht in die Verkehrtheit der Welt, aus welcher eben das Lachen entſpringt, fühlen wir uns auch über dieſelbe erhoben (nämlich inſofern als u. ſ. w.). Wenn alſo unzweifelhaft die im Folgenden ſich zeigende ruhigere Stimmung durch das Lachen hervorgerufen iſt, ſo verſteht ſich doch, daß nicht auf das Objekt allein zu merken iſt. Wie es Menſchen gibt, welche oft oder immer lachen, ſo auch ſolche, welche nie oder ſelten lachen. Es iſt gewiß bezeichnend, daß Hektor und ſeine Gattin in dieſem Augenblick über einen ſo kleinen Vorfall lachen können — wie es nur bei kindlich reinen Herzen denkbar iſt. Für die Art der Motivirung aber iſt an dieſer Stelle zu ſehen, wie Homer die nun eintretende Aenderung der Stimmung nicht lediglich aus dem Innern der Perſonen ſelbſt entwickelt ſondern ein äußeres Ereigniß zu Hülfe nimmt, dies aber freilich nicht in einer dem Charakter widerſprechenden Weiſe ſondern ſo daß es dazu dienen muß eben jenen zur Darſtellung zu bringen. Nicht beſeitigt, nur gemildert ſind Sorge und Kummer. Hektor freut ſich ſeines Kindes, thut ihm den Gefallen, den Helm abzunehmen mit dem ſchrecklichen Buſch, wiegt es auf den Armen und betet für das Gedeihen ſeines Sohnes. Daß er dabei die vorher ausgeſprochene Ueberzeugung: ἔσσεται ἦμαρ (448) aufgegeben, iſt undenkbar. Aber ebenſo unzweifelhaft iſt, daß er betend, die Götter mögen verleihen, daß auch ſein Sohn dereinſt ein ſtarker Held werden möge καὶ Ἰλίου ἶφι ἀνάσσειν, in dieſem Augenblick wenigſtens an die Möglichkeit der Erfüllung dieſes Wunſches glaubt. Und Beides

ist nicht unvereinbar. Jene Ueberzeugung stand wohl fest in ihm; aber mußte denn die Katastrophe so nahe sein? Angesichts seines blühenden Kindes kann er wenigstens nicht, wie vorher, alle Hoffnung aufgeben; im Gefühl der Freude verschwindet die Sorge nicht, aber sie tritt zurück. Eines jedoch ist bestimmt angedeutet; das ganze Gebet geht von der Voraussetzung aus, daß er selbst des erbetnen Ruhms des Sohnes sich nicht mehr freuen werde; an seine eigne Rettung also glaubt er nicht. Sonst aber sind seine Worte voll Hoffnung und Vertrauen. Mit edlem Stolz wünscht er, sein Sohn möge werden *ὡς καὶ ἐγώ* —, und neidlos setzt er hinzu: noch größer als er. Nicht in glücklicher Ruhe möge er seine Tage verleben sondern als Kriegsmann, aber — der rauhen Seite die milde beifügend schließt er auch hier der Theuren gedenkend; *χαρείη δὲ φρένα μήτηρ*.

Und damit gibt er das Kind nicht der Amme, sondern jetzt der Mutter, die es an ihren Busen nimmt *δακρυόεν γελάσασα*. Weder fort und fort trotz des erheiternden Vorfalls und der vertrauensvolleren Stimmung des Gatten in Klagen und Jammern beharrend, noch auch leichtsinnig die kaum getrockneten Thränen mit thörichter Freude vertauschend, zeigt sie ihre Empfänglichkeit für das beglückende Gefühl des Augenblicks wie ihre Festigkeit in der Bewahrung der sie beherrschenden Stimmung. Gerührt wendet sich Hektor noch einmal zu ihr, und jetzt erst geschieht es, daß er, der vorher von keinem Troste gewußt und auch sie nicht zu trösten gesucht, sie beruhigt: *Δαιμονίη, μή μοί τι λίην ἀκαχίζεο* (wobei namentlich das *μοι* so traulich zärtlich klingt). Aber nicht mit Scheingründen beruhigt er sie, nicht um nur s. z. s. den Abschied zu erleichtern, sondern durch Hinweisung auf die unbedingte Wahrheit, ein Grund, wie wenig auch beglückend, doch durchaus beruhigend. Gegen das Geschick wird's nicht geschehen; dem Geschick aber zu entrinnen gelingt keinem, er sei auch wer er sei. Damit hat er ebensosehr jede Täuschung vermieden, wie für sich und sie die Möglichkeit der Ergebung gefunden. Und dann ermahnt er sie freundlich, ins Haus zurück zu gehen und dort (auch daran denkt er) ihres Berufes zu warten; der Kampf aber (er scheut es nicht, das Wort noch zuletzt vor ihren Ohren zu wiederholen) werde der Männer Sorge sein und die seinige vor allen. So scheiden sie. Gehorsam geht die Gattin, freilich *ἐντροπαλιζομένη* (sie, nicht er, dessen Sinn nun nicht mehr zurück sondern hinausgerichtet ist), nicht abermals auf den Thurm sondern in das Haus

zurück dort aber (ſo wohl wußte ſie doch trotz der zuletzt gefundnen Faſſung, welches die Bedeutung dieſer Stunde geweſen) erhob ſie mit ihren Frauen die Klage um den Untergang des noch lebenden aber für ſie ſchon verlornen Helden.

Il. VII, 74—322.*)

Da gegen den Anfang dieſes Stücks kritiſche Bedenken obwalten, betrachten wir ſogleich die Herausforderung Hektors, an welcher auffällt, daß an den Ausgang des Zweikampfs keinerlei Folgen für beide Heere ſich knüpfen ſollen. Aber gerade dieſer Umſtand kann die Echtheit dieſes Stückes verbürgen, da in ſpätrer Zeit der Gedanke an das Hauptmotiv wie an den Zweck des Kriegs alle Theile mehr und mehr wird durchdrungen haben. Auch muß, wie ſich leicht verſteht, der Gedanke, daß dieſes Stück unmittelbar auf den 6. Geſang gefolgt ſei oder habe folgen ſollen, fern gehalten werden, da Hektor, in ſolcher Bedrängniß und von ſo ſchwerer Sorge für das Schickſal ſeiner Stadt erfüllt, wie er dort dargeſtellt wird, ſicherlich keinen ſolchen Zweikampf nur des Waffenruhms wegen provocirt haben würde, ſtatt ſeine Kraft für den Moment der höchſten Gefahr zu ſparen.

Man ſieht alſo, der Dichter läßt nicht bloß kämpfen um das Schickſal der Stadt, die Helden kämpfen auch aus Luſt zum Kampf ſelbſt, nicht um dem Feind möglichſt großen Schaden zuzufügen, ſondern nur um den Ruhm des Stärkern, nicht wie im Krieg, ſondern wie im Turnier. Von Humanität zeugt die Bedingung, welche H. ſtellt, den Leichnam des Beſiegten den Seinigen zur Beſtattung zurückzugeben. Echt reckenhaft iſt aber die Art, wie jenes ausgeſprochen wird. Seine eigne Niederlage faßt allerdings H. zuerſt ins Auge, aber nur um ſchnell zu der andern Möglichkeit zu kommen und hier deſto länger zu verweilen. Während es dort nur hieß: *εἰ μέν κεν ἐμὲ κεῖνος ἕλῃ*, fügt er hier ſchon hinzu: *δώῃ δέ μοι εὖχος Ἀπόλλων*; dort hieß es nur *τεύχεα συλήσας*, hier gedenkt er des Triumphs, mit dem er die Waffen des Gegners nach Ilium bringen und aufhängen

*) Zwar hat Köchly (dissert. V.) dieſes Stück mit gewohntem Scharfſinn als Werk eines Nachahmers, obgleich weit über einem Cento ſtehend, zu erweiſen geſucht. Wenn aber auch einige Bedenken wie die gegen den Eingang und v. 69 ff. begründet ſind, — ob das Endurtheil über den Dichter qui omni Musarum afflatu careret, gerecht iſt, darf doch noch ſehr bezweifelt werden.

werde προτὶ νηὸν Ἀπ. Seines eignen Begräbnisses hat er kurz gedacht (79—80); wo er aber von der Bestattung des Gegners spricht, genießt er schon in vollen Zügen den Ruhm, der ihm selbst aus dessen Grab erblühen werde (84—91).

Und die Wirkung dieser stolzen Herausforderung? Scheut sich nur jeder der erste sein zu wollen, sich für denjenigen zu erklären, der am besten befähigt sei einem Hektor zu begegnen? Es ist doch mehr als dies. αἴδεσθεν μὲν ἀνήνασθαι (also sie hätten gerne abgelehnt), aber δεῖσαν δ' ὑποδέχθαι, sie waren durch die plötzliche Herausforderung doch zu erschreckt, um sofort anzunehmen. Es ist dies nicht der einzige Fall, daß die besten Helden durch die Nähe des gewaltigen Feindes in Bestürzung gerathen, dann aber freilich doch muthig und sogar siegreich kämpfen, ihrem ernsten die Gefahr nicht übersehenden Charakter, wie er schon beim Vorrücken in die Schlacht sich ausdrückt (III, 8.), entsprechend.

Aber dieses bedenkliche Schweigen erfordert eine Reaktion. Die Strafrede übergibt jedoch der Dichter keinem der ersten Helden, nicht Agamemnon, Aias, Diomedes, jenem schon deshalb nicht, weil er Oberfeldherr und sein Wort wie Befehl lauten konnte, diesen nicht, weil sie nicht schelten durften sondern die Gegenfrage erwarten mußten: warum gehst du nicht selbst? Wohl aber konnte Menelaos die Andern schelten, die nach allgemeinem Zugeständniß größer als er dennoch den Kampf nicht aufnahmen. Menelaos erwähnt aber so wenig wie Hektor etwas von der Ursache und dem Zweck des Kriegs, nichts von seinem persönlichen Verhältniß zur Sache, ist also keineswegs in eignem Interesse erzürnt (wenigstens nach des Dichters Darstellung, der freilich das Auftreten des M. aus der es anders meinenden Sage kann geschöpft haben) sondern nur als Held und Achaeer, nicht über eine zu fürchtende ungünstige Wendung des Kriegs, sondern nur über den gegenwärtigen Schimpf. Seine Absicht ist jedoch nicht, die Andern, obwohl berufner als er, aufzufordern, während er selbst ruhig sitze, sondern mit derber Verwünschung sich von ihnen wendend (so wenig sucht er sie zu überreden) erklärt er selbst den Kampf bestehen zu wollen (wie gesagt, nicht für sich, sondern nur den Schimpf abzuwenden), nicht übermüthig, nicht seiner geringeren Kraft vergessend (wie 101—2 bestimmt angedeutet), sondern in diesem Bewußtsein nur darauf, daß der Sieg doch bei den Göttern stehe, vertrauend.

Aber da erheben sich die Fürsten (βασιλῆες, nicht Agamemnon

allein; auch die andern wollen ihn nicht in die Gefahr ſtürzen laſſen) und Agam. beſonders macht ihm Vorſtellungen. So freundlich dieſe ſind, ſo rückhaltlos iſt doch die zwar (durch die Berufung auf Achill beſonders) gemilderte Erklärung, daß Menelaos ein Held zweiten Rangs, nicht berufen mit H. (σεῦ ἀμείνονι φωτὶ) zu kämpfen. So verhält es ſich nun doch in Wirklichkeit nicht, namentlich im Waffenkampf, wo auch der Schwächere Vortheile über den Stärkeren gewinnen kann, wo es überhaupt ſo beſtimmte Stufen nicht gibt. Denn ein Held iſt ja auch Menelaos, und verwundbar, beſiegbar iſt auch Hektor. Aber ſolche Stufen, welche die Wirklichkeit nicht kennt, hat die Sage, in welcher ein Held ſo unbedingt zum erſten wird, daß der weniger berühmte ihm nicht ebenbürtig iſt.

Menelaos fügt ſich, zumal da Agam. ihm die Zuſicherung gegeben, daß der Zweikampf werde angenommen werden, womit was er wollte erreicht iſt. Dennoch läßt der Dichter nicht ſogleich die andern Helden alle auftreten, ſondern (ſo wohl motivirt er den nachherigen kühnen Wetteifer) zuerſt noch Neſtor das Wort nehmen. Jetzt erſt — des Neſtor's Sache iſt es nicht ſich vorſchnell einzumengen; der erfahrne Alte hat Geduld genug, erſt zu beobachten, wie die Dinge ſich geſtalten — achtet er's an der Zeit, den jüngeren Helden ſeine Meinung zu ſagen. Aehnlich wie I, 254 ff. die Hinweiſung auf den Feind und deſſen Jubel dient hier die Berufung auf den alten Achaeerhelden und deſſen Schmerz, wenn er von dieſem Schimpf erführe, Scham und Pflichtgefühl zu wecken. Aber auf dieſe Klage folgt nicht eine Aufforderung ſondern — viel lieber als die Andern ſchelten möchte er ſelbſt in die Schranken treten — wie XI, 670 der Wunſch, ſelbſt noch in der Fülle jugendlicher Kraft zu ſtehen, und treffend, auch nicht über Gebühr ausgedehnt iſt das hier erzählte Beiſpiel. Ein ſolcher alſo wie damals wünſcht der Alte auch jetzt noch zu ſein; dann würde Hektor u. ſ. w., er ginge wie man ſieht am liebſten ſelbſt; dennoch kommt auch am Schluß die erwartete Aufforderung nicht ſondern nur die Wiederholung der Klage, daß ſie, die Edlen des Heeres, nicht wagen dieſen Zweikampf anzunehmen.

Während aber Neſtor I, 274 ff., wo er bat, nichts ausrichtet, hat hier ſeine Rede, obgleich er nicht auffordert, den beſten Erfolg, ähnlich wie Hektor's Rede an Paris III, 39—57; ein pſychologiſch gewiß richtiger Griff und dazu dienend, den dann erwachenden Entſchluß um ſo freier erſcheinen zu laſſen. Nicht bloß einer oder zwei

sondern neun Helden erheben sich, nämlich die hervorragenden alle, nicht mit einem Schlag, denn πολὺ πρῶτος heißt es bei Agamemnon; dann aber — es ist nun doch so, als haben die Andern nur gezögert, um dem Oberfeldherrn den Vortritt zu lassen, einer nach dem andern, Diomedes, die beiden Aias u. s. w. zuletzt (ist auch dies charakteristisch?) Odysseus. Wenn aber sonst wie bemerkt eine Abstufung nach Klassen unter den Helden gemacht wird, so daß es gleichsam Helden ersten, zweiten Rangs u. s. f. zu geben scheint, so werden doch auch die Helden einer Stufe nicht alle einander gleich gehalten. Alle diese neun Helden müssen für Helden ersten Rangs gelten, keiner wird vom Loos ausgeschlossen, Idomeneus und Odysseus gehören sicherlich unter diese Klasse; dennoch wünscht das Volk, daß Aias, Diomedes oder Agamemnon zum Kampf mögen bestimmt werden. Da nun Agamemnon selbst unter diesen ist, die sich erbieten, so ist es schicklicherweise Nestor, welcher ja soeben gesprochen, der jetzt auch die weiteren Anordnungen übernimmt, zum Loosen auffordert (bei aller Autorität wagt er doch ebensowenig wie das Volk, nach seinem Urtheil einen Helden zu bestimmen, sondern will die Entscheidung dem Loos überlassen) und dann (der Alte ist auch des größten Vertrauens würdig) den Helm schüttelt.

Das Loos ist so freundlich, denselben zu treffen, den das Volk gewünscht, den Aias. Auch er hatte sich nicht sogleich, nicht von freien Stücken erboten (ein für seine Charakteristik sehr wichtiger Umstand), aber nun, da er dazu ausersehen, da in aller Form ihm die Aufgabe zugefallen, wie freut er sich sie zu übernehmen, mit welch stolzem Vertrauen schickt er sich an zum Kampf. Für gering zwar hält auch er denselben nicht, daher — oder geschieht dies nur aus Akkommodation an das in solchen Fällen Uebliche? die Aufforderung, inzwischen zu Zeus zu beten, während er sich rüste. Aber verräth diese Bitte nicht Furcht? und vollends der Feind, wenn er etwas vernähme, würde er in solchem Gebet nicht ein Geständniß von Muthlosigkeit erblicken? Also σιγῇ ἐφ' ὑμείων, ἵνα μὴ Τρῶές γε πύθωνται. Andrerseits dünkt ihm solches Verheimlichen doch auch nicht ehrlich, und so setzt er sogleich hinzu: ἠὲ καὶ ἀμφαδίην —. Alles dies ist für Aias so charakteristisch, daß man dessen Natur ganz verkennen muß, um an diesen Versen zu kritteln. Der Mann, welcher wie wenig auch unnöthig sich vordrängend doch durchaus Alles dransetzt, den ihm zugewiesenen Posten zu behaupten, darf wohl im Kleinen etwas skrupulös

ſein; ſein ganzes Selbſtbewußtſein gründet ſich ja auf die Tugend der Feſtigkeit; ſo darf es nicht verwundern, wenn er nicht einmal einen leiſen Zweifel beim Feind (bei den Seinigen fürchtet er ſolchen nicht) will aufkommen laſſen. Sein gerades Weſen aber verſchmäht jede Heimlichkeit, ſomit will er denn doch nicht dazu aufgefordert haben. Das Widerſpruchsvolle, welches ſich mit Aias Charakter nicht zu vertragen ſcheint, rührt her von der kurzen gedrungenen Art ſeines Sprechens. In andern Reden iſt der Gedankengang oft mehr gewunden; da heißt es etwa: ich würde, wenn — aber u. dgl., ſo daß der Widerſpruch nicht ſo nackt erſcheint; bei Aias kommen aber die Gedanken kurz und abgeſtoßen nacheinander heraus. Es ſtimmt alſo eben das, was auffallend ſcheint, ſehr wohl mit ſeiner Art. Sein Vertrauen aber gründet ſich, wie man weiter ſieht, auch nicht bloß auf ſeine phyſiſche Kraft, obgleich dieſe freilich nicht entbehrlich, ſondern ebenſo auf Kunſt und Verſtand (ἰδρείῃ), und dieſes Vertrauen wiederum, für den ariſtokratiſchen Sinn auch dieſes Helden bezeichnend, auf ſein Vaterland, ſeine Abſtammung und Erziehung.

Während die Andern beten rüſtet ſich Aias. Nur kurz gedenkt hier der Dichter der Bewaffnung, ebenſo mannigfaltig in Verwendung ſeiner Mittel wie umgekehrt auch häufig gerne in gewiſſen liebgewonnenen Geleiſen ſich bewegend. Um ſo freudiger betrachtet hier der Dichter ſeinen Helden, wie er zum Kampf dahinſchreitet gleich dem ungethümen Ares ſelbſt, lächelnd — ſolch ein Ehrentag iſt ihm dieſer — mit dem furchtbaren Antlitz, gewaltig ſchreitend und die Lanze ſchwingend, von den Achaeern mit Stolz und Freude, von den Troern und von Hektor mit Angſt und Grauen betrachtet. So ſchreitet Aias dieſem entgegen mit dem gewaltigen Schild, und jetzt folgt doch noch die Schilderung der mächtigen berühmten Waffe, an der wiederum nicht bloß Umfang und Gewicht, ſondern auch die Kunſt der Verfertigung zu bewundern, bedeutſam aber für Aias, den Helden des zähen Widerſtandes, wie die Lanze für Achill, den Mann des ſtürmiſchen Angriffs.

Beim erſten Zuſammentreffen der Helden ſcheinen die Rollen gewechſelt. Hektor hatte herausgefordert, Aias aber tritt nicht auf wie einer, der ſich nur ſchützen will, ſondern drohend (ἀπειλήσας) redet er jenen an. Du wirſt erkennen, welche Helden im Heere der Achaeer ſind. Auch außer Achill ſind wir ihrer viele, die ſich wohl getrauen dir zu begegnen. Die kurze Rede hat etwas Trotziges, aber dem

Herausgeforderten nicht Ungeziemendes. Wenn die ersten Worte mehr nur stolzes Selbstvertrauen ausdrücken, so haben die letzten (unter uns sind viele, die es mit dir aufnehmen) fast etwas Geringschätziges. Doch will Aias nicht den Kampf beginnen, sondern Hektor, der Herausfordernde, soll es thun (232).

Es entsprach nicht bloß dem Charakter des Aias sondern auch der Situation, daß seine Worte keine besondere Hochachtung des Gegners enthalten. Um so mehr zeigt sich solche in der Antwort Hektor's. Hatte jener den Gegner nur mit seinem Namen angeredet ohne alle ehrende Nebenbezeichnung, so füllt dieser schon mit der Anrede einen ganzen Vers (234). Dann bittet er jenen ihn doch nicht so geringfügig zu behandeln, und wenn er darauf gleichfalls stolz seiner Ritterschaft und seiner Kampfeskunst sich rühmt, so ist es doch offenbar, daß er solches einem geringeren Gegner gegenüber unterlassen würde. Und die Hochschätzung des Feindes, ein für Hektor's Sinnesweise überhaupt bezeichnender Zug, zeigt sich dann noch besonders in der Zusage, keine unehrliche Kampfesweise gebrauchen zu wollen.

Am Zweikampf selbst ist Folgendes zu bemerken. Dreimal thut Hektor den ersten Wurf, aber alle dreimale ohne Erfolg; nicht daß er fehlte, aber ist der Wurf nicht stark genug oder thut es die Stärke des Schildes bei Aias? trotz des trefflichen Wurfes (247. 258. 267.) thut er in keinem Fall Aias Schaden. Dieser — ist sein Wurf stärker oder thut es der schwächere Schild des Gegners? richtet jedesmal mehr aus. Zuerst trifft die Lanze durch den Schild den Leibrock, beim zweitenmal den Nacken, daß schon Blut hervorquillt, das drittemal den Schild so mächtig, daß dieser bricht und Hektor stürzt. Diese Kampfesweise ist aber so beliebt bei den Helden, daß sie eher Steine nehmen, ehe sie zum Schwert greifen. Immer, so scheint es, gilt es mehr den Helden kampfunfähig zu machen als mit dem Schwert im Fleisch des Gegners zu wühlen. Wie es endlich doch zu diesem letzten kommen soll, da treten die Herolde dazwischen; so wenig ist es bei diesem Zweikampf darum zu thun, daß einer der Beiden falle, so sehr nur darum, ritterliche Kraft und Kunst zu beweisen. Es ist hier wiederum dem Charakter und der Situation des Aias entsprechend, die Herolde an Hektor zu weisen; er selbst will, ob auch im Vortheil, nicht durchaus auf Fortsetzung des Kampfes bringen, aber auch nicht zuerst die Hand zur Waffenruhe bieten; Hektor hat herausgefordert, er möge auch jetzt zuerst sich äußern. Dieser spricht nicht bloß seine

Zuſtimmung aus zu der Aufforderung der Herolde, ſondern thut dies und jetzt noch mit beſonderem Grund unter höchſter Anerkennung des Gegners, und ſucht ſelbſt noch dieſen zu bewegen, den Kampf für jetzt einzuſtellen. Von ihm kommt endlich der Vorſchlag der gegenſeitigen Beſchenkung. Dabei iſt aber doch bedeutſam, daß die Aufforderung der Herolde offenbar mehr an Aias, den ſiegreichen, gerichtet war und daß dieſer im Voraus ſeine Nachgiebigkeit zugeſagt, da es nämlich nur ſo möglich wurde, daß Hektor's Worte ſeiner nicht unwürdig erſcheinen. So endet der Zweikampf, aus welchem Hektor nicht beſchämt, Aias aber ſiegreicher hervorgeht. Während jenen die Seinigen mit Freuden über die Rettung aus dem Kampf mit dem furchtbaren Feind empfangen, wird dieſer ſiegesſtolz von den Achaeern ins Lager geführt. Und der Lohn für den Heldenkampf — iſt das beſte Stück des Bratens beim Abendſchmaus. Es verſtand ſich ja freilich dem Dichter und ſeinen Zuhörern von ſelbſt, daß die Edlen nicht um äußern Lohn kämpfen, ſondern um die Ehre ihres Namens, für die Freunde, für die Stammesangehörigen (von den eigentlichen Beutezügen abgeſehen), aber eine kleine Auszeichnung wenigſtens (vgl. z. B. IV, 262.) wollte ihre kindlich natürliche Anſchauung doch nicht miſſen.

Od. V.

Die Treue des Odyſſeus und ſeine unauslöſchliche Liebe und Sehnſucht nach der Heimat beweiſt ſich vorzüglich darin, daß er auf dem lieblichſten Eiland gefangen gehalten von deſſen Herrlichkeit doch nicht bezaubert kummervoll hinaustrachtet nach ſeiner fernen rauhen und ſteinigen Heimat. Denn bedeutſam iſt doch dieſer Gegenſatz ohne Zweifel, ohne daß man darum von einem berechneten Kunſtgriff ſprechen darf, aber gewiß auch kein zufälliges Zuſammentreffen. Die Sage von des Odyſſeus' Irrfahrten iſt ja ſicherlich älter als die Vorſtellung von der Inſel der Kalypſo, dieſe erſt durch jene entſtanden; und nachdem die Sage den Helden ſo viele Leiden hatte beſtehen laſſen, erfand ſie nun für ihn noch eine Verſuchung ganz anderer Art, in welcher er ſich nicht weniger bewähren ſollte.

Die Schilderung der Grotte der Kalypſo iſt ſehr bezeichnend für die Auffaſſung der Naturſchönheit in homeriſcher Zeit. Wenn die Malerei der Alten überhaupt die Perſpektive nicht kennt, ſo das homeriſche Alterthum noch viel weniger. Alſo nichts von Fernſicht,

von den Verhältnissen zwischen Gebirg und Thal u. dgl., vollends nichts von dem, was wir romantisch nennen. Eine Hauptbedingung der Schönheit ist den Alten vor allen Dingen die Fruchtbarkeit. Dazu eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit der Anlage, wobei die seltsame Umkehrung des Verhältnisses sich herausstellt, daß, während für uns, die an Ordnung und regelmäßige Einrichtung Gewöhnten, in der Natur gerade das Regellose, Ungeheure besonders anziehend ist, naturgemäß den Alten vielmehr das Geregelte, Geordnete anmuthend sein mußte. Außerdem aber ist es freilich vornehmlich das reiche Leben, die Fülle blühender Bäume, der Wasserreichthum, die Belebung der Gegend durch Thiere (hier durch Vögel), was den Reiz der Landschaft ausmacht.

Die Vorstellung, daß Odysseus sieben Jahre (VII, 259.) auf diesem Eiland unter beständigem Klagen weilte, geht über das Wirkliche ebenso hinaus, wie die andre, daß eine Gattin, die zwanzig Jahre von ihrem Gatten getrennt ist, täglich und stündlich um ihn weint. Aber in der Sage erschien er als der unablässig um die Heimat trauernde, nach ihr verlangende (obwohl die Spur einer andern Vorstellung noch in dem *ἐπεὶ οὐκέτι ἥνδανε νύμφῃ* erhalten ist), und zugleich war eine gewisse Dauer dieses Zeitraums nothwendig zu denken zur Bewährung der Treue. Beides also nahm die Dichtung auf, ohne sich zu kümmern, ob solche Verhältnisse auch in der gemeinen Wirklichkeit ihre Bestätigung finden, wo es ja nur darauf ankam, die innere Wahrheit der Charaktere, die unauslöschliche Treue und Sehnsucht vorzustellen.

Nachdem Kalypso den göttlichen Befehl erhalten, der ihr die weitere Zurückhaltung des Helden verbietet, geht sie selbst ihn aufzusuchen, wartet also seine Rückkehr in die Grotte nicht ab (obwohl ihr dies nicht befohlen ist), und so zeigt sie sich auch weiter freundlich und theilnehmend. Nicht auf eine einfache Ankündigung der Sache beschränkt sie sich, sondern wenn auch nicht freudig und glückverheißend (da ihr ja selbst das Scheiden schwer genug ist) doch mild und freundlich spricht sie: *κάμμορε, μή μοι* — gedauert hat er sie also doch, nur konnte sie eben nicht von ihm lassen — und dann die volle Zusicherung: *ἤδη — ἀποπέμψω*. Und dann macht sie ihm auch Muth und ermuntert ihn: *ἀλλ' ἄγε* —, und verspricht ihm ihrerseits zu leisten was sie kann; denn da sie ihn doch lassen muß, so soll auch, soviel an ihr liegt, sein Wunsch erfüllt werden (168);

ein Bedenken freilich folgt noch, welches die Gefahr des Unternehmens im Gegenſatz zur Sicherheit des Bleibens andeutet, doch ſo daß es nur wie eine leiſe Warnung klingt, nicht wie eine aus Selbſtſucht hervorgegangene Abmahnung.

Und Odyſſeus? Kein Zug kann überraſchender, keiner aber auch charakteriſtiſcher ſein — ſtatt außer ſich vor Freude über ſolche Botſchaft zu jauchzen, zu danken, zu jubeln — erſchrickt er; im Moment da die freudigſte längſt erſehnte Kunde ihn trifft iſt der im Unglück nie Verzagende beſtürzt, mistrauiſch, der gerade während der Gunſt des Glückes leicht drohenden Gefahr und Verſuchung eingedenk: *ἄλλο τι δὴ — μήδεαι* antwortet er ihr. Dabei iſt noch ein Beſondres, das ihn erſchreckt, die Erwähnung der *σχεδίῃ* mit welcher er heimkehren ſoll, während doch nicht einmal *νῆες ἔϊσαι* zu ſolcher Fahrt ausreichen, wenn auch von glücklichem Wind begünſtigt; ſo ſchnell alſo hatte er bei der überraſchenden Botſchaft dieſe Umſtände erwogen. Und dennoch — er lehnt auch nicht ab; immer vorſichtig doch niemals unentſchloſſen, will er es auch mit der *σχεδίῃ* wagen, obgleich ſonſt nicht einmal *νῆες ἔϊσαι* ſolches unternehmen, nur nicht gegen den Willen der Göttin, darum nicht ohne ihre eidliche Verſicherung, daß ſie ihm nicht Unheil erſinne.

Und die Göttin lächelt — die Götter freuen ſich ja der Beſonnenheit der Sterblichen (vgl. XIII, 287.) —: fürwahr, ein Schalk biſt du — und dann folgt der erbetne Schwur bei Erde (ſie, die nächſte kommt zuerſt, dann) Himmel und Unterwelt. Und nicht bloß negativ, wie Odyſſeus gewollt, lautet der Schwur, daß ſie nichts Uebles wider ihn vorhabe, ſondern alles beſorgen und rathen werde wie für ſich ſelbſt. Und dazu die Begründung 190—91; daß ſie dieſe für nöthig hält, iſt ein Geſtändniß, daß ſie ſich bisher nicht immer ſo gegen ihn gezeigt; um ſo mehr iſt es ihr Bedürfniß, ihn nun der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnung zu verſichern.

Die Handlung hat an dieſer Stelle einen ſo bedeutenden Wendepunkt, daß die Dichtung ſie Schritt für Schritt verfolgt. Zunächſt gehen beide zurück in die Grotte zum Mahle, wo die Göttin von Dienerinnen ſich die Speiſen reichen läßt, während ſie ſelbſt es iſt, die den Odyſſeus bedient. Und hier entſpinnt ſich von neuem das Geſpräch. So willſt du wirklich —? beginnt die Göttin; ſie ſcheint ſich noch nicht ganz drein gefügt zu haben, doch ſagt ſie ihm freundlich und herzlich Lebewohl. Einen Verſuch freilich macht ſie noch ihn

zu halten mit der Andeutung der bevorstehenden Gefahren und mit der Erinnerung an ihre Vorzüge: wenn du wüßtest — du würdest —; doch ohne Hoffnung auf Erfolg; sie kann es nur eben nicht lassen ihm das Oftgesagte nochmals vorzustellen. Solcher Stimmung entspricht auch die Antwort des Odysseus: *μὴ — χώεο*, bittet er sie, er erkennt also ihre Liebe, möchte sie nicht betrüben, nicht in Feindseligkeit von ihr scheiden, und vollkommen gibt er zu ihre Vorzüge, woran sie zuletzt erinnert, aber — was bringt er denn dagegen? *ἀλλὰ καὶ ὣς ἐθέλω καὶ ἐέλδομαι* — er verzichtet also, er der sonst nie um Gründe verlegen ist, auf jede objektive Begründung, wie denn ja hier, wo es sich um eine Herzenssache handelt, kein Abwägen von Gründen statthaft ist, er sagt nur das Eine, wogegen nichts mehr einzuwenden war: dies ist nun eben mein Wunsch und Verlangen —. Dennoch, so sehr die Sehnsucht ihn beherrscht, hat er die Gefahren nicht übersehen, die Warnungen der Göttin nicht überhört: *εἰ δ' αὖ τις ῥαίῃσι* —, er träumt sich nicht schon nahe dem Ziel sondern bedenkt auch wohl was noch dazwischen liegt, aber sein Entschluß wird dadurch nicht erschüttert: *τλήσομαι* —, und sein Trost ist: *ἤδη γὰρ μάλα πόλλ' ἔπαθον*, die Erinnerung also an seine Heldenlaufbahn und sein bisher bewiesenes Heldenthum gibt ihm den Muth dasselbe auch in neuen Gefahren zu bewähren.

Nachdem dann noch in der einfachen Weise unsrer Dichtung der Nacht mit ihren Freuden kurz gedacht ist, beginnt die Erzählung vom Schiffsbau. Da aber gerade solche Partieen der homerischen Dichtung schon vielfach besprochen sind, am besten wohl nach Lessing in dem hiehergehörigen Abschnitt der Hegel'schen Aesthetik, wird hier einmal eine Verweisung auf solche Werke erlaubt sein.

Eine eigentliche Abschiedsscene folgt nicht; mehr als mit Worten möglich hat ja die Göttin ihre Liebe zu dem Helden durch Handeln ausgedrückt, bei der Anleitung zum Schiffsbau und indem sie ihn zuletzt noch mit allem Nöthigen versorgt und ihn mit günstigem Wind entläßt. Des Helden Stimmung aber ist nur kurz mit *γηθόσυνος* bezeichnet; für ihn gilt es ja nun nicht dem Gefühl zu folgen, sondern alle Kraft einzusetzen; dazu aber gehörte vor allem Geschicklichkeit (*τεχνηέντως*), aber auch physische und moralische Kraft und Ausdauer (kein Schlaf), und insbesondre noch Kenntniß, Beobachtung des Laufs der Gestirne, deren Namen und Bewegung ihm wohlbekannt und von Kalypso ihm gewiesen.

Wenn es heißt Odyſſeus ſei ſiebzehn Tage ſo gefahren, ſo mag dieſe Zahl über das Maß des uns möglich Scheinenden wohl hinausgehen. Aber bedenkt man, wie ja der Dichter auch ſonſt oft ſo beſtimmt zwiſchen den Perſonen ſeiner Dichtung und ſeinen Zeitgenoſſen unterſcheidet und unterſchieden wiſſen will, ſo kann jene Angabe kaum befremden. Man muß ſich nur der ungeheuren Größenangabe in orientaliſchen Dichtungen erinnern, um das Maßvolle Homer's in der meiſtens ja ganz der Willkür der Dichters überlaſſenen Wahl der Zahlen zu bewundern. Wie in der Plaſtik Götter- und Heroenbilder der Griechen über das gemeine Maß zwar hinausragen, ohne jedoch ins Ungeheuerliche ſich verlierend allem menſchlichem Maßſtab entrückt zu werden, ebenſo verhält es ſich auch in der Dichtung.

Odyſſeus iſt ſchon dem Lande nahe, wo er die endliche Erlöſung von ſeinen Leiden finden ſoll — da ereilt ihn der Sturm. Ob die Motivirung durch Poſeidon's Zorn und deſſen Begründung durch den Groll um die Blendung Polyphems dem Gedicht urſprünglich angehört, mag hier unentſchieden bleiben, ebenſo ob Odyſſeus hier ſchon das nahe Land erblickt, wogegen v. 408 zu ſprechen ſcheint. Hier iſt nur geſagt, daß das Land ſich zeigte, ob dem Odyſſeus iſt gleichgültig; genug, der Zuhörer weiß es, daß Odyſſeus ſchon dem Land nahe iſt, als der Sturm ihn überfällt. Und eben dadurch, daß nach langer glücklicher Fahrt, nach der Hoffnung nun glücklich an's Ziel zu gelangen, das Verderben dennoch herantritt und der Untergang unvermeidlich ſcheint, wird das Leid aufs höchſte vermehrt, Muth und Vertrauen auf die ſchwerſte Probe geſtellt.

Zu beachten iſt aber noch die feine bei aller Kürze durch ihre Naturwahrheit ergreifende Schilderung des hereinbrechenden Unwetters. Zuerſt ziehen Wolken herauf, dann folgt eine Erregung des Meeres, aber ohne Sturm, es iſt alſo die Unruhe der Meeresfläche gemeint, wie ſie bei noch herrſchender Windſtille das kommende Wetter andeutet; dann erſt erheben ſich die Sturmwinde, Wolken bedecken Erde und Meer, daß die Nacht hereinzubrechen ſcheint, und wie in wildem Kampf brauſen nun die Stürme und rollen und thürmen ſich die Wogen. Schrecklich iſt ja nicht bloß der Sturm in ſeiner höchſten Gewalt, nicht minder ſchrecklich iſt in der Wirklichkeit wie in der Erzählung jener Uebergang von der Ruhe der Elemente bis zum Ausbruch aller ihrer Gewalten.

Da verläßt auch den muthigſten ausdauerndſten Helden Kraft

und Muth (*λύτο γούνατα καὶ φίλον ἦτορ*, der Dichter geht in der Betrachtung hier wie öfters vom Aeußern zum Innern) und stößt einen Weheruf aus (was bleibt mir nun noch übrig?). Da gedenkt er zuerst der Warnung der Kalypso, *δείδω* d. h. keineswegs: o hätt ich ihr gefolgt, sondern bezeichnet nur den sonst alle Warnungen wohl beherzigenden nichts vergessenden Sinn des Helden, der auch hier sogleich sich erinnernd ausruft: so wird sie denn doch wahr gesprochen haben. Und indem er das Gesammtbild seiner Lage (Wolken, Wogen und Sturm 303—305) betrachtet, kommt er zu dem Schluß, daß keine Rettung zu hoffen. Aber keine Klage um die Heimath, um Weib und Kind läßt er vernehmen. Damit ists nun doch einmal vorbei; was ihn noch besonders schmerzt ist das Eine, daß ihm beschieden ist so zu enden, nicht rühmlich auf dem Schlachtfeld zu fallen.

Und seine Furcht ist nicht unbegründet. Eine mächtige Woge erfaßt und zertrümmert das Fahrzeug, er selbst stürzt in die Tiefe — nicht auf einen Augenblick nur, sondern *πολὺν χρόνον* geht die Fluth über ihn hin, *οὐδ' ἐδυνάσθη — ἀνσχεθέειν* (am Willen und Versuch ließ er's auch da nicht fehlen). *ὀψὲ δὲ δὴ* (so wird zum drittenmal die Dauer des schrecklichsten Moments bezeichnet) *ῥ' ἀνέδυ*, in einer Lage freilich (wie sollte hier dem Dichter nicht alles schildernswerth sein?), die ihn wenig befähigte, etwas zu seiner Rettung zu versuchen. Und doch — *ἀλλ' οὐδ' ὥς* — trotz der Erschöpfung (*τειρόμενός περ*) vergißt er sein Fahrzeug nicht, ringend erfaßt er den Kiel, immer noch ohne Hoffnung und doch in der äußersten Noth das Mögliche versuchend. Aber wie der Wind die Stoppeln, so schaukelt jetzt der Wind das Fahrzeug; so ist der kundige erfahrne Held jetzt ohne alle Mittel, seine Kunst zu bewähren, wehrlos der Gewalt der Elemente preisgegeben.

Ob im Folgenden das Eingreifen Leukothea's und Athenens als spätre Zusätze auszuscheiden sind, kann hier nicht entschieden werden. Wenn ja, so ist doch Odysseus' Verhalten 354—64 im Geiste der alten Dichtung durchgeführt. Auch hier, in der äußersten Gefahr nimmt er doch das dargebotne Rettungsmittel nicht sofort gläubig an, auch hier noch zweifelnd und mißtrauend will er nur im letzten Fall davon Gebrauch machen. Dann, wie auch die Trümmer des Fahrzeugs ihm keinen Halt mehr bieten, bleibt ihm nur noch die eigne Leibeskraft. Zwei Tage und Nächte (von der Zahl gilt das oben zu den siebzehn Tagen bemerkte und wird durch unsre Stelle

beſtätigt) hält er, der ſchon vorher erſchöpfte, ſich ſo über den Wellen; da bricht ſich auch die Macht des Sturmes. Wind und Meer werden ſtille und Land erſcheint in der Nähe. Kaum kann irgend ein Gleichniß des Dichters rührender ſein als das, welches dieſen Moment ſchildert. Das Land erſchien dem Odyſſeus, wie die Geneſung des Vaters von langer Krankheit *den Kindern* — nicht dem Kranken ſelbſt, der entweder der Gefahr nicht ſo bewußt oder über das Ende langer Leiden nicht ſo betrübt die Geneſung in keinem Fall ebenſo bewundern, bejubeln kann wie die Kinder. Näher lag ja und ſcheinbar paſſender war ja der Vergleich mit der Freude des Geneſenden, und wieviel ſinniger iſt das Gleichniß geworden! So rein und himmliſch, nicht wie die Freude über das eigne Glück ſondern das eines Andern, der uns aber freilich ſo theuer und theurer iſt als wir uns ſelbſt, ſo erſcheint dem Dichter die Freude ſeines Helden.

Aber das Leid iſt noch nicht überſtanden, dem Land iſt er nahe, aber ans Land zu kommen zeigt ſich keine Stelle. Da verläßt ihn noch einmal Kraft und Muth; alles überblickend findet er keinen Ausgang. Aber auch das Andre, zu ſehen, ob nicht an andrer Stelle das Land zu erreichen, iſt gefährlich; es könnte eine Sturmeswoge ihn wieder weiter vom Land entfernen. Und ſofort kommt auch eine neue Gefahr, eine Woge ſchleudert ihn an den Felſen, wo er mit Mühe dem Tod entgeht. Endlich gelingts ihm vorbeizukommen und an die Mündung des Stroms zu gelangen, der ihn retten ſoll. Endlich alſo nach langem Ringen iſt er ohnmächtig am Land. Aber auch jetzt noch keine Ruhe. Hierbleiben am Fluſſe unter Reif und Thau könnte den Tod bringen, hinaufſteigend zur Höhe und im Walde Schutz ſuchend könnte er wilden Thieren zur Beute werden. Auch hier alſo gilt es beſinnen und die Hand anlegen. Und wie nun endlich mit Fleiß und Geſchick die ſichre Ruheſtelle bereitet iſt, da freut ſich der Held ſeines Werkes und überläßt ſich der Ruhe, nicht ohne ſich fein mit Blättern zu decken und ſich tief darein zu vergraben wie man den Zunder verwahrt in der Aſche.

Was an dieſem ganzen Stück beſonders Bewunderung erregt iſt außer der Haltung des Helden die Fülle der Ereigniſſe, indem wenn eine Gefahr überwunden iſt ſofort eine neue erſcheint und die ſchon erfüllt ſcheinende Hoffnung wieder zerrinnt und ſo fort und fort, auch am Lande noch; — eine Fülle, in welcher die Wahrheit des Lebens ſelbſt zur Darſtellung kommt. An der Haltung des Hel-

den aber, dessen Ruhm eben darin besteht, nicht nur Eines und das Andre sondern die ganze Reihe dieser Leiden durchzumachen und doch nie im Unglück (die Hoffnung wohl, aber) die Lust zu handeln, im Glück Vorsicht und Mistrauen zu verlieren, bemerke man insbesondre noch, wie er (echt menschlich) oft zaghaft wird, aber — dies ist das ihn Unterscheidende — nur in den Reden (299—312. 408—423. 465—73, nirgends eine Spur von Vertrauen), aber immer entschlossen ist zu handeln. Aengstlich, verzagt in Worten, aber immer kühn und lustig zu handeln — so ist Odysseus.

Od. VI.

Ueber den Inhalt des folgenden Gesangs sei nur dieses bemerkt. Damit Odysseus, wie die Sage wollte, im Palast des Phaeakenkönigs erscheinen konnte, mußte er mit Kleidung versehen sein, und dies sollte durch eine Begegnung mit Bewohnern des Landes (und zwar Frauen, da bei solchen Vorräthe an Gewändern am leichtesten anzunehmen, aber auch noch aus andrem Grund, worüber sogleich) ermöglicht werden. Hiezu war Niemand geeigneter als Angehörige des königlichen Hauses selbst; da aber die Königin daheim ihre Stelle hat, wo sie ihres Berufes waltet, so ist es die Tochter, mit welcher der Held zusammentrifft. Man sieht hier, wie die Dichtung aus einem so geringfügigen Punkt die reichste Handlung zu gestalten weiß. Von der Ankunft im Phaeakenlande an, wo die Leiden des Helden zu Ende sind, soll er auch nicht als Bettler, das zum Leben Nothwendigste heischend, einhergehen. Anders ist es, wenn er in Ithaka als Bettler auftritt, da ist es Verstellung, nicht seine wahre Lage. Im Ernst dagegen läßt ihn der Dichter zwar in die bitterste Noth, doch nicht in verächtliche Stellung gerathen — soviel war also trotz aller Demüthigung, welche der Held erfahren und selbst erwählen sollte, doch nicht mit seiner Gestalt zu vereinigen. Allerdings erscheint nun Odysseus als Bettler, aber nur, wie es für den Mann am wenigsten demüthigend ist, vor Frauen (so hier, dann vor Arete; zu vergleichen ist auch die Situation bei Kalypso, bei der Kirke, ferner auch die seiner Gefährten bei den Laestrygonen; anders ist es bei Aeolus, bei Polyphem, welche nicht gewöhnliche Menschen, und bei Eumaeus, wo das Bettlergewand eben Maske; nirgends aber unterwürfige

Haltung gegenüber einem Mann) und zwar vor Frauen höchſten Standes.

Die Königstochter alſo iſt es, welcher der Held begegnet, und ihrem Stande gemäß nicht ſie allein, ſondern mit dem Gefolge ihrer Mägde. Dabei iſt es bezeichnend für den Charakter wohl nicht dieſes Volkes allein ſondern der homeriſchen Welt überhaupt, daß nicht Spiel der Zweck ihres Kommens iſt, ſondern Arbeit, daß aber auch dieſe nicht alle Zeit ausfüllt ſondern das Spiel (wenn auch begründet durch das Warten auf das Trocknen der Wäſche) dazukommt. Am ſchönſten alſo entfalten ſich auch für Homer die Reize der Mädchennatur da, wo Arbeit und freie Bewegung verbunden ſind. Das Verhältniß aber der Königstochter zu ihren Mägden iſt dasſelbe wie das der Herren zu ihren Dienern überhaupt: ſie lebt mit ihnen auf gleichem Fuß, nimmt Theil an derſelben Arbeit, an denſelben Spielen, und iſt doch vor ihnen ausgezeichnet und ihrer Stellung ſich bewußt, nur nicht durch äußere Zeichen hervorragend ſondern durch perſönlichen Werth, durch Schönheit nicht nur ſondern auch durch Geiſtesgegenwart und Verſtand, Gefühl für das Schickliche.

Nicht eine zufällige Begegnung auf dem Wege veranſtaltet der Dichter ſondern läßt den ſchlafenden Helden erſt erwachen — nicht ſchon durch das Geräuſch der Arbeit oder des Spiels, aber auch nicht, wie ein moderner etwa thun würde, durch Geſang (hier wie bei Hektors ſchreiendem Kind vermißt man das lieblichere Bild, um freilich durch die Naturwahrheit noch weit mehr entzückt zu werden), ſondern durch ein allgemeines Aufſchreien, das ſchon durch die Plötzlichkeit die Wirkung des Aufweckens am ſicherſten erzielte. Ein kleines Ereigniß, doch immerhin ein Ereigniß iſt es, das den Schrei hervorruft; daß die Königstochter ſelbſt, die ſonſt ſo geſchickte, den falſchen Wurf thut, muß offenbar noch nicht dageweſen ſein. Iſt dies bezeichnend für die Natur der Mädchen, vielleicht des ganzen Volkes, dem ernſtlicheres Unglück unbekannt, ſo ſteht es auch in einer gewiſſen Beziehung zur Situation des Helden, der nach jahrelangen Mühen und Leiden hier durch Scherz und Spiel erwacht.

Odyſſeus erwacht, um wie immer zu prüfen, zu denken. Sein erſtes Gefühl, da er Menſchenſtimmen vernimmt, iſt nicht Freude ſondern Schrecken (119). Doch iſt auch hier Furcht nur die eine Seite; ſeine Art iſt immer an die verſchiedenen vorhandenen Mög-

lichkeiten zu denken. Und auch an Beobachtung läßt ers nicht fehlen, wie er denn im Moment des Erwachens deutlich wahrgenommen, daß es Mädchenstimmen waren. Aber auch an Muth und Entschlossenheit nicht; statt vom Versteck aus länger zu beobachten, wagt er getrost hinauszutreten, nicht ohne vorher soweit möglich für das sorgen, was die Schamhaftigkeit gebot. Ungern geht er, nicht aus Furcht sondern eben weil er die Begegnung mit Jungfrauen vermuthet, nur getrieben von der Noth wie vom Hunger der Löwe. Und furchtbar ist denn auch sein Anblick, so daß die Mädchen scheu entfliehen; nur die Königstochter selbst, sie die doch an Schamhaftigkeit jenen nicht nachsteht und deren Auge eher noch weniger an so schrecklichen Anblick gewöhnt ist, bleibt ruhig stehen. Wenn dieser Muth besonderer göttlicher Einwirkung zugeschrieben wird, so ist dies eben nur der poetische Ausdruck für das Bewußtsein der eignen unangreifbaren Würde und Hoheit (eine Auffassung, die an einzelnen Stellen wohl zulässig ist, wenn man sie nur nicht zur Erklärung aller auch der unpassendsten Göttererscheinungen mißbraucht).

Abermals überlegt Odysseus, wie er am besten und schicklichsten der lieblichen Jungfrau sich nähern solle, und nachdem er sich für die ehrerbietigere Entfernung entschieden beginnt er eben so gewinnend als klug zu reden (*μειλίχιον καὶ κερδαλέον* — viel kam ja auf diese Rede an, aber er weiß auch wohl damit umzugehen). Das erste Wort drückt das Verhältniß aus, in das er zu ihr sich stellt (*γουνοῦμαι*), aber noch lange nicht kommt der Inhalt der Bitte. Zuerst also die Frage, ob er eine göttliche oder menschliche Jungfrau in ihr verehren solle. Wenn jenes, so vergleiche er sie der Artemis (es lieben ja die Götter bei ihrem Namen genannt zu werden); wenn aber ein Menschenkind, — nun lobt er sie nicht direkt sondern (viel zarter) ihre Angehörigen, beweist also eine so edle Theilnahme, welche ihm ihr Wohlwollen um so mehr gewinnen muß. Jetzt erst dieses indirekte Lob begründend, preist er sie selbst, aber mit keinem Wort der Reize jungfräulicher Schönheit gedenkend sondern nur durch einen entfernten Vergleich (wie er nicht zarter kann gedacht werden) die Blüthe, die Frische und Kraft der Jugend andeutend. Dann lenkt er über auf sich selbst, indem er kurz seiner langen Leiden gedenkt, wobei es nicht auffallen kann, wenn er die Befürchtung ausspricht, auch jetzt, auch hier noch Leiden bestehen zu müssen, da er nicht weiß daß er die Königstochter vor sich hat, und nur für den Moment um Hülfe

bittet, außerdem aber dem Charakter des Helden dies ſehr wohl entſpricht, Angeſichts günſtigerer Umſtände neu bevorſtehende Leiden vorauszuſehen. Was er für ſich bittet, iſt ſo wenig als möglich; ihm die Stadt zu zeigen und ihm, wenn ſie deſſen habe, eine Hülle zu geben. Aber ſofort wendet er ſich wieder zu ihr, um ihr zu wünſchen alles was ihr Herz begehrt. Dabei beweiſt den das ſittliche Verhältniß weit über das phyſiſche ſchätzenden Sinn die Betonung der Eintracht, die Schlußworte dagegen die Eigenſchaft des eigenen Glückes und Werthes nur durch den Reflex in den Augen Andrer bewußt zu werden. Denn ſo dürften wohl die ſonſt unüberſetzbaren Worte: *μάλιστα δέ τ' ἔκλυον αὐτοὶ* im Hinblick auf die Bedeutung von *κλέος* und den Gebrauch von *εὖ ἀκούειν* u. dgl. am richtigſten gedeutet werden: am meiſten Ruhm davon haben ſie ſelber. Auf jeden Fall aber wird es ungerechtfertigt ſein, den Schluß dieſer Rede zu verdächtigen, welche eben dadurch ſo ſehr *μειλίχιος* und *κερδαλέος* iſt, daß der Redner zuerſt und zuletzt von der Angeredeten ſpricht, ſeiner ſelbſt nur in der Mitte erwähnend, um (als wäre dies die Hauptſache) ſofort wieder zur Verherrlichung der Angeredeten überzugehen.

Obwohl Odyſſeus von ſeinen Leiden nur kurz und vorübergehend geſprochen, beginnt doch Nauſikaa hiemit ihre Antwort (ſo ſehr hatte jene Erzählung ſie ergriffen), um ſoweit dies für ſie ſchicklich den Fremdling, deſſen frühere Geſchichte ſie ja nicht kennt und zu deſſen Belehrung ſie nicht berufen iſt, doch durch die Erinnerung an die auch bei ſeinen Leiden ſtattfindende höhere Fügung zu beruhigen. Erſt nachdem ſie ſo ihre Theilnahme ausgeſprochen, kommt ſie zu der Verſicherung daß alles was er von ihr erbeten ihm ſolle gewährt werden; beſcheiden antwortet ſie zuletzt auf das, was er zuerſt gefragt, Namen und Familie ihm mittheilend. Und ſofort ſchickt ſie ſich an zu thun, was ſie verſpricht; doch bei aller Freundlichkeit gegen den Fremden und aller Einfachheit des Benehmens gegen ihre Mägde bewahrt ſie das Bewußtſein ihrer Stellung, ſie thut nicht ſelbſt dem Fremden die Dienſte, welche dieſer bedarf, ſie läßt dieſes durch die Dienerinnen beſorgen. Die Worte, mit welchen ſie dieſe, die fliehenden herbeiruft, zeigen durch das von den Phaeaken Geſagte (denn mußten dieſes die Mägde nicht wiſſen?), daß der Dichter ſich nicht ängſtlich an Geſetze bindet, welchen höchſtens der Dramatiker zu folgen hat und welche auch dieſer zuweilen überſchreitet. Daß in der

weiterhin folgenden Rede des Odysseus dessen Weigerung sich von den Mägden beim Bad bedienen zu lassen nicht aus Schamhaftigkeit sondern (mit Rücksicht auf Il. XXII, 71—76) aus der Erinnerung an die Entstellung seines Leibes durch die ausgestandenen Leiden zu erklären sei, ist anderwärts (Philol. XXXIII, 4. S. 687.) dargethan. Man könnte fragen, ob denn dieser Grund auch bei v. 129 anzunehmen sei. Nun ist allerdings als höchst wahrscheinlich zuzugeben, daß an der früheren Stelle allerdings Schamhaftigkeit das Motiv gewesen. Allein die Sache ist auch eine andre; im gewöhnlichen Verkehr war durchaus geziemende Bekleidung Regel; dies schließt jedoch nicht aus, daß beim Bad, wo der Natur der Sache nach Entblößung stattfinden mußte, diese als unverfänglich und keineswegs unanständig galt. Wenn dann weiterhin Nausikaa ihre Bewunderung über die Schönheit des Fremden gegen ihre Dienerinnen ausspricht, so bemerkt man hier zunächst die Offenheit des kindlichen Herzens, das sich nicht scheut seine geheimsten Gedanken auszusprechen, eben weil es sich keines unreinen Gefühls bewußt ist, zugleich auch ihre Vertraulichkeit gegen die Dienerinnen, gegen die sie in diesem Fall offner ist als gegen den Vater. Denn die Verse 244—45 zu streichen, hat man keinen genügenden Grund. Ein Gedanke, wie er hier ausgesprochen wird, liegt ja schon in 240—41 angedeutet. Aber eben hieran knüpft sich noch eine Bemerkung. Es ist nämlich nicht sinnliches Wohlgefallen allein an der schönen Mannesgestalt, was sie bewegt; vor allem kommt ihr der Gedanke, daß die Ankunft dieses Fremden bedeutungsvoll für sie werden könne. Und diese Ahnung, ein Gedanke also von ernsterer und tieferer Art, dies und nicht bloßes Wohlgefallen (welches ja nur die Begründung bildet) ist es, was sie zunächst aussprechen wollte.

Und nun geht es zum Aufbruch. Sie will ihn zur Stadt führen und nicht bloß in die Stadt, sondern in das eigne Haus, das Haus ihres Vaters, nicht weil es ihr Haus und damit er ihr näher sei, sonden weil es das erste, das vornehmste ist, wo er kennen lernen wird von den Phaeaken ὄσσοι ἄριστοι. Wie ihr Plan klug und reiflich überlegt ist, so verlangt auch die Ausführung Verstand und Takt, welche sie an dem Fremden nicht bezweifelt (258). Zunächst soll er mit den Dienerinnen ihrem Wagen folgen; obwohl sie ihn selbst für einen Mann vornehmen Standes hält (187. 257.) bewahrt sie ihre Würde doch so sehr, daß sie ihn nicht mit, nicht neben sich, son-

dern hinter dem Wagen gehen heißt. Dann folgt die Beſchreibung der Stadt, wobei ſie mit ſichtlichem Stolz die Vorzüge ihres Volkes hervorhebt, ohne was demſelben fehlt zu verſchweigen. Und dann das offne Geſtändniß ihrer Befürchtung. Sie wird vom Volk für ſtolz gehalten und ſie iſt es; ſie hat manch edlen Freier abgewieſen und iſt ſich bewußt, die Gunſt der Menge, nach welcher ſie freilich auch nicht trachtet, nicht zu beſitzen. Dennoch iſt ihr das Urtheil des Volkes nicht gleichgültig und ſie möchte um Alles nicht Anlaß geben zu übler Nachrede. Daß man ſie für ſtolz hält, kann ſie und will ſie nicht ändern, ſcheint ſich auch darüber nicht zu betrüben, aber einen Vorwurf ſoll man ihr nicht machen dürfen. Einen ſolchen fürchtet ſie aber von der Begleitung des Odyſſeus, den ſie hier ihm ſelbſt gegenüber in unſchuldiger Offenheit *καλός τε μέγας τε* nennt. Und ob auch der Vorwurf ungegründet ſei, ſie will auch den Schein vermeiden. Aber nicht um das Gerede allein iſt es ihr; ſie ſelbſt würde, was das Volk aus ihrer Begleitung durch Odyſſeus ſchließen und ihr vorwerfen möchte, tadelnswerth finden. Darum alſo ſoll Odyſſeus im Hain der Athene warten. Dann wenn er in die Stadt gekommen und den leicht aufzufindenden Palaſt ihres Vaters erreicht, ſoll er an die Mutter (womit das Spätere motivirt wird) ſich wenden *ἵνα νόστιμον ἦμαρ ἴδηαι* (vgl. 290). Sie glaubt alſo (denn dieſe Worte ſind doch gewiß nicht Verſtellung) ſelbſt nicht an ein Bleiben des Fremden, obwohl ſie es wünſcht, und doch ſorgt ſie mit aller Ueberlegung dafür, daß er gaſtlichen Empfang finde, und gibt ihm Weiſung, wie er ſein Ziel erreiche.

Zu bemerken iſt weiterhin noch, daß ſie den Fremden daheim nicht ankündigt. Sie geht in ihr Gemach, ohne etwas für ihn zu thun. Sie hat das ihrige beſorgt, das Weitere iſt ſeine Sache und geht ſie nicht mehr an. Und doch war ihr ſolches nicht durch Sitte und Herkommen geboten (VII, 299—301). Es iſt alſo ein Zug ihres Charakters, der ſich hierin ausdrückt, kluge und beſcheidne Zurückhaltung, Scheu ſich bemerklich zu machen oder irgend etwas zu thun, da wo ſie nicht wie draußen am Ufer direkt aufgefordert war, zu handeln.

Es iſt wohl zu begreifen, daß das Bild dieſer liebenswürdigen Mädchengeſtalt, faſt der einzigen in den homeriſchen Dichtungen, von jeher beſondre Bewunderung erfahren. Jungfräuliche Schamhaftigkeit und erſtes Liebesverlangen, Offenheit und Vorſicht, Muth und Be-

sonnenheit, Einfalt und Würdegefühl, Freundlichkeit und Stolz, Fröhlichkeit und Ernst findet man in ihr vereinigt. Fragt man aber, welches die Hauptzüge, die unterscheidenden in ihrem Charakter sind, so gibt hierüber wohl wie in sovielen andern Fällen die griechische Plastik den besten Aufschluß. Nur sind es trotz der homerischen Vergleichung nicht eben die Artemisbilder, bei denen man sich denken kann: so muß sich der Dichter seine Nausikaa vorgestellt haben. Wenn in diesen die jungfräuliche Reinheit und Hoheit den höchsten Ausdruck gefunden, so fehlt ihnen das Freundliche, Liebevolle, das für uns von dem Bilde Nausikaa's untrennbar ist. Dagegen gibt uns der Kopf der Demeter auf den Metapontischen Münzen ein Bild, in dessen Zügen wir die homerische Nausikaa wiederzuerkennen glauben. Da ist höchste Einfalt und Lieblichkeit, eine Freundlichkeit und Sanftmuth, welche der eignen Schönheit unbewußt nichts als freies offnes Entgegenkommen zeigt, und dabei doch eine Vornehmheit, welche auf nichts Aeußeres sich gründet sondern nur als die natürliche Folge des innern Adels erscheint, eine Vornehmheit, welche nur durch das Gefühl der Reinheit Hochachtung erweckt und bei aller Freundlichkeit eine Annäherung nicht für möglich haltend, weil nicht an sie denkend, den Gedanken an eine solche auch nicht aufkommen läßt. Und diese beiden Züge, Einfalt und Hoheit, scheinen wenn gleich vielleicht nicht alles erschöpfend, doch die Grundzüge an dem Bild der homerischen Nausikaa.

In der Schilderung des Palastes und der Gärten des Alkinous wird man eine Darstellung des Ideals monumentaler und plastischer Schönheit um so mehr vermuthen dürfen, als hier die Phantasie durch keine Rücksicht auf Wirkliches beschränkt völlig frei nach Gefallen schaffen konnte. Abgesehen nun von den Eigenschaften, die auch dem griechischen Herrenhause nicht fehlen durften, wie Größe und Höhe (ὑψερεφές) zieht hier die Bewunderung des Odysseus zunächst auf sich der Stoff des Baues, der aus Erz besteht, reich geschmückt mit Gold und Silber, also ebensosehr Festigkeit und Dauer, wie Reichthum und Pracht bekundend. Aber nicht weniger als die Kostbarkeit des Stoffs wird die Kunst der Arbeit bewundert (92. 97). Wenn dabei die naive Phantasie zu Unmöglichkeiten kommt, so beweist dies nur um so mehr das Verlangen alles das, was dem Auge gefiel und

dem Herzen erwünſcht war, vereinigt zu denken. Der Pracht des Hauſes, deſſen Glanz weſentlich in der ſtattlichen Verſammlung der hier beim Mahl ſitzenden Edlen und in der großen Zahl der Diener beſteht, entſpricht die des Gartens. Fruchtbarkeit, Fülle an Früchten verſchiedner Art bildet das Hauptmoment, doch nicht das einzige. Denn nicht einen fortwährenden Ernteſegen ſtellt der Garten dar, ſondern die Reize des Frühlings und Herbſtes vereinigt, nicht die Lieblichkeit der Frucht allein, ſondern auch die der Blüthe und des ganzen Wachsthums. Dazu kommt aber noch ein Weſentliches, die Ordnung und Symmetrie der ganzen Anlage; auch hier iſt es erſt die Form, ein Geiſtiges alſo, welche das Bild der Schönheit vollendet.

Beim Eintritt des Odyſſeus iſt, wie bemerkt, der ſchon durch die vorhergegangne Motivirung als erheblich bezeichnete Umſtand zu bemerken, daß er ſich zunächſt an die Frau des Hauſes wendet. War dies einerſeits weniger demüthigend für den Helden, ſo war andrerſeits die Wirkung um ſo gewiſſer. Denn ein Hülfegeſuch abzulehnen, kann wohl dem Mann, nie dem Weibe anſtehen, wie überhaupt Hartherzigkeit unbedingt des Weibes, nicht immer aber des Mannes unwürdig iſt. Indeſſen, wenn auch Odyſſeus an die Herrin des Hauſes zunächſt ſeine Bitte richtet, ſo ignorirt er doch nicht den König; vielmehr mit ſeiner Bitte auch an dieſen und die Gäſte ſich wendend (er will alſo keineswegs die Königin ſpeciell für ſich gewinnen; nur ſeine ehrfurchtsvolle Bewegung gilt zunächſt ihr; ſeinem Wunſch und Geſuch ſollen alle zuſtimmen, bittet er doch nichts, wofür er von irgend Jemand Widerſtand fürchten müßte) wünſcht er ihnen zuerſt glückliches Leben und Bewahrung ihres Gutes für ſich und ihre Kinder (auch hier alſo dieſe Artigkeit in der Bitte, nicht ſofort von dem eignen Verlangen zu ſprechen, vgl. Il. I, 18.); dann erſt bittet er (nicht um Herberge, nicht um momentanen Beiſtand, um etwa erſt ſpäter mit der Hauptſache herauszurücken, nicht dazu war er ſo ehrerbietig der Herrin des Hauſes genaht und nicht will er ſo nach Art eines zudringlichen Bettlers die Güte des Gebers mehr und mehr in Anſpruch nehmen, ſondern) ſofort um das, was allein das Ziel alles ſeines Hoffens und Harrens iſt, um Geleite, bald in die Heimath zu kommen, und das nicht, weil er der und der iſt, ſondern beſcheiden und darum deſto mehr Mitleid erregend: weil ich lange ſchon leide und dulde ferne von meinen Lieben. Wobei das *φίλων ἄπο* deutlich auf das kurz vorhergegangene *παισὶν ἐπιτρέψειεν* — zurückweiſt,

um die Herzen durch jene Erinnerung an die eignen Angehörigen zur Gewährung der Bitte geneigt zu machen.

War es die Königin, an welche Odysseus zunächst sich gewendet, so antwortet sie doch nicht zuerst; bei aller Würde, die ihr zukommt, weiß sie doch sich unterordnend zu verhalten und dem Manne die Entscheidung zu lassen. Aber auch dieser erwiedert nicht sogleich, nicht aus Bedenken gegen das Gesuch oder aus Liebllosigkeit, wie sich ja sogleich zeigt, sondern offenbar vor Erstaunen über diesen Fremdling. Ebenso aber verhalten auch die Andern, um dem König nicht vorzugreifen, zunächst sich schweigend. Endlich (ὄψε) nimmt das Wort der älteste der Versammelten; und daß dieser, der klügste und erfahrenste, der sich also am wenigsten täuschen läßt, sich für Odysseus verwendet, beweist, welchen Eindruck dessen Erscheinen macht, da nicht etwa die Frau, die von Natur weichherziger, nicht der Herr des Hauses, der dem Fremden schon darum weil dieser in sein Haus gekommen geneigt, sondern ein andrer, nicht direkt betheiligter, außerdem aber durch seine Einsicht angesehenster Mann sich für ihn entscheidet. Noch nicht freilich berührt dieser die Bitte selbst sondern zunächst nur s. z. s. einen Punkt der Höflichkeit, dem König sein Schweigen gegen den am Boden harrenden Fremden verweisend und zu ehrenvoller Aufnahme desselben auffordernd, dabei aber klug noch jede Aeußerung in Bezug auf die Hauptfrage zurückhaltend. Indeß der Bann ist gebrochen und des Königs freundliche und ehrende Gesinnung gegen den Fremden kann sich nicht schöner äußern als durch die Wahl des Sitzes, den er diesem bietet, indem er seinen liebsten Sohn, der ihm selbst zunächst saß, aufstehen heißt.

Im Folgenden erkennt man die Bewunderung, die Odysseus erregt, besonders auch an der Rede des Alkinous 186—206, wo dieser die Vermuthung ausspricht, daß der Fremde ein Gott sei; solchen Eindruck also macht Odysseus auch auf diejenigen, welchen nach eigner Aussage die Begegnung eines Gottes nichts Ungewohntes ist. Wie bescheiden ist dann die ablehnende Antwort des Helden, welcher (sonst so listig) nicht daran denkt diesen von ihm gemachten Eindruck zu seinen Gunsten auszubeuten. Ja nicht bloß überhaupt ein Mensch zu sein bekennt er sondern der mühseligsten, unglücklichsten einer, weder seines Heldenthums noch seines Reichthums und seines Ansehens in der Heimat erwähnend. Launig jedoch weicht er für jetzt noch weiteren Erklärungen aus, freilich nicht ohne doch noch (so wenig vergißt er

über dem Scherz und dem augenblicklichen Wohlergehen ſein Ziel) ſein innerſtes Sehnen auszudrücken und ſeine Bitte, deren Gewährung ihm übrigens ſchon zugeſagt iſt (192—93), zu wiederholen, ihn nach der Heimat zu geleiten, die er nur noch einmal ſehen wolle (wie I, 58—59) um dann gerne zu ſterben.

Wenn es von einer bedeutenden techniſchen Feinheit zeugt, daß (von wem auch und wie immer dieſe Anordnung entſtanden) die erſten und meiſten Abenteuer des Helden in die Mitte der Handlung als Erzählung eingeflochten ſind, ſo iſt auch dies nicht außer Acht zu laſſen, daß ſelbſt dieſe Erzählung nicht auf einmal in fortlaufender Reihe gegeben wird, daß wenigſtens die Erzählung der letzten Erlebniſſe vorausgeht. Wie die Neugierde des Wirthes zunächſt auf die jüngſten Ereigniſſe aus dem Leben des Gaſtes gerichtet iſt, ſo entſpricht es auch deſſen Bedürfniß, zuerſt das zu erzählen, deſſen Erinnerung noch am friſcheſten in ihm lebt. Dieſe Erzählung wird durch die Frage der Königin 237—39 eingeleitet. Da nun Odyſſeus naturgemäß zuerſt die letzte Frage beantwortet, dann auch die zweite, und da dieſe Erzählung ſchon ſoviel Intereſſe erregt, ſo gelingt es ihm, die erſte Frage unbeantwortet zu laſſen, ohne daß bei der Ausführlichkeit der Erzählung dieſe Lücke auffällt, und jene Antwort für einen ſpäteren wirkungsvolleren Moment aufzuſparen. Dies um ſo mehr, da bei Erwähnung Nauſikaa's und deren Verhalten der König mit einem Tadel über die Tochter in die Rede fällt. Geſchickt entſchuldigt dieſe Odyſſeus, indem er freilich nicht buchſtäblich wahr aber doch der Sache nach richtig das Unterbleiben der von Alkinous vermißten Begleitung rechtfertigt. Wie umſtändlich, wenn er hätte Nauſikaa's Begründung als deren eigne Gedanken mittheilen wollen, ja wie bedenklich ſogar bei der nicht verhehlten Bewunderung für Odyſſeus, die in den Worten jener enthalten war. Wieviel zartfühlender, daß er kurzweg ihre Motive zu ſeinen eignen macht. Die einzige Abweichung liegt darin, daß er ſtatt der Rückſicht auf das Volk die auf den Vater, den König, ſetzt, — ein Zug wohl geeignet, die Achtung und das Wohlwollen deſſelben noch mehr zu gewinnen. Und ſo ſpricht denn dieſer auch ganz unbefangen den Wunſch aus, der Fremde möchte doch ſein Eidam werden (alſo noch ohne Namen, Stand, Herkunft zu kennen; nur nach dem Aeußern, nach Rede und Benehmen beurtheilt er den Mann, dieſe ſind aber freilich genügend, ihm Bewunderung und Vertrauen einzuflößen), ja ſein Wunſch iſt faſt eine Auf-

forderung. Dennoch liegt nichts Zudringliches in diesen Worten, sondern es folgt sogleich die nochmalige Zusicherung des erbetnen Geleites.

Um nun wie schon bisher auch weiterhin nicht bei jedem Stück gleichmäßig zu verweilen, sei für das Folgende darauf hingewiesen, wie die Handlung im Verlaufe an Ernst und Tiefe gewinnt (der Tag beginnt mit heitrer Festfreude, mit Schmaus und Gesang, und endet mit den Thränen des Odysseus und seiner daran sich knüpfenden Erzählung), wie die Festeslust auch bei den Phaeaken die Empfänglichkeit für ernstere Gedanken nicht ausschließt, wie insbesondre Odysseus, schon am Anfang tief bewegt durch den ersten Gesang des Demodokos, doch fröhlich theilnimmt an der Lust des Tages (86: αἴδετο — er will die Festfreude nicht stören, nicht durch Betrübniß für die ihm erwiesenen Ehren undankbar erscheinen), ohne freilich auch in sich selbst die Gedanken an seine Leiden unterdrücken zu können (154). Dennoch regt sich bei unzarter Berührung der alte Heldengeist in ihm und er freut sich der gelungenen Probe seiner Kraft (199 ff.), aber alles dieses um zuletzt nur noch tiefer von seinem Schmerz bewegt zu werden.

Ob der Inhalt der folgenden Gesänge ursprünglich so, wie wir sie lesen (mit der Erzählung in der 1. Person) und für den Zweck der Einschaltung an dieser Stelle gedichtet oder Anfangs für sich bestanden und erst nachher umgedichtet worden, wird sich kaum entscheiden lassen. Jedenfalls ist diese Verbindung uralt, wohl so alt wie die Erzählung vom Aufenthalt bei den Phaeaken selbst, welcher zu einem Bericht über die früheren Abenteuer die natürlichste Gelegenheit bot. Das Verständniß dieses schon von den Alten (S. 17. Anm.) beobachteten Verfahrens, von dessen Vortrefflichkeit die Nachahmung fast aller Dichter zeugt (bis zum Mißbrauch sogar wie in Steffens' Novellen, wofür dieser von Immermann getadelt worden, oder bei Jerem. Gotthelf in dem Buch: Schulmeisters Leiden und Freuden, welches gradezu mit dem vorletzten Kapitel beginnt), darf zwar im Allgemeinen vorausgesetzt werden; doch dürfte auf die Hauptpunkte hinzuweisen sein. Erstens nämlich erlaubte diese Form dem Dichter alle Ereignisse von besonders fabelhaftem Charakter dem Helden in den Mund zu legen, sie also nicht selbst zu erzählen. In der That

fallen die Abenteuer mit Menſchen von übermenſchlicher Natur, wie Polyphem, die Laeſtrygonen, die Abenteuer bei der Kirke, die Sirenen, die Skylla und Charibdis, in dieſe Geſänge. Es iſt leicht zu denken, wie ſehr auch im Alterthum der Eindruck des Gedichts würde verändert worden ſein, wenn der Dichter ſelbſt jene Abenteuer erzählt hätte. Das Zweite iſt die Faſſung der ganzen Handlung in einen engen Rahmen, wodurch die Theilnahme erhöht und erhalten, die Geduld nicht erſchöpft wird. Nur ſollte man dabei nicht meinen, daß es ſich hier um eine ſo ſehr künſtliche Sache handelt. Der Gang den die Dichtung nimmt iſt ja vielmehr der pſychologiſch allein natürliche. Denn nur von ſolchen Menſchen verlangen wir die früheren Schickſale kennen zu lernen, aus deren ſpäterem Leben wir irgend etwas Bedeutendes, uns Wichtiges, wiſſen. Es wird deshalb auch nicht richtig ſein, grade aus dieſem Punkt einen ſo gewaltigen Unterſchied zwiſchen Ilias und Odyſſee abzuleiten. Denn die Hauptſache, die Faſſung der Handlung in einen engen Rahmen, hat ja die Ilias auch. Die Handlung beginnt im zehnten Kriegsjahr, nahe der Kataſtrophe, und wenn nur hie und da mit Wenigem auf die Vorgeſchichte hingewieſen, dieſe nicht in Form einer längeren Erzählung eingeſchaltet wird, ſo erklärt ſich dies leicht dadurch daß eine ſolche weder dringend nothwendig noch bei der Situation des Krieges wohl zuläſſig war.

Nicht mit ſtolzer Freude hatte Odyſſeus der Vortrag des Sängers erfüllt; er ſelbſt hatte eben dieſes Lied gewünſcht, obgleich er wußte, wie ſehr es ihn bewegen würde (ſo wenig ſucht er ſeinen Schmerz in der Feſtluſt zu vergeſſen); ſtatt aber freudig erregt den ſtaunenden Gäſten zu verkünden, er ſelbſt ſei der beſungene ſiegreiche Held, verſinkt er in tiefen Kummer und nur die dringende und entſchiedene Aufforderung des Königs vermag ihn zum Reden zu beſtimmen.

Auch jetzt ſpricht er noch nicht ſogleich von ſich, ſondern mit zarter Rückſicht auf ſeinen Wirth und Gaſtfreund rühmt er zuerſt die Herrlichkeit des Mahles. Mit froher Sinnlichkeit preiſt er die vollen Tiſche; denn das iſt es eben, was Odyſſeus kennzeichnet, durchaus nicht unempfänglich zu ſein für die Reize des Wohllebens und dennoch ſolch ein Held. Indeſſen iſt doch beim Mahle der Sinnengenuß, wie wenig auch verachtet, nicht das einzige was er ſchätzt; die höchſte Würze deſſelben iſt ihm der Geſang. Während er aber ſeine Rückſicht für Wirth und Gäſte bekundet, ſetzt er auf die an ihn gerichtete Auf-

forderung kommend offen hinzu: auf daß ich noch mehr klagen muß und seufzen (13.), ähnlich wie VI, 173, hält es also hier wie dort nicht für Pflicht und Artigkeit, Sorge und Schmerz zu verbergen. Doch der Aufforderung zu folgen ist für ihn keine Frage, daher auch keine Gründe (etwa: weil du es sagst) sondern er fährt sogleich fort: was soll ich zuerst nennen? ist also nicht vorbereitet, hat nicht daran gedacht, erzählen zu sollen. Zuerst denn den Namen, nicht aus Ruhmsucht, sondern zur Gründung eines auch nach der Trennung dauernden Freundschaftsbundes: εἶμ' Ὀδυσεύς — trotz der Klagen nennt er doch freudig den Namen, den er mit solchen Ehren führt, und setzt mit Hochgefühl hinzu: ὃς πᾶσι δόλοισιν — nicht auf seine Heldenkraft, nur auf die ihm freilich vor Allen eigne Klugheit seinen Ruhm gründend, zugleich bezeichnend für den Geist des Volkes, welchem der höchste Ruhm nicht allein eine Frucht gewaltiger Kriegsthaten sondern auch geistiger Vorzüge schien. Und dann nennt er die Heimath, mit Liebe sie nebst ihrer Umgebung schildernd, deren Lieblichkeit, obwohl er ihre Mängel weder übersieht noch verschweigt, ihm doch nichts ersetzen kann. So gedenkt er der Lockungen, die ihn ferne halten wollten aber ihn nicht bewegen konnten. Nicht so, als ob er damit etwas Besondres meinte gethan zu haben; vielmehr ist ihm dies nur das Natürliche und würde Jeder an seiner Stelle dasselbe fühlen (34—36). Und dann beginnt er, ohne sich nochmals bitten zu lassen, die Erzählung.

Wie in der Ilias einzelne Kämpfe besonders ausführlich geschildert, andre z. z. s. mehr summarisch aufgezählt werden, ähnlich verfährt die Dichtung mit den Abenteuern des Odysseus, von welchen sogleich die beiden ersten ohne nähere Schilderung und Charakteristik nur mit wenigen Zügen erzählt werden. So bleibt das Interesse für einzelne hervorragende Ereignisse ungeschwächt, während doch durch jene der Eindruck der Menge und Größe (hier der Leiden, dort der Kämpfe) hervorgebracht wird. Indeß zeigen doch schon die ersten Stücke, wie man in den Fahrten des Odysseus nicht bloß die Geschichte einer mühevollen von vielen Hindernissen begleiteten und in die Länge gezognen Reise sah sondern zugleich auch etwas, wenn man so sagen darf, von einem Abenteurerzug. Beides nämlich zugleich. Nicht ein Abenteurer ist der Held, der aus Muthwillen auszieht, (oder gar aus Gewinnsucht) fremde Länder kennen zu lernen, sondern vor allem der Kriegsmann, der nach dem Fall der feindlichen Stadt

heimkehren will. Aber ganz fehlt doch auch jenes andre Moment nicht, die Lust zu kühnen Unternehmungen, das Verlangen und die Freude, Neues, Ungehörtes zu sehen und zu erleben. Diesen Charakter der Keckheit und Abenteuerlust zeigt schon das erste Stück von den Kikonen, wohin Odysseus zwar nicht freiwillig gekommen (der Wind trieb sie dorthin), deren Stadt er aber ohne alle Noth zerstörte. Auch bei den Lotophagen bestimmt ihn keine Noth, Boten auszusenden um das Land zu erkunden; hier ist es die Wißbegierde, die Lust am Neuen allein.

Vollkommen ausgesprochen ist dieses beim nächsten Abenteuer, wo ja ohne Gefahr Beute genug zu machen war und gemacht wurde. Dieses Interesse am Neuen, welches hier das einzige Motiv bildet, spricht sich auch in der Form der Erzählung aus durch die anticipirende Schilderung des Lebens und Charakters der Kyklopen. Reich und fruchtbar ist ihr Land, so daß es keiner Bearbeitung bedarf; aber was ihnen fehlt sind ἀγοραὶ und θέμιστες; der Mangel an Geselligkeit und an hiedurch bedingten festen Lebensordnungen ist es also, der feinere menschliche Bildung und Gesittung bei ihnen nicht aufkommen läßt.' Zunächst nun wird die dem Land der Kyklopen vorgelagerte Insel geschildert, keineswegs aber mit den Augen des Malers sondern des Landmanns. Reich an Ziegenheerden wird sie von keinem Menschen bewohnt, denn — es klingt fast wie Bedauern — die Kyklopen haben keine Schiffe, keine Meister solche herzustellen, wodurch die Insel bald wohl angebaut würde (ohne Handel also und Verkehr ist kein gesittetes Leben zu denken). Und doch wäre die Insel dafür so geschaffen, denn es fehlt ihr nicht an Graswuchs, nicht an Ackerfeld, auch nicht am trefflichen Hafen und — dem Griechen vor allem wichtig — an der Quelle lieblichen Wassers. Hieher also kommen sie zuerst, allerdings nicht freiwillig (142.), und es ist fast, als ob die ausführliche Schilderung der Finsterniß, während deren sie an dem so schwere Leiden drohenden Land ankamen, etwas Entschuldigendes haben sollte. Zunächst nun giebt es hier Jagdbeute in Fülle und köstlichen Schmaus. Jedoch das Land der Kyklopen ist so nahe und so beschließt Odysseus — und diesmal rein aus freien Stücken — den freilich allem Anschein nach nicht gefährlichen Zug. Und trotzdem daß die Entfernung so gering, das Wagniß somit unbedeutend, mit welcher Vorsicht verfährt Odysseus! Die andern Gefährten sollen hier bleiben; nur mit dem eignen Schiff und den eignen Leuten will

er sich an das unbekannte Land wagen, um — hier nennt er den Beweggrund selbst — die Menschen kennen zu lernen, ob sie Frevler, Wilde, Barbaren sind (diese Möglichkeit hat er also schon auch bedacht) oder gastfreundlich und fromm gesinnt (in welchem Fall es sich für den kühnen und wißbegierigen Seefahrer wohl lohnen würde sie kennen zu lernen).

So geht es denn dem Lande zu. Nahe der Küste zeigt sich ihnen schon die Höhle, und Alles, was wie ein Werk von Menschenhand erscheint, die Umzäunung mit Steinen, die Anpflanzung von Bäumen, wird aufmerksam betrachtet. Dabei kann es aber der Erzähler doch nicht unterlassen, anticipirend (denn s. 229.) des ungeschlachten Bewohners zu gedenken, der allein (die Einsamkeit ist ja die Mutter aller Rohheit) seine Heerden weidet, und seines Aeußern, welches nicht ist wie das eines brodessenden (somit schon kultivirten) Menschen und — nicht mit einem Thier (denn mit welchem Thier würde Odysseus nicht kämpfen können?) sondern, zugleich die Plumpheit trefflich bezeichnend, mit einem ungeheuren Felsstück verglichen wird.

Und nun noch einmal eine Auswahl — so vorsichtig verfährt Odysseus, ohne doch seinen Plan aufzugeben. Die andern Gefährten sollen bei dem Schiff bleiben und dieses bewachen; er selbst macht sich auf mit den zwölf besten, mit sich nehmend einen Schlauch (auch hier wird wie gewöhnlich die nähere Bestimmung, *αἴγεον*, nicht vergessen, grade so wie noch heutzutage der Bauer nicht zufrieden sein wird von Leder zu sprechen sondern sagen wird, welches Leder) voll süßen dunklen Weines — soviel schon zum Voraus von diesem, den er ohne Lob nicht nennen kann. Und nun die nähere Beschreibung dieses Weins, der freilich viel bedeutet in diesem Abenteuer. Woher? ist mit Grund beim Wein die erste Frage. Empfangen hat er ihn von dem Priester Maron (schon damals also hatten die Priester den besten Wein!) zum Dank für den demselben geleisteten Schutz, denn — seine Wohnung war dem Apollo heilig (also die Heiligkeit des Orts nur hielt von der Plünderung ab, freilich eine abergläubische Frömmigkeit, indessen doch Frömmigkeit). Jener gab noch andre Geschenke und so auch zwölf Schläuche dieses göttlichen Getränkes (auch hier wieder v. 205 dreifaches Lob). Doch die Beschreibung beginnt jetzt erst. Daß nur der Herr und die Frau des Hauses und keiner der Diener außer der Schaffnerin von dem Wein gewußt, bezeichnet seine Kostbarkeit; daß er mit Wasser gemischt wurde im Verhältniß von eins zu zwanzig,

ſeine Stärke; daß er auch dann noch ſo köſtlich duftete und unwiderſtehlich zum Genuß einlud, ſeine bezaubernde Lieblichkeit. Von dieſem Wein alſo füllt Odyſſeus einen Schlauch und außerdem noch einen Sack mit Speiſevorrath für den anzutretenden Gang, denn — die ſcheinbare Zufälligkeit des Vorhandenſeins dieſes wunderbaren Mittels kann nicht unmotivirt bleiben — er ahnte einen gewaltigen wilden Mann zu treffen, nicht kennend Recht und Geſetz (*εἰδότα*, denn für Homer iſt Wiſſen und Geſittung noch ungetrennt, der Weiſeſte immer auch der beſte ꝛc.).

So kommen ſie denn zur Höhle, deren Bewohner ſie nicht antreffen, *ἀλλ' ἐνόμενε* — (wieder anticipirend). Die Betrachtung der Höhle erfolgt wiederum mit dem praktiſchen Auge des Landmanns, da ſind voll die Ställe von Lämmern und Widdern, alle wohl geordnet nach Geſchlecht und Alter, geordnet und gefüllt die Gefäße (ſolches vermögen wohl auch die Kyklopen, ohne aber darum ſchon beſſerer Sitte theilhaftig zu ſein). Da bitten den Odyſſeus die Gefährten, von den Vorräthen zu nehmen und zum Schiff zurückzukehren. Er ſelbſt kann freilich, indem er es erzählt, nicht umhin zu wünſchen, daß er ihnen gefolgt wäre; dennoch bezeichnet es ſeinen ritterlicheren Charakter, daß er ſich nicht entſchließen kann ſo hinwegzugehen. Er iſt nicht ohne Sorge, aber gewagt muß es werden; ſein Verlangen iſt den Mann zu ſehen und mit ihm Bekanntſchaft zu machen (denn dies, weniger die Rückſicht auf Gewinn, wie mächtig dieſe auch ſonſt ſei, liegt hier in *ξείνια δοῦναι*). Freilich kann er auch hier ſchon nicht anders als klagend andeuten, wie wenig nach Wunſch es mit dieſer Bekanntſchaft geworden.

So verweilen ſie alſo den Bewohner der Grotte erwartend, welcher bei ſeinem Eintritt ſchon durch ſeine Erſcheinung (er bringt *ὄβριμον ἄχθος* und macht *ὀρυμαγδόν*) Schrecken erregt, welches Gefühl unumwunden zu geſtehen Odyſſeus ſich nicht ſchämt. Zunächſt nun zeigt ſich Polyphem als ſorgſamen ordnungsliebenden Landwirth (welches alſo, wie hoch auch geſchätzt, noch kein Kennzeichen menſchlicher Geſittung ſondern recht wohl mit Rohheit vereinbar) 237—249, und erſt nach dieſer Schilderung läßt ihn der Dichter der Gäſte gewahr werden. Dieſelbe Frage, welche hier Polyphem an die Fremden richtet, thut auch Neſtor III, 71—74, weshalb man bald hier bald dort die Echtheit der Stelle hat bezweifeln wollen. Aber an unſrer Stelle gewiß iſt der Zweifel unbegründet. Denn die Antwort des

Odyſſeus ſetzt keine durch beſondre Barbarei ſich auszeichnende Anrede voraus, und wenn die Angeredeten beſtürzt ſind, ſo iſt dies nicht geſchehen durch den Inhalt der Worte ſondern nur durch die Stimme und die Erſcheinung des Sprechenden (257.). Es darf alſo wohl als bezeichnend angeſehen werden, daß der Dichter dem Polyphem beim Empfang keine andern Worte in den Mund legt als andern Menſchen; derſelbe rückt ja überhaupt mit ſeinen Abſichten nicht ſofort heraus (Liſt und Schlauheit ſind auch dem griechiſchen Dichter noch nicht an ſich bewundernswerth ſondern nur mit edler Geſinnung verbunden, an ſich können ſie auch dem Barbaren eigen ſein). Doch iſt darum der Empfang bei Neſtor dem gegenwärtigen keineswegs gleich. Denn der Unterſchied liegt ja darin, daß dort die Gäſte zuerſt bewirthet werden, während Polyphem ohne vorher die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu erfüllen, die Frage erhebt.

An der Antwort des Odyſſeus iſt zuerſt zu bemerken, daß er nicht, wie es ſonſt Sitte, die Gedanken der Frage berückſichtigend mit *οὔτε — οὔτε* erwiedert (ſo wenig war jenes zutreffend, daß es nicht nöthig war, eine ausdrückliche Verneinung vorauszuſchicken). Die Antwort ſelbſt iſt aber ebenſowenig ruhmredig als unterwürfig.. *ἡμεῖς* — beginnt er, ſich in keiner Weiſe von ſeinen Gefährten unterſcheidend (ohne freilich hinter die Andern ſich zurückzuziehen, für welche er ja das Wort nimmt), und ſowie er ihre Noth nicht verſchweigt verbirgt er auch nicht den Ruhm ihrer Thaten. Aber keines von beiden ſoll den Rieſen beſtimmen gaſtfreundlich zu ſein, ſondern ein Höheres, die Ehrfurcht vor den Göttern; auf dieſes allein geſtützt bittet er würdig und doch ohne Stolz ihm und den Seinigen Gaſtfreundſchaft zu gewähren.

Aber dieſe Erinnerung an eine höhere Macht, vor welcher auch er, der Gewaltige, ſich zu beugen habe, noch dazu von einem ſo winzigen Menſchenkind ausgeſprochen, hat den Rieſen ſtatt ihn zur Güte zu bewegen beleidigt, ſo daß er herauspolternd erklärt, ſolche Furcht nicht zu kennen, durch dies hoch- und übermüthige Gebahren aber freilich (unabſichtlich) doppelte Vorſicht bei Odyſſeus erweckt. Aber trotz dieſer rohen Selbſtüberſchätzung verſchmäht er nicht den Gaſt mit Liſt zu täuſchen, indem er ſich ſo ſtellt, als werde er zwar nicht um der Götter willen aber aus eignem Antrieb Schonung üben, und ſcheinbar theilnehmend nach dem Schiff der Fremden ſich erkundigt. Nur iſt er damit bei Odyſſeus an den Unrechten gekommen. Hatte

dieser in der ersten Antwort durchaus nichts Unwahres berichtet (die Lüge ohne Noth verschmäht Odysseus, es sei denn im Scherz und und Uebermuth), so hat er jetzt sofort eine wahrscheinlich klingende Erwiederung über sein Schiff und seine übrigen Genossen bereit. Aber mit keinem Wort berührt er die Aeußerung des Kyklopen über sein Verhältniß zu den Göttern (er will ihn weder reizen, noch auch durch kriechende Schmeichelei und Zurücknahme seiner früheren Worte den Eindruck derselben verbessern), noch wiederholt er seine Bitte, geschweige, daß er sich zu dringenderem Flehen verstünde. Er steht vielmehr schon halb auf dem Kriegsfuß und antwortet daher nur soviel als eben nöthig der Frage des Kyklopen zu begegnen. Aber der Inhalt seiner Antwort ist doch ein solcher, der doppeltes Mitleid erregen und bei jedem, der eben kein Unmensch, um so sicherer gastliche Aufnahme gewinnen mußte. Um so bestialischer erscheint der Kyklop, indem er auf solche Mittheilung hin nichts erwiedernd sofort zwei der Fremden ergreift, um sie zu verzehren. Nicht macht er allen zusammen den Garaus, wie er doch konnte; es ist also nicht etwa wilde Kampf- und Mordlust sondern (noch unedler) die reine Gier nach dem Fraß. Auch hiebei verfährt er mit einer gewissen Oekonomie, immer nur zwei verzehrend und die andern sparend, und mit einer gewissen Ordnung (*μελεϊστι ταμὼν ὠπλίσσατο δ.*). Aber um so unmenschlicher ist seine Behandlung der Fremden (289—90) und sein Gebahren beim Fraß (292 f.). Odysseus mit den Uebrigen macht keinen Versuch eines Widerstandes (der war also ganz unmöglich und Unmögliches zu versuchen ist nicht seine Sache), sie können nur weinend das Schreckliche mitansehen. Wie aber nach dem schrecklichen Mahl der Kyklop ausgestreckt in der Höhle liegt, da kommt ihm der Gedanke der Rache. Aber freilich auch sofort ein andrer. Denn nicht so ist Odysseus, daß er überall nur mit kaltem Blut erwägt, ohne heftiger Leidenschaft fähig zu sein; er ist vielmehr leidenschaftlich, von Liebe und Haß aufs heftigste bewegt und zu raschem Entschluß geneigt, nur eben so daß ihn doch auch in der Aufwallung die Besonnenheit nie verläßt. Diese Vereinigung zweier sonst so verschiedner Seiten macht ja gerade seinen wunderbaren Charakter.

Die Sache muß also verschoben werden und damit wird es auch unmöglich einer Wiederholung des Frevels vorzubeugen. Denn nicht so schnell wird der neue Plan erfunden und ausgeführt, nicht etwa sogleich in der ersten Nacht während der Kyklop schläft die Waffe

gegen ihn geschmiedet. Nicht so leicht und schnell also läßt der Dichter seinen Helden aus der Noth und Gefahr entkommen, nicht so leicht und schnell seine Listen ersinnen und vollenden (die wohl überlegt und vorbereitet sein müssen), wohl aber freilich auch in der Fortdauer der Noth doch nicht verzagen und das Erdachte mit Ruhe und Festigkeit durchführen. Auch nicht wie mit einem Schlag findet er sofort das beste Mittel, sondern hin und her erst überlegt er (316), freilich nicht ohne doch das Rechte zu finden. Nicht die eignen Waffen sollen dem Helden dienen, Waffen also, deren der Kyklop entbehrt, sondern aus dessen Vorrath selbst wird das Werkzeug zum Vollzug der Rache hergestellt. Aber die mächtige Keule, deren Größe und Dicke sie staunend betrachten, wird erst kunstgerecht bearbeitet, ein Werk, woran Alle theilnehmen müssen, doch so daß Odysseus das verrichtet, welches am meisten Geschick erheischt. Dann soll auch hier das Loos entscheiden, wer im entscheidenden Moment anzupacken habe; obgleich doch Odysseus seine Leute kennt, will er keinen zurücksetzen, keinen auch nach eigner Willkür möglicher Gefahr preisgeben; und das Geschick ist so freundlich, diejenigen zu bestimmen, die er selbst gewünscht. Allein nur die Gefährten läßt er loosen; seine eigne Theilnahme versteht sich von selbst. Nun aber wartet Odysseus nicht den nächtlichen Schlaf des Kyklopen ab, um seine List auszuführen, d. i. ihn zu blenden (in diesem Fall konnte der vor Schmerz Erwachende die Nachbarn herbeirufen und so die Rettung vereitelt werden; dem war durch die List mit dem Namen Οὖτις vorzubeugen und solche List am besten bei dem trunknen anzuwenden), sondern nachdem wieder die gewöhnlichen Geschäfte besorgt und der Kannibalismus wiederholt ist, tritt Odysseus zu ihm hin mit der verführerischen Gabe des Weins.

Die List des Helden zeigt sich nun besonders darin, daß er nicht schmeichelnd (welches ja hätte Argwohn erregen müssen) sondern mit Vorwürfen zum Kyklopen redet, sein Geschenk aber mit der Absicht motivirt, sich dadurch die Freilassung zu gewinnen (wodurch gleichfalls möglichem Argwohn begegnet wird). Der Kyklop aber, der in der eignen Wohnung nicht nur den Fremden Gastfreundschaft verweigert sondern sich sogar an ihnen selbst vergreift, ist doch so gierig deren Geschenk anzunehmen und sogar noch mehr zu fordern. Aber zu der thierischen Rohheit kommt auch hier die teuflische Grausamkeit, daß er mit gütiger Rede die Fremden betrügen will, nicht um ihrer Herr

zu werden (was er ja ſchon iſt) ſondern aus reiner Bosheit, um ihnen Hoffnung zu machen, aus der ſie dann mit deſto größerem Schrecken ſollen geriſſen werden. Denn dies bedeutet ja auch die Frage nach dem Namen (355), nämlich den Wunſch, Freundſchaft zu ſchließen, und das Folgende ohnehin. Aber nicht ſogleich antwortet Odyſſeus; erſt nachdem der Gierige ſo maßlos genoſſen, daß die Sinne ihm vom Wein gefangen wurden, erſt jetzt wagt der durch jene freundlichen Worte nicht getäuſchte Held den köſtlichen Trug der Namensänderung, nicht ohne vorher zu erinnern, doch ja mit dem verſprochenen Gaſtgeſchenk Wort zu halten, wodurch der Anſchein entſtund, als ſei er wirklich von jenem Verſprechen getäuſcht, und womit auch die Namensbezeichnung glaubwürdiger wurde. Der Kyklop aber offenbart auch trunken ſeine Bosheit, indem er nun zum Dank für die erhaltne Gabe dem Geber hohnlachend ankündigt, ihn bis zuletzt aufſparen, alſo am grauſamſten martern zu wollen.

Damit iſt aber auch des Kyklopen Leiſtungsfähigkeit im Genuß erſchöpft; er ſinkt und wird vom Schlaf überwältigt. Wenn hier die alte Dichtung nicht verſchmäht, auch das Ekelhafteſte derb und draſtiſch zu ſchildern (373—74), ſo wird bei ſolchen Punkten der Unterſchied zwiſchen der Poeſie und den plaſtiſchen Künſten wohl im Auge zu behalten ſein. Was der Maler nicht wagen durfte, dem Dichter kann es Freude machen, den Unmenſchen in der Häßlichkeit ſeiner Beſtialität zu betrachten. Jetzt alſo iſt der Augenblick für Odyſſeus gekommen, ans Werk zu gehen. Das Holz wird glühend gemacht, die Gefährten noch ermuthigt (denn ſo gefährlich wie unumgänglich nöthig iſt das Wagſtück). Und wie der rechte Punkt der Gluth erreicht iſt, geht es zur langerſehnten That. Der ganzen Schilderung fühlt man das Behagen, die innige Freude an, die der Held bei der Erzählung ſeines Meiſterſtreichs empfindet. Und ein Meiſterſtreich iſt es auch in der Ausführung, kunſtgerecht in jedem Punkt. Nicht allein arbeitet Odyſſeus, er läßt die Andern theilnehmen, aber er ſelbſt nimmt das Schwierigſte, das am meiſten Kraft und Geſchick erfordert. Ein Gleichniß (ſo ſchwer iſt es ſich von dem Bild zu trennen) verſinnlicht das Regelrechte, Kunſtgeübte des Verfahrens; ein zweites die treffliche Wirkung, das Ziſchen des Auges, das den Racheſehnenden — wir würden ſagen wie Muſik — zu erfreuen ſcheint.

So lange alſo verweilt die Dichtung bei dieſem Vorgang, der doch nur als das Werk eines Augenblicks zu denken iſt. Denn ſofort

schreit der Riese laut auf, daß der Fels ertönt, und ruft den Nachbarn, deren Einmischung durch die klug berechnete List des Helden glücklich abgewendet wird. (Wobei nur an der Frage die Gleichmäßigkeit mit dem sonstigen Gebrauch: ists dies — oder das — oder? zu bemerken, an ihrer Antwort aber 410—12, wie den Unholden zwar etwa noch gegenseitige Vertheidigung beim Angriff eines Fremden, nimmermehr aber Theilnahme und Beistand in Krankheit geboten und ersprießlich dünkt.) Mit herzlichem Behagen hat der Held das Verfahren und den Erfolg der Blendung erzählt, aber ausgesprochenermaßen belustigt (413) ist er erst über das Gelingen der List mit dem Namen. Zugleich steht aber auch diese Heiterkeit des Odysseus in offenbarem Gegensatz zu dem Jammern Polyphem's (415), — so sehr hat sich das Blatt gewendet. Allein die Gefahr ist noch lange nicht vorüber. Obgleich von der Klugheit der von ihm verachteten Fremden belehrt, denkt der Kyklop doch nicht daran etwas wie eine Verständigung zu suchen; wie das Thier, das keine Versöhnung kennt sondern nur von Gewalt weiß, so sucht er jetzt noch sich der Fremden zu bemächtigen, und da ihm kein andres Mittel bleibt, versucht er's mit List. Freilich eine lächerliche List für Odysseus (419); er und in eine solche Falle gehen! Aber wenn auch der Plan des Kyklopen so plump ist, daß er einem Odysseus nicht kann gefährlich werden, — das rechte Mittel, wie zu helfen, kommt ihm nun doch nicht s. z. s. wie der Blitz in den Sinn. Hin und her überlegt er, wie die Sache am besten zu machen (420—23), allerlei erwägt er (*πάντας δόλους*), bis er sich endlich entscheidet. Wiederum muß das eigne Besitzthum des Kyklopen zur Rettung dienen (die *ἄρσενες οἶες* und die *λύγοι*). Für seine Gefährten sorgt er zuerst, für sich selbst aber nimmt er den stärksten Widder — ist er ja doch nicht durch Klugheit allein sondern auch durch Leibeskraft und Größe vor ihnen ausgezeichnet. Diese Veranstaltungen aber werden nicht erst am Morgen vorgenommen, wie es zum Austreiben der Heerde geht, sondern (schon bei guter Zeit) noch in der Nacht und nach solcher Vorbereitung der Tag erwartet.

Trefflich gelingt die List. Wie jedoch Odysseus zuletzt für sich gesorgt, so kommt er auch der letzte aus der Höhle und gerade bei ihm entsteht noch eine Verzögerung. Wenn auch der Kyklop nichts davon weiß, daß sein Lieblingsthier seinem gefährlichsten Feind zur Rettung dient, bedeutungslos ist es doch nicht, daß es gerade dieser

iſt. Wenn nun Polyphem das Thier wehmüthig und zärtlich anredet, ſo ſieht man freilich auch hierin das Wahrheitsgefühl des Dichters, der ſich kein menſchlich ſprechendes Weſen ohne einen Hauch menſchlichen Empfindens denken kann, aber ebenſoſehr, wie ſolche natürliche Gutmüthigkeit dem Dichter noch himmelweit entfernt iſt von menſchlicher Geſittung, da derſelbe, welcher einem Thier Zärtlichkeit beweiſt, der ärgſten Bosheit und Grauſamkeit gegen Menſchen fähig iſt.

Aber auch jetzt, nachdem die Höhle glücklich verlaſſen, gilt es noch Vorſicht zu üben (πολλὰ περιτροπέοντες) und Odyſſeus verbietet, nach Erreichung des Fahrzeugs nicht mit Worten ſondern nur durch Winke, die verlornen Gefährten laut zu beweinen. Die Schafe freilich, die zur Rettung gedient, werden, nachdem Odyſſeus vorher ohne Wiſſen des Beſitzers deren zu nehmen ſich geweigert (226—28), jetzt im Kriegszuſtand als willkommne Beute mitgenommen. Allein nun, nur der Rettung froh, ſich eilend davon zu machen, kann Odyſſeus' Sache nicht ſein; der Feind ſoll wiſſen, wen er beleidigt und wer ihn ſiegreich bekämpft, der Feind ſoll mit Scham und Verdruß den Spott des triumphirenden Helden hören; ſo iſt überall nicht Verſchlagenheit allein ſondern ritterliches Verhalten, ohne welches jene kein Ruhm, das Unterſcheidende an Odyſſeus' Charakter. Nicht bloß beſchädigen und berauben, ſondern kränken will er den Feind. Die erſten Worte ſprechen nur Unwillen und Entrüſtung aus und erinnern den Frevler an die wohlverdiente Vergeltung; ſo voll Grimmes über die unmenſchliche Geſinnung iſt der Held, daß er trotz der Abſicht zu kränken zunächſt doch nicht anders als ernſthaft, nicht ſpottend ſprechen kann. Aber kaum hat der Kyklop die erſten Worte vernommen, ſo verſucht er noch mit einem furchtbaren Wurf die Gegner zu erreichen. Daß Odyſſeus es unnöthigerweiſe zu ſolcher Gefahr kommen läßt, darf man nicht mit ſeinem Charakter unvereinbar finden, man müßte denn auch dies daß er die Höhle des Kyklopen betreten für ihm fremdartig erklären. Freilich kannte er damals dieſen noch nicht, aber die Gefahr war dort auch größer als hier. Trefflich bezeichnet nun das Weitere des Odyſſeus Charakter. Die Vorſicht gebraucht er allerdings, das Schiff erſt in größere Entfernung zu bringen — ſich nicht warnen, nicht belehren zu laſſen iſt nicht ſeine Sache; aber ebenſowenig läßt er ſich durch die abmahnenden Bitten der Gefährten bewegen — denn unritterlich dem Feind entfliehen, iſt iſt ebenſowenig ſeine Sache. Aber jetzt nur noch wenige

Worte *κεκοτηότι θυμῷ*; der Groll über den Elenden läßt ihn nur noch dazu kommen, den verdienten Hohn über die Züchtigung des sich so mächtig dünkenden auszusprechen mit der stolzen Erklärung wer es sei, der ihm solches gethan. Da gedenkt der Kyklop einer alten Weissagung, die ihm dieses Geschick prophezeit. Wenn er aber nun nochmals versucht, seinen Gegner mit plumper Schmeichelei zu betrügen, so gehörte ihm dafür allerdings eine Züchtigung, wie er sie durch Odysseus' Hohn 523—25 erfährt. (526—36 wird wohl als Nachdichtung zu betrachten sein; nur noch nicht auch mit H. Düntzer 518—525.) Der letzte Versuch des Wüthenden aber, sich zu rächen, mißlingt so sehr, daß er nur die Rettung seines Gegners beschleunigt.

III. Homerische Charaktere.

Keine dichterische Schöpfung kann in höherem Grad und Umfang Gemeingut der gebildeten Welt genannt werden als die Gestalten der Ilias und Odyssee, und wie könnte das allgemeine Urtheil in deren Auffassung wesentlich irre gehen? Dennoch bleibt es zu beklagen, daß uns eine sorgfältige Darstellung dieser, der wichtigsten, Seite der homerischen Dichtung noch immer fehlt, welche, daran ist kein Zweifel, manchen bisher nicht beobachteten Zug enthalten würde. So haben wir trotz aller Thätigkeit auf dem Gebiet der Homerforschung keine umfassenden Darstellungen wie die von Gervinus u. A. über Shakespeare, und während zahlreiche Monographieen über die Charaktere neuerer Dichter in das Verständniß derselben einzuführen suchen, deren Verdienst gewiß nicht zu unterschätzen ist (man nehme beispielsweise die schönen Aufsätze von Kuno Fischer und David Strauß über Nathan den Weisen), haben wir für Homer hiezu kaum einen Anfang. Höchstens bei einer kritischen Frage geschieht es einmal, daß der Charakter eines Helden in Betracht gezogen wird, und da sieht sich z. B. Nitzsch genöthigt auf Schubarth zu verweisen, ein Buch das man nur gesehen haben muß (die Personen werden wie Theaterfiguren charakterisirt, z. B. Aias: plumper Krieger u. s. w.), um das völlig Ungenügende zu erkennen. Freilich, man setzt ja diese Dinge als keinem Bedenken unterworfen einfach voraus; wie sollte ein solcher Gegenstand die Mühe der Betrachtung lohnen? Aber die Voraussetzung ist falsch; es ist nicht an dem, daß die gelehrten Homerforscher über diese Punkte im Reinen sind; dies zeigen die kurzen hie und da in literarhistorischen Büchern vorkommenden Charakteristiken, dies zeigt sich namentlich, wenn einmal bei einer kritischen Frage ein solcher Punkt zur Erwägung kommt. Also um der Kritik willen ist es der Wissenschaft würdig auch einmal einen solchen Punkt zu erwägen, um der Sache selbst willen aber nicht! Diese Bemerkungen sollen nicht gemacht sein um zu tadeln sondern um anzuregen, die

Betrachtung doch solchen Gegenständen zuzuwenden, welche lohnender sind als man zu glauben scheint. Im Folgenden soll nur der Versuch einer kurzen Charakteristik gemacht werden nicht aller, nicht einmal aller Hauptpersonen, sondern nur solcher, deren gewöhnliche Auffassung nicht ganz zutreffend ist.

Achilles.

Da ist es denn sogleich der größte Held der Ilias, Achilles, mit seinen Allen wohlbekannten Zügen, dessen Bild doch wohl nicht richtig dargestellt wird, wenn z. B. Bergk (LG. 818.) in ihm nur den jugendlichen Helden sieht „der von hohem Selbstgefühl erfüllt nur ungern Andre über sich duldet, der gewaltig in der Feldschlacht nicht minder groß erscheint in seinem Groll, dessen höchstes Ziel der Ruhm, um dessen willen er gern auf langes Leben verzichtet, der obwohl leidenschaftlich bis zum Uebermaß doch für zartere Empfindungen nicht unzugänglich ist, der nirgends den angebornen Adel einer großartig angelegten Natur verleugnet." Mit alledem ist doch nicht klar ausgesprochen, wie wohl erwogen auch die einzelnen Prädikate sind, worin denn die wahre Größe Achill's besteht, ja es wird sogar durch das nicht ganz zutreffende Urtheil, daß er Andre ungern über sich dulde, die schiefe Vorstellung erweckt, daß hieraus sein Groll entspringe, und was bliebe in diesem Fall Großes daran? Das Uebrige ist richtig, trifft aber nicht den Hauptpunkt. In ähnlicher Weise wird uns überall versichert, es sei der Zorn, der Achill zum Haupthelden der Dichtung mache*). Allein inwiefern ist der Zorn an sich bewundernswerth? Groß ist allerdings die Beständigkeit und Unerbittlichkeit seines Zürnens, aber auch dies nicht an sich, sondern — und das ist doch die Hauptsache — um deßwillen, weßhalb er zürnt. Die Größe Achill's besteht — um es mit einem Wort zu sagen — in seinem unbedingten Hochhalten des Rechts. Er kann es nimmer über sich gewinnen mit dem Unrecht zu paktiren. Daß er nicht der Oberste ist im Heer, ist allerdings bedeutsam; es ist dasselbe wie bei Sieg-

*) Anders, doch kaum richtiger, O. Müller LG. I, 84: Homer habe seinen Helden als nach etwas Uebermenschlichem und Unmenschlichem ringend aufgefaßt, daher verfalle er aus einem Uebermaß der Leidenschaft in das andre; dennoch sei er der erste, größte und erhabenste Charakter der Ilias u. s. w. Uebrigens versteht es sich, daß diese und solche Bemerkungen gegen O. Müller, Bernhardy, Bergk nicht geringschätzig gemeint sind. Der Specialist kann freilich an solchen Werken Manches vermissen, wird aber gerne bekennen: *μωμήσεται τις μᾶλλον ἢ μιμήσεται.*

fried, welcher auch als Gunther's Dienstmann auftritt, und in andern analogen Fällen; obgleich nicht der höchste an Macht und Rang, ist er doch Allen voran an persönlicher Größe, um so höher also sein Ruhm. Daß er Andre ungern über sich duldet, ist nicht richtig, vor und nach dem Streit denkt er nicht daran Agamemnon's Vorrang zu bestreiten und nie auch während des Streites kommt es ihm in den Sinn sich an die Spitze zu stellen. Richtig ist aber allerdings, daß ihn die Scheu vor dem Oberfeldherrn nicht abhält, dessen Ungerechtigkeit entschieden zu rügen und zu verdammen. Das Recht geht ihm eben über Alles. Obgleich hiefür auf die Analyse verwiesen werden kann, schien es doch um der Wichtigkeit der Sache willen dienlich, diesen Punkt besonders zu besprechen. Aber freilich kann hier nicht Alles wiederholt werden. Man erinnere sich also nur, wie Achill die erste eigentlich für das Heer bestimmte Rede hochachtend an Agamemnon richtet, wie er dann (denn sein Versprechen an Kalchas enthielt keine Geringschätzung Agamemnons und war von diesem auch nicht so aufgenommen) den Oberfeldherrn bittet dem Priester die Tochter zurückzugeben (denn dies war ein Opfer, zu dem jener nicht verpflichtet war) und nur gegen die ungerechte Forderung desselben entschieden sich ausspricht, wie er dann obgleich nicht selbst direkt bedroht und obgleich Agamemnon durch eine Wendung des Gesprächs die Fortsetzung des Zwistes zu vermeiden sucht entschieden bei der Sache beharrt u. s. w., um hierin den Hauptpunkt zu erkennen. Nicht die höhere Stellung Agamemnons verleidet ihm den Aufenthalt im Lager, nur mit der Ungerechtigkeit solcher Führung kann sich seine reine Seele nicht vertragen; darum denkt er, der kriegerische den Ruhm über Alles liebende Held, daran heimzukehren, darum bleibt er dem Kampfe ferne.

Liegt hierin vor Allem Achill's Größe, so ist darin auch sein tragischer Charakter begründet. In der Einseitigkeit seines Idealismus (denn ein solcher ist es ja dem Wesen nach) übersieht er, daß es in der Welt eine Vielheit von Pflichten gibt, deren Verbindung die wahre Lebensweisheit ausmacht. Er denkt nicht — und es ist dies echt jugendlich — daß summum jus summa injuria. Indem er nur die eine Aufgabe des Festhaltens am Recht, des Widerstandes gegen Unrecht, und diese mit aller Festigkeit seiner Heldennatur erfaßt, vergißt er alle andern Pflichten gegen die Seinigen. Sein Standpunkt ist somit ganz der des fiat justitia et pereat mundus.

Er ist im Epos was Antigone im Drama. Wie diese von zartester Liebe erfüllte Seele durch ihre starre Unbeugsamkeit gegen das ungerechte Verbot der Bestattung des einen Bruders, dem zu gehorchen sie für sündlich halten würde, dem sie also nicht gehorchen kann, ihren eignen und des Geliebten Untergang herbeiführt, ohne auch nur jenen Zweck der Bestattung des Bruders zu erreichen, ebenso ergeht es Achill. Er, der von der wärmsten Fürsorge für das Heer erfüllt nur dessen Rettung gewollt, nur dieses gegen alles Unrecht zu schützen bestrebt war, bringt eben hiedurch, durch dieses unerbittliche Festhalten am Rechtspunkt, über sich und die Seinigen unendliches Wehe, viel größer, ja nicht zu vergleichen mit demjenigen, welches er abzuwenden für seine Pflicht gehalten. Wer solches Thun mit dem herkömmlichen Ausdruck: Schuld benennen will, mag es immerhin thun. Vielleicht wird die Aesthetik einmal einen passenderen Namen für solche Haltung finden. Denn in Wahrheit ist es doch nur die Einseitigkeit des Idealismus, der Glaube an die einzige Geltung des Idealen, dem jede andere Rücksicht nachzustellen sei, und Mangel an Einsicht in die Verhältnisse der wirklichen Welt, worin jene Schuld besteht.

Dieser Idealist (man wird sich ja an dem Ausdruck nicht stoßen) ist nun aber nicht ein trockner Philosoph, ein die Welt und das Leben pessimistisch betrachtender, lieblos und kalt kritisirender Jüngling, sondern vor allem der tapferste hochherzigste Kriegsheld, der den Krieg freilich nicht als Handwerk treibt aber freudig auszieht, Mühe und Gefahr zwar kennend aber nicht scheuend, der wie jeder Grieche den Werth und die Schönheit des Daseins und auch die Güter dieser Welt zu schätzen weiß aber den Ruhm liebt über Alles; dennoch will er lieber Allem entsagen, was ihm sonst des Lebens höchster Schmuck und Zierde ist, als der Ungerechtigkeit sich fügen. Nicht ist er von Natur hart und schroff; ist er doch der mildeste, weichste, zarteste der Helden, der liebevollste treueste Freund, schonend und mitleidig gegen den Feind, und wenn er voll tödtlichsten Hasses und Grausamkeit ist gegen den Feind, der ihm den liebsten Freund erschlagen, so ist es nur um diesen zu rächen, doch auch hier ist er ja nicht unversöhnlich, — und bei all dieser natürlichen Weichheit die unerbittliche Festigkeit und Unbeugsamkeit in seinem Entschluß! Aber nicht ist es jugendliche Heißblütigkeit, was denselben erzeugt, nicht kindischer Trotz, was ihn davon nicht loskommen läßt, es ist überall nichts Unbesonnenes, nichts Uebereiltes in seinem Wesen; nicht minder kundig als die

andern Helden, nur nicht so erfahren wie Nestor und listig wie Odysseus, ist er voll klaren Verstandes, scharf und bestimmt im Urtheil, daher angesehen im Rath wie in der Feldschlacht, ein Meister treffender schlagender Rede. Aber bei dieser vollen geistigen Mannesreife, dieser Umsicht und Besonnenheit doch die unbedingte Hingabe an das Eine, das ihm das Höchste, von dem auch nur haarbreit abzuweichen er sich selbst ungetreu werden müßte. Soviel also zeigt uns das Gesammtbild, wie es jedem in der Erinnerung lebt (wer sich die Mühe giebt alle einzelnen Stücke zu analysiren, wird immer noch Neues entdecken können): einen wunderbaren Reichthum von Heldentugenden und dabei doch einen Alles durchdringenden Grundzug.

Es ist nur naturgemäß, wenn es bei andern, älteren Helden nicht in gleicher Weise ein einziger Zug ist, der so bestimmt wie bei Achill hervorleuchtet. Doch sind ja alle Gestalten so klar und lebendig gebildet, daß es nicht schwer sein kann, auch hier das Unterscheidende herauszufinden. Einer der ersten und wie in der Dichtung so gewiß überhaupt im Alterthum gefeiertsten Helden ist der Telamonische
Aias. Aias, dessen Heldenthum jedoch die Mehrzahl der modernen Leser scheint nicht gebührend zu würdigen. Aber ist es denn nicht so, daß eine gewisse Plumpheit, trotziges Selbstvertrauen, Vertrauen nämlich auf die rohe physische Kraft, den Charakter dieses Helden ausmacht? Und doch erscheint er in der Dichtung überall als hochangesehener Held, der Hort der Seinigen, der Schrecken des Feindes. Nicht Plumpheit soll man sagen, sondern männliche Festigkeit ist es, was ihn auszeichnet. Nicht minder geistig als leiblich fest und stark, hat er das stolze sichre Selbstvertrauen, welches starken Naturen eigen ist, ohne dieses doch zur Ueberschätzung seiner selbst und zur Unterschätzung Andrer zu treiben. Mit dieser Männlichkeit seines Wesens stimmt es wohl zusammen, daß er nicht der Erste ist beim Angriff (VI, 5. ist ein Punkt mitten im Kampf), aber der letzte beim Rückzug; sein Stolz ist nicht, rasch und stürmisch vorzudringen, welches er Andern überläßt, wohl aber von der Stelle, die er einmal eingenommen, bis zum Aeußersten nicht zu weichen. Hektor's siegreicher Gegner, ist er nicht der vorderste an den Mauern der Stadt, aber bei der Erstürmung des Schiffslagers der letzte, der Stand hält. Damit stimmt es ferner sehr wohl, daß er meist nicht selbst aus freien Stücken an den gefährlichsten Punkt des Kampfes eilt sondern von den bedrängten Freunden gerufen als letzter Schutz und Hort in der Noth, der dann

aber auch treu und fest bis zum Ende aushält. Aber, wie gewaltig auch im Kampf, ist er wohl im Rath unbedeutend? Dies wird man doch nicht sagen dürfen von dem, den eine ob auch vielleicht jüngere Dichtung zum Theilnehmer der Gesandtschaft an Achill machte. Zwar zuletzt und nur Weniges spricht er, aber seine Rede ist gewiß nicht die schwächste der hier gehaltenen (bringt sie doch auch nach den erschöpfenden Reden der Andern noch ein neues Moment), und ihm weiß Achill am wenigsten zu antworten sondern muß sich begnügen auf die schon versicherte Unauslöschlichkeit seines Grolls sich zu berufen. So stellt Aias, der seiner Kraft und seines Werths sich bewußt es nicht nöthig hat sich geltend zu machen und daher gern abwartend seine Kraft spart, bewußt doch der zu sein der er ist ob auch nicht an der Spitze der Andern, er stellt überall seinen Mann, wohin er gerufen wird. Aber es fehlt bei ihm wohl an einer „höhern Idee", für die er kämpfe. Wie? Ruhm für sich zu ernten und den Freunden Beistand zu bringen, dafür kämpfen doch wohl Alle und Aias nicht weniger. Und ist dies nicht schon ein Ideales? Mannestüchtigkeit und Manneswürde sind ihm das Höchste; an diesen festzuhalten und keinen Schritt zu weichen, heißt doch wohl auch für eine Idee kämpfen.

Daß der Charakter Achill's von Bergk (und somit wohl auch von Andern) irrig aufgefaßt wird, geht auch aus dessen Bemerkung über Hektor hervor, daß dieser „für eine höhere sittliche Idee" kämpfe. Abgesehen davon, daß diesem Urtheil eine wie gezeigt ungenügende Würdigung Achill's zu Grunde liegt, ist es auch für Hektor nicht richtig. Denn wenn man nicht bloß auf den berühmten Vers XII, 243. sondern, welches ja doch entscheidend ist, auf die ganze Haltung Hektor's sieht, so verhält es sich eben nicht so, daß er „für das Vaterland und die Seinigen das Leben dahin giebt". Nicht als ob es ihm an Muth und Bereitwilligkeit fehlte dies zu thun; aber er sieht die Erfolglosigkeit des Kampfes (vielfach wenigstens) ein, er weiß daß er Vaterland und Familie durch sein Kämpfen nicht retten wird und kämpft doch, er hat also noch einen andern Beweggrund. Irrig ist es daher auch, wenn Schubarth und Nitzsch ihn das Ideal eines Vaterlandsvertheidigers nennen. Dagegen spricht schon die auffallende Bemerkung, daß er keine andre Möglichkeit des Ausgangs sich vorstellen kann als völlige Vernichtung der Einen oder Andern. Wenn es galt, seine Stadt zu retten, so konnte ihm nichts erwünschter

Hektor.

sein als die Flucht der Achaeer, die er ja selbst in seiner Begier die Schiffe zu verbrennen zu hindern sucht. Damit aber mußte der Kampf viel gefährlicher, die Rettung der Stadt zweifelhafter werden. Dieser alle Aufmerksamkeit verdienende Zug beweist, daß sein Kampf nicht eben nur der Erhaltung unter allen Umständen galt, sondern einem Andern, nämlich Ehre und Ruhm. Das Dasein an sich ist dem Helden werthlos, schätzenswerth ist ihm nur ehrenvolles Dasein. Damit soll also, wie sich von selbst versteht, nicht bestritten werden, daß Hektor für das Vaterland kämpft, wie ja auch die andern Troer thun; nur liegt hierin nicht der Hauptpunkt zur Beurtheilung seines Charakters. Das Höchste ist ihm vielmehr überall die Ehre, nicht die äußere nur, die Geltung bei den Menschen (diese freilich auch), sondern die wahre innere, das Bewußtsein nicht schimpflich gehandelt zu haben. So kränken ihn an Paris dessen Schuld und schimpfliches Verhalten, dann aber auch insbesondre der Spott der Feinde (III, 42.), die Nachreden der Troer (VI, 524.). Ihn selbst bestimmt wiederholt zum Aushalten der Gedanke an die Vorwürfe seiner Mitbürger (VI, 442. XXII, 105.), aber allerdings auch an seine eigne bisher unbefleckt bewahrte Ritterehre.

Was nun aber diesen Helden so liebenswürdig macht, das ist, daß dies strenge Halten auf Ehre nicht mit kalter Selbstsucht, nicht mit Rigorismus gegen Andre, sondern mit der zartesten Milde, mit einem weichen leicht erregbaren Herzen verbunden ist. Der treuste Sohn, der zärtlichste Gatte und Vater, ist er auch voll Anerkennung und Hochachtung gegen den großen Feind (Aias, Achill); zuweilen scharf und heftig gegen Paris, ist er doch leicht zu begütigen, ja (besonders charakteristisch für ihn) leicht zur Hoffnung auf Besserung umzustimmen; vor allen andern Männern zeigt er sich schonend und rücksichtsvoll gegen Helena. Wie er im Unglück leicht niedergeschlagen ist und wenn auch nicht muthlos doch am Ausgang verzagend, so läßt er sich im Glück leicht von Hoffnungen täuschen und hinreißen; und wenn er bei seiner Hochachtung Andrer gerne fremden Rath vernimmt und befolgt, so kommt es auch vor, daß er in stolzem Siegesgefühl den Rath Andrer ungerecht mißachtet und verwirft. Um so größer ist bei einer so weichen Natur jenes Hochhalten der Ehre; ihm geht der Gedanke an Weib und Kind näher als manchem Andern; sich aber dadurch nicht beirren zu lassen sondern trotzdem seiner ritterlichen Ehre getreu zu bleiben, das ist seine Größe.

Sollte man wohl glauben, daß auch von Odysseus eine wenn auch nicht falsche doch nicht völlig zutreffende Auffassung möglich ist? So ausgemacht, daß jedes Wort überflüssig, ist auf jeden Fall auch hier die Sache nicht; denn wenn z. B. im Abenteuer beim Kyklopen von Einigen die sonstige Besonnenheit des Helden vermißt wird, ein Urtheil welchem kaum Viele beistimmen werden, so ist ja offenbar, daß verschiedne Vorstellungen obwalten. Man sollte aber vor allem auch in der kürzesten Charakteristik nicht bloß die Schlauheit und Erfindungsgabe, ob auch verbunden mit Entschlossenheit und Ausdauer, ausschließlich hervorheben, d. h. in sie die Größe des Helden setzen. Das Erste ist ja vielmehr die Treue des Helden, die Treue nicht allein gegen Weib und Kind sondern auch gegen seine Gefährten, seine väterliche Fürsorge für die Seinigen, wie diese nächst den Klagen der Gattin um diesen einzigen Mann am schönsten durch die Anhänglichkeit des Eumaeus und aller redlichen Diener, der Amme besonders, ausgedrückt wird. Es ist wichtig für den Geist des griechischen Alterthums, daß demselben die Schlauheit doch nur dann gefiel, wenn sie mit einem so edlen Charakter verbunden war. Die edle Gesinnung aber, wozu auch seine Frömmigkeit zu rechnen, tritt im ganzen Gedicht mindestens ebensosehr hervor wie seine Klugheit, vor allem in der rührenden durch nichts zu besiegenden Sehnsucht nach der Heimat, in dem zarten herzlichen Verhältniß zu allen den Seinigen bis herab zum Hausthier. Dazu kommt — oder hätte dies in erster Reihe stehen sollen? — sein Heldenthum. Einer der ersten, tapfersten, stärksten Kriegshelden ist es, den wir von so warmen weichen Gefühlen bewegt sehen. Auch dies ist bedeutsam, daß die Schlauheit nur dann gefiel, wenn sie mit kriegerischer Kraft und Tüchtigkeit sich verbunden zeigte. Den Heldengeist zeigt aber Odysseus auch in der Odyssee nicht bloß im Kampf mit den Freiern, sondern auch vorher schon in der Lust an Gefahren und Abenteuern. Ja es wird nicht zu bestreiten sein, daß auch etwas von keckem Muthwillen in ihm steckt, nur freilich so, daß er sich selbst nie vergißt. Zu alledem kommt dann freilich die nie fehlende, immer sinnende, immer Rath findende Klugheit. Dabei ist nicht minder als seine Erfindungskraft und Entschlossenheit in der Noth, das Mißtrauen und die Vorsicht im Glück zu bewundern. Damit hängt zusammen, daß der Mann, der wie kein andrer durch Leiden geprüft ist, auch wie kein andrer aufgelegt ist zu Scherz und Lust. Aber der Muthwille, der sich

Odysseus.

zeigt in den ſcherzhaften Klagen über die Gier des Magens, in der Verſtellung gegenüber dem treueſten Diener, den Freiern, der Gattin ſogar, iſt doch kaum die Hälfte ſeines Weſens, das im innerſten Grund unwandelbare Treue und herzliches Wohlwollen, Heldenſinn und Heldenmuth iſt. Welche von dieſen Eigenſchaften iſt aber das Weſentliche an ihm? Keine von allen, ſondern die Verbindung aller. Daß er ein ſo tapfrer und frommer Kriegsheld, ein ſo edler und treuer Gatte und Vater, dabei auch ſo klug und liſtig, und wiederum nicht dieſes ohne jenes iſt, das macht ihn ſo liebens- und bewunderns-werth.

IV. Einzelne Bemerkungen.

Die Eigenschaften des Epos im Allgemeinen und des homerischen insbesondere, das Verhältniß von Sage und Dichtung und die Behandlung und Umbildung jener durch diese (wovon wir freilich wenig wissen können), die Anwendung von Episoden und Wiederholungen, die sog. Einheit der Komposition, der Gebrauch des Wunders (welches alles indeß noch vielfach der Bestätigung durch die Kritik bedarf), der religiössittliche Charakter u. A., sind schon vielfach und ausführlich behandelt; nicht minder einzelne Eigenthümlichkeiten, namentlich der Gebrauch der Gleichnisse, der sog. stehenden Beiwörter u. dgl. Dennoch bieten die homerischen Gedichte noch Stoff genug für Beobachtungen aller Art; insbesondere wird eine genaue Analyse sich fruchtbarer erweisen als alles Gerede über „psychologische Kunst", über „Sicherheit der Technik", und wie diese Schablonen alle heißen mögen. Hier soll nur versucht werden, einige Bemerkungen, welche sich bei der Lektüre — also nicht bei einer Jagd nach Entdeckungen, wobei man allzu leicht nur auf Einzelnheiten sieht und den Blick, den Sinn für das Ganze verliert, sondern eben nur bei häufiger Lektüre — dargeboten haben, kurz zusammenzustellen.

Wie die Prooemien ankündigen und die Dichtungen selbst beweisen, sind deren Gegenstand mehr Ereignisse als Thaten, welches natürlich nicht heißen kann, daß nicht auch Thaten ebensowohl Inhalt der Dichtung sind, sondern daß diese selbst mehr als Ereignisse aufgefaßt werden. M. a. W. was das Interesse des Dichters und seines Publikums zunächst erregt, ist die Frage, wie es den Helden ergangen, also eine Frage mehr kindlicher gemüthlicher Theilnahme. Aber es sind freilich Helden, auf welche diese Theilnahme gerichtet ist, und so kann es nicht fehlen, daß die großartigsten Thaten die Ereignisse ihres Lebens bilden.

Auf die wunderbare Charakteristik dieser Helden kann hier nicht abermals eingegangen werden. Nur eine schon zu Il. VII. gemachte

Bemerkung sei hier wiederholt. Scheint es nämlich nicht gegen die sonstige Treue und Naturwahrheit des Dichters zu sprechen, wenn er so bestimmte Gradunterschiede bei seinen Helden statuirt, wie sie doch in Wirklichkeit nicht können angenommen werden? Denn abgesehen davon, daß in der physischen Stärke mehrerer Männer unzählige Stufen zu denken sind, ist es ja keineswegs selten, daß der Schwächere den Stärkeren besiegt; da aber die Schätzung nur von der Probe abhängt, so kann jene dadurch alterirt werden, kurz es läßt sich eine solche Unterscheidung in Wirklichkeit niemals vollziehen. Aber eben hier sieht man die Regel durch die Ausnahme bestätigt. Denn die Sage macht allerdings solche Gradunterschiede; nach ihr sind Hektor und Aias Telamon's Sohn ein für allemal größere Helden als Menelaos, Paris und der kleine Aias und keiner von diesen jemals einem von jenen gewachsen. Wo also der Dichter von der Natur abweicht, beweist er nur seine Treue gegen die Sage, deren psychologische Wahrheit ja an sich klar ist. Ganz dasselbe ist es, wenn er sich seine Helden größer und gewaltiger denkt als seine Zeitgenossen (*οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*); er folgt darin aufs treuste der Sage, welche die Helden der Vorzeit einerseits größer vorstellt, andrerseits doch nicht umhin kann sie ganz menschlich denken, sprechen, handeln zu lassen.

An der Erzählung nun ist vor allem zu bewundern der Reichthum der Erfindung, namentlich in den vorbereitenden Momenten. Da soll z. B. ein Zweikampf stattfinden, aber wieviel geschieht vorher, und wieviel Stoff bietet sich hier zur reichsten Charakteristik. Und doch ist es offenbar, wie wenig hierin etwas wie ein Kunstgriff sondern nur die reinste Naturwahrheit zu erkennen ist. Denn nicht allein sind die Ereignisse zumeist von den Vorbereitungen abhängig, sondern diese sind es selbst, welche den wahren Inhalt des Lebens bilden, und das Innre der Personen spiegelt sich in ihnen mehr als in den Ereignissen. Ueberall ist es mehr das Werden als das Sein welches der Dichter schildert, mehr die Entwicklung als die Sache selbst; so werden die Vorbereitungen zum Mahl ausführlich beschrieben, das Mahl selbst mit wenigen Worten abgethan.

Indessen hat dies Verweilen bei den vorbereitenden Momenten keineswegs wie in neueren Dichtungen den Zweck den Zuhörer oder Leser auf die Folter zu spannen, seine Aufmerksamkeit gewaltsam zu fesseln. Dies beweist die dem alten Epos (dem Nibelungenlied ebenso

wie Homer) eigne Anticipation. So wenig sucht der Dichter den Ausgang der Sache vorläufig geheim zu halten, daß er ihn sogar vorher nicht umhin kann anzuzeigen; wovon freilich die Folge ist, daß der Zuhörer um so lieber der langsam fortschreitenden Erzählung folgt. Man muß wenig von der Naivetät des alten Epos verstehen, um in solchem Gebrauch ein ungeschicktes „Ausplaudern" zu sehen.

In der Ordnung der einzelnen Momente der Handlung ist öfters eine Vernachlässigung der chronologischen Folge zu bemerken. Dahin kann schon die bekannte Erscheinung gerechnet werden, daß beide Dichtungen an einem dem Ausgang nahen Punkte anheben (worüber mehr zu Od. IX). Dasselbe zeigt sich besonders auffallend am Prooemium der Ilias. Allein auch sonst wiederholt sich im Einzelnen oft dieselbe Erscheinung. Wenn es z. B. gewöhnlich heißt: *τράφεν ἠδ' ἐγένοντο*, so wird man nicht Recht thun diese Ordnung als durch den Vers veranlaßt anzusehen. Psychologisch ist es ja nämlich vollkommen wahr, wenn die Erinnerung vom Späteren anhebt und so erst zum Früheren zurückgeführt wird.

Daß dasselbe (ebenso psychologisch begründet) häufig im Dialog sich findet, ist schon in den Analysen bemerkt. Da übrigens der Dialog gerade dasjenige ist, worin am meisten die Verschiedenheit der Charaktere sich ausdrückt, lassen sich über denselben nicht leicht allgemeine Beobachtungen machen. Nur ein Umstand (der schon von Lachmann Betrachtungen S. 81. berührt ist), daß nämlich ganz kurze Reden von nur einem Verse selten und nur den letzten Büchern der Ilias eigen sind, verdient Beachtung. Hier nämlich scheint ja wiederum die Dichtung ihrer sonstigen Naturwahrheit untreu zu werden. Allein jede Aeußerung eines seiner Helden ist dem alten Dichter eine Art Ereigniß, von dem er nicht loskommt, ohne bei dieser Gelegenheit das Bild desselben zu betrachten, seinen Charakter wenn auch nur mit wenigen Zügen sich entfalten zu lassen. Und — um etwas Verwandtes zu berühren — beruht nicht auf solchem Grund auch die Erscheinung, daß die alten Sprachen für Ja und Nein keine so bestimmten, ausschließlichen Ausdrücke haben wie wir Modernen?

Die Fortführung der Erzählung und die Verknüpfung der Begebenheiten zeigt einerseits die größte Mannigfaltigkeit, andrerseits zuweilen auch eine gewisse Monotonie. Zu dem letzteren gehören die Stellen, die beginnen mit *ἔστετε νῦν, Μοῦσαι, — ὅστις δὴ πρῶτος*

wie XI, 218. oder *ἔνθα τίνα πρῶτον, τίνα δ' ὕστατον* —. Oder auch es werden nach einander eine Reihe Kämpfe erzählt ohne Verbindung des einen mit dem andern wie VI, 5—37 ff., wo die Einförmigkeit schon durch den viermaligen Anfang mit dem Objekt deutlich hervortritt. Allein im Ganzen ist dies der seltnere Fall und tritt meist dann ein, wenn große Partien der Erzählung vorausgegangen sind, entweder (wie Nitzsch meint) zur Unterstützung des Gedächtnisses oder vielleicht aus einem Grund, der sich nicht wohl bezeichnen läßt und höchstens verglichen werden kann mit der Gewohnheit Singender, wenn sie alle Verse eines Liedes durchgemacht haben, die Melodie noch ein paarmal vor sich hin zu singen. Allein weit häufiger als solche unvermittelte Anfügung ist die Verknüpfung. Dabei überrascht besonders die meist ganz persönliche Motivirung. Nicht Troja zu stürzen oder zu retten wird gewöhnlich gekämpft sondern aus ganz speciellen Beweggründen. Da erlegt z. B. Aias den Simoeisios; ihn zu rächen zielt Antiphos nach Aias, fehlt aber und trifft einen Waffengenossen des Odysseus; darüber ergrimmt nun dieser u. s. f. Ueberall ist an der Handlung nur eine mäßige Zahl von Personen betheiligt, so daß die Klarheit nicht verdunkelt, die Theilnahme nicht abgeschwächt wird; dazwischen aber wird doch auch durch kurze Aufzählungen der Eindruck des Massenhaften der Kämpfe hervorgebracht. Auch da sieht man, daß die Wahrheit der Dichtung nicht beeinträchtigt wird durch Abweichungen von der Wirklichkeit. Bei der ungeheuren Menge der Streiter kann es dem nüchternen Beschauer unbegreiflich sein, wie oftmals einer oder zwei Helden eine solche Wirkung hervorbringen, daß das ganze feindliche Heer zurückweicht. Aber so nüchterne Beschauer sind eben der alte Dichter und seine Zuhörer nicht; die Thaten des Einen, von dem eben erzählt wird, sind so gewaltig und außerordentlich, daß ihnen keine noch so große Wirkung derselben übertrieben erscheint. Aber gerade auf solche Thaten von größtem Erfolg folgt dann gewöhnlich der Umschlag, und dies durch das einfachste Kompositionsmittel von der Welt: und da wären (die Achaeer zu den Schiffen zurückgedrängt worden od. ä.), wenn nicht —.

An den Schlachten (Schlachtenbildern) insbesondre ist die Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit der Schilderung nicht genug zu bewundern. Oefters ist auch hier die Erzählung mehr summarisch, wo die Menge der Gefallnen hervortreten soll, und es heißt nur: der

tödtete den und dieser jenen u. s. w. Aber meist erzählt doch der Dichter genau, wie, mit welcher Waffe, an welcher Stelle der Held getroffen worden (so theuer sind ihm ja seine Personen, daß ihm dies alles wissenswerth), nicht überall ohne Einförmigkeit, aber im Ganzen doch mehr mit Abwechslung, ja mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit. Auch hier fällt ein Punkt auf, in dem die Dichtung von der Natur abweicht. Während bei späteren Dichtern, mittelalterlichen besonders wie bei Tasso, die Helden aufeinanderschlagen, daß man glaubt, der zehnte Theil der Hiebe und Stiche, die Einer empfängt, müsse schon tödtlich sein, findet sich bei Homer das Umgekehrte. Abgesehen von den Hauptheldeu wird fast Keiner getroffen ohne zu fallen, und man hat bemerkt*), daß viele Verwundungen bei Homer als tödtliche vorkommen, welche kein Arzt dafür erkennen wird. Es war dem alten Dichter unerträglich, Verwundete, aus vielen Wunden Blutende noch fortkämpfen zu lassen; lieber wich er von der Wirklichkeit nach der entgegengesetzten Seite; in jedem Fall widerstrebte es ihm, den Kampf zum Gemetzel werden zu lassen. Noch charakteristischer ist ein anderer Punkt. Nicht leicht wird der Fall eines Helden beschrieben (wenn er nämlich ausführlich beschrieben wird), ohne daß irgend ein Moment dazu käme, welches von zarter Theilnahme zeugte. Man sehe z. B. den Anfang des 6. Gesangs; der erste, welcher fällt, ist der vornehmste unter den Thrakern, der zweite der Sohn eines reichen durch seine Gastfreundlichkeit berühmten Vaters (und doch fand der Sohn nun keinen Beistand), dann fallen zwei Zwillingsbrüder, Söhne einer göttlichen Mutter.

Aber wieviel wäre noch zu sagen über die Schilderung im Einzelnen, und wie leiden doch alle diese Bemerkungen durch die Verallgemeinerung, wenn man nämlich nicht wieder in die Analyse einzelner Stücke zurückkommen will. So möge denn den Schluß dieser bescheidenen Bemerkungen eine Beobachtung machen, welche zeigen kann, wie charakteristisch auch Nebenumstände bei Homer sind, zugleich aber auch, wie konstant diese Dichtung ist im Gebrauch solcher Mittel.

Es ist gewiß auch schon von Andern bemerkt worden, wie sinnig der Dichter verfährt, indem er die Aufforderung zum Zweikampf durch Paris ergehen läßt, welcher dann unterliegt. Nun, dasselbe

*) Friedreich, die Realien in der Il. u. Od. S. 173.

findet durchgehends statt, daß, wo überhaupt ein Kampf von beiden Seiten geführt wird, nicht der Angreifende sondern der Gegner, der den zweiten Wurf oder Stoß thut, der siegreiche ist. So also schon III, 346 ff., wo Paris den ersten Wurf führt, aber vergeblich, den zweiten Menelaos mit Erfolg. Man vergl. ferner V, 15—18; während V, 656, wo beide gleichzeitig einander angreifen, auch beide verwundet werden. Sogar im Kampf zwischen Ares und Diomedes V, 850 ff. ist es so, daß der erstere nichts ausrichtet, der zweite dagegen (welcher warten kann, Geduld und Besonnenheit hat) den Gegner besiegt. Dasselbe zeigt sich VII. 244 ff. im Zweikampf zwischen Hektor und Aias, wo jener dreimal den ersten Wurf führt, jener dreimal den folgenden und jedesmal mit größerem Erfolg als jener. Etwas anders ist die Sache XI, 233 ff., wo Agamemnon zuerst fehlt, während der Gegner ihn trifft dann aber freilich doch dem größeren Helden erliegen muß, also auch hier eine Bestätigung der Regel. Ebenso 251 ff. gelingt es dem Koon, Agamemnon zu verwunden, aber nur um sodann von diesem tödtlich getroffen zu werden. Ebenso ist das Verhältniß XI, 434—449 (Sokos und Odysseus). Etwas anders ist es wieder XIII, 386—87, wo Idomeneus sogleich den Gegner besiegt, aber doch nur ihm zuvorkommend, also doch als der Angegriffene. Aehnlich XIII, 402—411. Man vergl. ferner XIII, 502—506, wo Aeneas den Idomeneus vergeblich angreift; dieser erwiedert, trifft zwar nicht den Aeneas aber einen Andern. Durchaus bestätigt die Regel die Stelle XIII, 582—95, (Kampf zwischen Menelaos und Helenos), 605—616 (Menelaos und Peisandros; jener fehlt zuerst, dieser trifft, aber ohne Erfolg; jetzt erst zieht M. das Schwert und erlegt den Gegner), 643—52 (Pylaimenes und Meriones). Man wird nicht sagen können, daß hiemit nur die für die Regel sprechenden Stellen berührt, andre übergangen werden, denn solche wie IV, 457. 473. V, 144 ff. 159. VI, 7. 12 ff. 20. 29. VII, 8 ff. noch mehr Stellen wie VI, 29—36. XIV, 511—520 sind ja ganz andrer Art, wo es zu einer Schilderung gegenseitigen Kampfes überhaupt nicht kommt. Dagegen ist es im Kampf zwischen Hektor und Aias XIV, 402—18 ganz wie im früheren VII, 244 ff. Ebenso XVI, 477—81 bei Sarpedon und Patroklos, XVII, 43—50 bei Euphorbos und Menelaos. Anders allerdings XVII. 516 ff. und 605 ff.; doch sind beidemale die Verhältnisse andre; dort thut Hektor den ersten Wurf vergeblich, wird dann zwar nicht vom Gegner besiegt,

muß aber vor den beiden Aias zurückweichen, — also nur eine Variation der Regel; hier (605 ff.) ist es kein einzelner Zweikampf und kein Streich ist vergeblich. Durchaus aber bestätigt wieder die Regel der Kampf zwischen Achill und Aeneas XX, 259 ff. und 273 ff. (während der Kampf zwischen Achill und Hektor das. 438 ff. resultatlos bleibt). Nicht hieher zu rechnen ist die Stelle XXI, 161 ff., wo beide zugleich angreifen, beide erfolglos; aber also auch keine Widerlegung der Regel. Dagegen findet sich diese wieder bestätigt sogar im Kampf zwischen Ares und Athene XXI, 400—406 und 590 ff. bei Achill und Agenor, wo nur die göttliche Intervention den Erfolg hindert. Ja sogar der letzte Kamvf zwischen Achill und Hektor zeigt dasselbe Verhältniß XXII, 273 ff. Achill thut den ersten Wurf und vergeblich, Hektor den zweiten und trifft, freilich nicht tödtlich. Dann aber ist es Hektor, der zuerst das Schwert zieht, um jedoch sofort vom Gegner den Todesstreich zu empfangen.

Dieser so charakteristische Zug findet sich in Stücken der verschiedensten Art, welche kaum Jemand alle einem und demselben Dichter wird zuschreiben wollen. Man wird aber bei solchen Dingen doch nicht an Nachahmung denken dürfen. Um so mehr wird man also immer aufs neue den Geist dieser Poesie bewundern müssen, der sich überall auch in Nebenumständen ausprägt.

V. Ueber das Komische.

Wenn das Studium der homerischen Poesie vornehmlich darum wichtig und reizend ist, weil hier allein Aufschluß zu finden über den Charakter eines Zeitalters, für dessen Kenntniß keine andern Quellen vorhanden sind, so wird außer den großen, den idealen, Seiten auch Untergeordnetes nicht außer Acht zu lassen sein, sofern es über jenen Charakter zur Belehrung dient. Es kann kein Zweifel sein, daß hiebei das komische Element zu berücksichtigen ist, auch wenn Goethe's Meinung einseitig sein sollte, daß die Menschen durch nichts ihren Charakter mehr bezeichnen als durch das was sie lächerlich finden. Bei dem Ernst der homerischen Dichtungen sind zwar die Stellen, die ein komisches Element enthalten, nicht übermäßig zahlreich, aber immerhin nicht selten. Für die Betrachtung wird es zweckmäßig sein der ältesten Eintheilung (Cicero's und Quintilian's) zu folgen, welche ein Komisches in rebus und in verbis unterscheidet.

Zuerst also wird zu fragen sein: was erscheint bei Homer lächerlich? nämlich (da freilich zuweilen Einzelne lachen, wo sie es nicht sollten, wie die Freier) was erscheint allgemein vom homerischen Standpunkt als lächerlich? worüber wird gelacht? Da der Natur der Sache nach über nichts Andres gelacht wird als über Ungeschicklichkeit, über Mißgeschick, ferner aber auch über Geschicklichkeit (freilich in diesem Fall nicht als über etwas Lächerliches, sondern aus freudiger Ueberraschung), so wird zunächst (beim Komischen in rebus) diese Ordnung zu befolgen sein.

1. Lachen über Ungeschick (Ungeschicklichkeit).

Beginnen wir mit dem schlichtesten Fall. In der Rede, in welcher Phoenix, der alte Freund und Erzieher Achill's, diesen zur Nachgiebigkeit zu bewegen sucht Il. IX, 434 ff., erinnert er den Helden, wie dieser als Kind auf seinem Schoß gesessen und von keinem

Andern Speise und Trank genommen, mit dem Zusatz: „oftmals hast du das Kleid mir vorne am Busen befeuchtet, Wein aus dem Munde verschüttend in unbehülflicher Kindheit (490—91)", — ein Bild, welches ohne Zweifel etwas Komisches hat; denn zu den wahren Mühsalen, von denen der folgende v. spricht, um derentwillen Phoenix Verdienste um Achill zu haben glaubt, gehört ja dieses doch nicht. Geht nun auch aus dieser Stelle hervor, was außerdem hinreichend bekannt, wie sehr im homerischen Alterthum auf die Kleidung geachtet wird, so ist dies doch nur das Eine. Hofmeister und Gouvernanten sind auch achtsam auf solche Dinge, aber sie werden nicht darüber lachen und kaum in späteren Jahren ihre Zöglinge an solche Vorgänge launig zu erinnern wagen. Anders im homerischen Alterthum, da ist einerseits feines Gefühl für Anstand, andrerseits doch Freiheit von allem Pedantischen.

Ungeschick eines Kindes ist es auch, welches Lachen verursacht in einer weit komischeren Scene, in der berühmten oben S. 74 schon besprochenen Stelle Il. VI, 466 ff. Daß dabei Vater und Mutter über das Ungeschick des Kindes nicht böse werden oder etwa in dem Abwenden des Kindes eine üble Vorbedeutung sehen, ist immer schon etwas; aber daß sie lachen, in diesem Moment lachen, ist ein Beweis nicht von leichtem Sinn, denn Hektor zeigt sofort durch sein Gebet, daß ihm die ernsten Gedanken nicht vergangen sind, wohl aber ihrer Fähigkeit, dem Augenblick sein Recht zu lassen, indem sie sich trotz der traurigen Aussicht in die Zukunft dem kurzen Vergnügen hingeben, obwohl bewußt, eine wie flüchtige ja nichtige Erscheinung der ganze Vorgang ist. Denn wenn auch Hektor's Stimmung in der That nun eine tröstlichere wird, so verbirgt er sich doch keineswegs den Ernst der Lage. Es bezeichnet also dieses Lachen die Fähigkeit mit den schwersten Sorgen doch die Empfänglichkeit für das Glück des Augenblicks zu vereinigen.

Eine Ungeschicklichkeit ist es auch, welche die Königstochter Nausikaa begeht, indem ihr der Ball ins Wasser fällt, worüber die Dienerinnen laut auflachen (denn das mit ἄϋσαν bezeichnete Geschrei ist doch kein andres als das von Lachenden) Od. VI, 115—117. Daß sie lachen ist nicht Schadenfreude, sie lachen ja vielmehr über sich selbst, lachen, da sie einen vortrefflichen Wurf erwartet und getäuscht worden sind; das Lachen beweist also eben, daß dem Edelfräulein die höchste Geschicklichkeit zugetraut wurde, beweist aber auch

die Freiheit und Ungezwungenheit, welche trotz aller Ehrerbietung und eifrigen Gehorsams lachen darf ohne Furcht die Herrin zu beleidigen. Der komische Auftritt ist aber damit nicht zu Ende. Wie die große wilde Gestalt des fremden Mannes aus dem Gebüsch hervorkommt, bleibt die Königstochter stehen, während ihre Mägde davonlaufen; jetzt also sind sie, die eben gelacht, die lächerlichen, während die Königstochter, wenn auch im Spiel einmal einer Ungeschicklichkeit fähig, auch in der Ueberraschung Sicherheit und edle Würde bewahrt.

Hieher werden auch Stellen gehören, bei welchen, obgleich in der Erzählung selbst nicht gelacht wird, die Zuhörer des Dichters sich des Lachens nicht werden enthalten haben. Wenn es nämlich von Eumaeos heißt Od. XVI, 13, daß ihm bei der glücklichen Wiederkehr Telemach's vor Freude die Gefäße, mit denen er eben beim Weinmischen beschäftigt war, aus der Hand fielen (anders ist es XIV, 34, hier ist es Schrecken über das durch die Hunde drohende Unglück), und von der Amme, als sie der Herrin die Kunde von der Rückkehr des vielbeweinten und todtgeglaubten Helden brachte, daß sie eilte so daß ihr die Füße „sich überstolperten" (XXIII, 3), so ist nicht zu zweifeln, daß diese Stellen für den Dichter und sein Publikum komisch waren. Zu bemerken ist aber, daß beides von Personen untergeordneter Stellung gesagt ist, bei Edlen also wohl auch in der höchsten Gemüthsbewegung Sicherheit und Ebenmaß der Bewegungen unentbehrlich schien, daß aber diese Strenge der Formen doch nicht hinderte, einen Mangel an diesen Eigenschaften an Personen geringerer Stellung unter Umständen ganz ergötzlich zu finden.

Zwei Beispiele ähnlicher Art sind diese. Wenn die Götter über Hephaestos lachen (Il. I, 599 — 600), so thun sie es über das Ungewöhnliche des Vorgangs, daß der gewaltige Schmied, sonst mit Hammer und Zange ausgerüstet und mit der härtesten Arbeit beschäftigt, das Amt der jugendlichsten Göttin versieht, daß der Hinkende zu thun sich anschickt, was Behendigkeit und Leichtigkeit der Bewegung erfordert. Nun lachen wir freilich auch, wenn wir Jemand in einer ihm nicht passenden Rolle erblicken; aber das Unbändige des Gelächters zeigt das Unerhörte eines solchen Mißgriffs in jenem Zeitalter, beweist also wieder, wie strenge in allen derartigen Lebensformen das Passende beobachtet wurde, beweist aber zugleich dieselbe Freiheit der Sitte gegenüber wie die vorigen Beispiele. Wenn ferner nach der Schreckensscene, wo Odysseus furchtbar Gericht über die Freier

gehalten, der Herold (also hier wieder eine Person geringerer Stellung) unter dem Stuhl, wo er sich in eine Ochsenhaut gehüllt versteckt hatte, hervorkriecht und um Gnade bittet und wenn darüber der bisher furchtbar zürnende Odysseus lächelt (XXII, 361—71.), so sagt dieses Lächeln, daß er selbst, Odysseus, sich freilich nicht in solcher Weise würde geschützt haben (denn in der Kyklopenhöhle sind die Verhältnisse andre), daß er jedoch diese List wenigstens für den Herold nicht unschicklich findet, vielmehr mit einiger Lust sieht, wie dieser nach seiner Art sich zu helfen gesucht.

Aber wie ist es in folgenden Fällen? Am letzten Kampf vor Hektors Fall betheiligen sich (Zeus natürlich ausgenommen) alle Götter bis auf Hephaestos und Xanthos, den Flußgott, welche von dem eben geführten Kampf ausruhen; die andern stürzen kampfwüthig aufeinander, daß Himmel und Erde erbeben; Zeus aber vernimmt es auf dem Olymp sitzend und ihm lachte das Herz wie er die Götter so zum Kampf aneinanderrücken sah (Il. XXI, 388—90). Ferner: als Telemach trotz der Nachstellungen der Freier unverletzt mit seinem Schiff zurückgekommen, waren die Freier voll Bestürzung, setzten sich vor die Mauer des Hofes zur Berathung und Eurymachos macht den Vorschlag, ein Schiff auszusenden um ihren im Hinterhalt liegenden Leuten die Nachricht zu bringen und sie heimzuholen. Da sieht Amphinomos in der Ferne das Schiff, nach welchem sie senden wollen, eben in den Hafen einlaufen und heiter lachend ruft er: nun ist keine Botschaft nöthig u. s. w. (Od. XVI, 354 ff.). Drittens: um das Blutbad, das er unter den Freiern angerichtet, noch eine Weile vor den Nachbarn zu verbergen, läßt Odysseus im Hof Gesang und Tanz aufführen, damit die draußen meinen, es sei drinnen Hochzeitsfeier, und Mancher, heißt es weiter, der von außen zuhörte sprach: Fürwahr, so hat denn doch Einer die vielumworbene gefreit, so hat die Schreckliche (σχετλίη) es doch nicht über sich gewonnen, das hohe Haus ihres Ehegemahls bis zu seiner Heimkunft zu wahren (XXIII, 149—51). Es ist kein Zweifel, daß diese Erzählung von dem Stadtklatsch, obwohl im Gedicht selbst nicht gelacht wird, für die Zuhörer sehr komisch sein mußte. Das Lächerliche ist aber wohl in diesen drei Fällen wiederum ein Ungeschick. Zeus lacht, daß die Götter so dumm sind sich herumzubalgen in einem Kampf, der sie nichts angeht und den schließlich doch nur er entscheiden wird. Amphinomos lacht, daß die Freier sich ereifern und um ihr Schiff sor-

gen, das er eben ankommen sieht. Der Stadtklatsch ist lächerlich, weil der Zuhörer weiß, wie unnöthig und unzeitgemäß diese Kritik über Penelope eben jetzt kommt. Was aber das Lachen beweist, ist ein gewisser Sinn für Behaglichkeit, welcher ja mit Munterkeit und Lebhaftigkeit wohl vereinbar, jedenfalls Abneigung gegen unnützes Reden, Denken und Handeln, nur nicht rigoros, sondern launig. Darum ist es dem Zeus drollig, daß die Götter sich erhitzen, dem Amphinomos, daß die Freier sich ängstigen, dem Zuhörer, daß die Nachbarn über Penelope sich ereifern, wo doch überall kein Grund vorhanden ist.

Von andrer Art sind einige Fälle, welche mit den vorstehenden kaum etwas gemein zu haben scheinen, aber doch wohl hier anzureihen sind, weil es sich auch in ihnen um ein Ungeschick handelt, nur um kein konventionelles, sondern um ein moralisches. Am Anfang des 8. Gesangs der Ilias verbietet Zeus den andern Göttern sich am Kampf zu betheiligen mit der bekannten schrecklichen Drohung (VIII, 5—27). Nachdem in Folge der furchtbaren Rede Alles stumm geworden, wagt endlich Athene schüchtern zu äußern, sie wüßten wohl, daß er der Mächtigste sei, aber sie hätten eben Mitleid mit den Danaern, doch wollten sie auf seinen Befehl sich des Kampfes enthalten und jenen nur mit Rath beistehen. Und was erwiedert Zeus? Sei getrost, liebes Kind, ich rede gar nicht so im Ernst u. s. w. Aehnlich fordert Zeus im 22. Gesang die Götter auf zu berathen, ob sie den Hektor retten wollen oder dem Achilles preisgeben, und da Athene ihm Vorstellungen macht gibt er die gleiche Antwort, zwei Stellen, welche (nach ihrem Ursprung ist ja nicht die Frage) nicht anders als komisch gemeint sein können. Ebenso ist es, wenn Poseidon der Iris, die ihm den Befehl des Zeus überbringt, vom Kampf abzulassen, trotzig erwiedert, sie, die drei Brüder, Zeus und er selbst und Hades, stünden sich gleich; Zeus solle also in seinem Gebiet bleiben und ihn nicht schrecken wollen. Wie nun aber Iris fragt, ob sie diese Antwort dem Zeus überbringen solle, da lenkt er ein; er sei zwar sehr erzürnt über solches Verfahren des Zeus gegen ihn, den gleichberechtigten, allein er wolle doch nachgeben (Il. XV, 211.). Vielleicht ist auch an der berühmten freilich vorwiegend ernsten Stelle Il. III zu Anfang, wo der keck vorausstürmende Paris vor Menelaos zurückweicht wie der Wanderer vor der Schlange, etwas Komisches, d. h. es ist wohl möglich, daß dieser Punkt der Erzählung ein Lächeln der

Zuhörer erregte; indessen kann von dieser Stelle abgesehen werden, da die drei ersten Stellen schon genug beweisen. Ueberall nämlich sieht man Prahlerei und Großthuerei (und käme sie auch von Seite des höchsten Gottes) vor ruhigem und vernünftigem Entgegentreten kläglich zurückweichen. Gerade gegenüber dem häufig hervortretenden energischen Selbstgefühl der homerischen Helden wird die diesen komischen Stellen zu Grunde liegende Mißbilligung des Sichbrüstens und Pochens auf die eigne Stellung und Stärke (freilich wieder keine rigorose, sondern eine launige Mißbilligung) wohl zu beachten sein.

2. Lachen über Mißgeschick.

Den willkommensten Stoff findet die Lachlust, wo Ungeschick und Mißgeschick zusammentreffen, und solcher Art sind die meisten der hiehergehörigen Fälle, welche jedoch nicht sehr zahlreich sind, da ernsteres Mißgeschick Mitleid erwecken muß, also das Lachen ausschließt.

Es wird sogar nur ein einziger Fall nachzuweisen sein, wo reines Mißgeschick ohne begleitendes Ungeschick den Gegenstand des Lachens bildet, nämlich die Erzählung, wie Aias Oileus' Sohn beim Wettlauf mit Mund und Nase in den Koth fällt Il. XXIII, 774—77. Gilt hiefür im Allgemeinen das oben zu Il. IX, 490 (Phoenix über Achill's Kindheit) Bemerkte, so ist an unsrer Stelle noch zu beachten, wie sehr die komische Wirkung dadurch gesteigert wird, daß wir uns Aias als eine schöne anmuthige Erscheinung zu denken haben; er ist der schnellste nach Achilles, nur wenig älter als Antilochos (v. 789.) und durch Feinheit des Aeußern ausgezeichnet (λινοθώρηξ). Bei alledem ist er jedoch keiner der Helden ersten Rangs; einen solchen in lächerlicher Situation vorzustellen, scheint doch die Sitte nicht zugelassen zu haben.

Die andern Fälle sind folgende: Artemis, im Kampf der Götter von Hera an den Händen ergriffen und mit ihrem eignen Bogen um die Ohren geschlagen, flieht wie eine Taube vor dem Habicht; dann in den Olymp gekommen setzt sie sich zu den Füßen des Vaters, der sie freundlich aufnimmt aber doch herzlich lachen muß (Il. XXI, 489—508). Ebenso freundlich, doch gleichfalls lächelnd, äußert sich derselbe gegen die von Diomedes verwundete und von Athene verspottete Aphrodite (V, 426). Wo der von demselben Helden verwundete Ares schreit wie neun- bis zehntausend Männer (V, 860), wird

zwar nicht gelacht und Zeus fährt ihn darauf im Olymp ziemlich unwirsch an; doch ist kaum zu bezweifeln, daß diese Stelle beim Vortrag des Sängers herzlich belacht wurde. Anders ist es, wenn Poseidon XIV, 148 gleichfalls schreit wie neun- bis zehntausend, da derselbe nicht verwundet ist und überhaupt nicht unterliegt, daher diese Stelle nicht als komisch zu betrachten. Die lächerlichsten Figuren sind aber natürlich, besonders in ihrem Mißgeschick, der Kyklop und Thersites. Dabei ist zunächst zu bemerken, daß Thersites der einzige Mensch ist, welcher körperlichen Schmerz erleiden muß und dazu belacht wird; denn der Kyklop ist etwas Andres als ein Mensch und Angesichts der von ihm selbst verübten Greuel kein Gegenstand des Mitleids, die Götter aber auch nicht, da ihre Wunden nichts zu bedeuten haben. Aber auch Thersites erhält keine ernstliche Verletzung, sondern wird nur wie ein Schulknabe allerdings derb gezüchtigt. Somit bleibt kein einziger Fall, wo das Lachen in gefühlloser Weise sich äußerte. Denn beim Kampf zwischen Odysseus und dem Bettler sind es nur die Freier, welche lachen, und der zuweilen von Spott begleitete Triumph eines Helden über einen besiegten Feind ist eine Sache andrer Art; beides wird weiterhin zu besprechen sein. Im Einzelnen äußert sich bei dem Lachen über Aphrodite und Artemis deutlich das Urtheil, daß Niemand ungestraft in fremdes Gebiet eingreift, daß vielmehr die durch Natur oder Wahl bestimmten Grenzen strenge zu wahren seien. Nicht bloß Aphrodite hat mit dem Krieg nichts zu thun, auch Artemis ist zwar Jägerin, aber eben nur die Jagd ist ihr Gebiet, nicht auch der Krieg. Daß sich diese Bemerkung auch sonst bestätigt (kommen ja doch, abgesehen von den kurzen Erwähnungen III, 189. VI, 186., die Amazonen in der Ilias noch nicht vor), bedarf keines Beweises. Die klägliche Figur, welche der verwundete Ares spielt, zeigt, wie ein Geschlecht, das doch physische Stärke und Derbheit zu schätzen wußte, über die bloße rohe Kraft dachte. Beim Kyklopen kommt Alles zusammen, Plumpheit, Dummheit, Bosheit mit einer freilich seinem Feind nicht sehr gefährlichen Pfiffigkeit, Grausamkeit und, worauf ja besonders Gewicht gelegt wird, Irreligiosität (IX, 274 ff.). Dennoch ist er bei aller Abscheulichkeit keine teuflische Natur, teuflisch nämlich in unsrem Sinne, in welchem Fall er aufhören würde lächerlich zu sein, um so mehr freilich mit dem geprellten dummen Teufel des Mittelalters zu vergleichen. Daher haßt ihn auch Odysseus, obgleich er durch ihn ein halbes

Dutzend seiner Gefährten verloren, doch bei weitem nicht so grimmig wie die Freier. Der wüste Sohn der Wildniß ist immer noch nicht so schlecht wie die verzognen Söhne der Kultur. Während aber die Odyssee viele schlimme Persönlichkeiten aufweist, kommt in der Ilias nur ein einziger verächtlicher und dadurch lächerlicher Charakter vor, — Thersites. Daß seine Häßlichkeit noch nicht an sich lächerlich, ist längst, auch von Lessing, bemerkt; lächerlich ist er also zunächst durch seine Gesinnung und sein Verhalten und die dem entsprechende Strafe. Er ist kein ausgemachter Bösewicht, in welchem Fall er nicht mehr lächerlich sein würde, er wird als nicht unbeliebt beim Heer gedacht, in welchem er den Spaßmacher zu spielen und eine Art von Demagogen vorzustellen pflegt; wie kann er auch ohne allen Anhang nur Gehör für seine Rede finden? welches alles beim erklärten Bösewicht undenkbar; aber er ist freilich auch nichts weniger als ehrenwerth, er gehört zu den Letzten und will sich unter die Vordersten stellen, er hat nichts, dessen er sich rühme, und doch will er etwas bedeuten. Das Lachen über den kläglichen Ausgang seines Auftretens enthält die Mißbilligung des Treibens solcher Menschen, die man sich etwa eine Zeitlang zum Vergnügen gefallen läßt, ohne wahre Achtung vor ihnen zu haben; doch wiederum nicht rigoros, sondern mit Laune gemischt. Bei der Strafe ist allerdings auch seine Häßlichkeit bedeutsam. Einen schönen Mann von edler Gestalt so entwürdigt zu sehen war sicherlich mit der Anschauung des Zeitalters unverträglich. — Andre Fälle, in welchen ein Mißgeschick Lachen und Spott hervorruft, werden später zur Betrachtung kommen.

3. Lachen über Geschick (Geschicklichkeit).

Wenn, wie früher bemerkt, nicht bloß solche Stücke hier zu erwähnen sind, in welchen die Personen der Dichtung selbst lachen, sondern auch alle diejenigen, bei welchen anzunehmen, daß das Publikum dem Sänger seinen Beifall durch Lachen zu erkennen gab, so sind diejenigen, bei welchen Geschicklichkeit Lachen erregt, ziemlich zahlreich, der Natur der Sache nach häufiger in der Odyssee als in der Ilias. Das Bedenken, ob diese Fälle nicht denen in Nr. 1 besprochnen völlig gleichartig sind, da es sich freilich auch hier um den Sieg der Klugheit über Thorheit oder Arglosigkeit handelt, so daß letztere als das Belachte betrachtet werden kann, darf hier wohl auf sich beruhen, obgleich es nicht schwierig ist, die Unterscheidung zu

rechtfertigen. Wenn es nämlich das Ueberraſchende iſt, das Zuſammentreffen des ſcheinbar nicht Zuſammengehörigen, welches Lachen erregt, ſo kann auch die Geſchicklichkeit, welche unmöglich oder ſchwermöglich Scheinendes auf unerwartete Weiſe zu Stande bringt, Gegenſtand des Lachens werden. Es wird nun genügen, eine Reihe von Stellen, ohne Anſpruch auf Vollſtändigkeit, anzuführen. Zunächſt dürfen wir hieher rechnen die Doloneia, die Ueberliſtung des troiſchen Spähers Dolon durch Odyſſeus und Diomedes (Il. X.), ferner die Ueberliſtung der Aphrodite durch Hera, welche jener den Gürtel des Liebreizes abſchwatzt und überhaupt die ganze Geſchichte vom Betrug des Zeus durch Hera (XIV.), gewiß auch die Ueberliſtung des Menelaos durch Antilochos beim Wagenrennen (XXIII, 514 ff.). Aus der Odyſſee gehört hieher die Geſchichte vom Gewand der Penelope (II, 104 ff. XIX, 138 ff.), von des Odyſſeus' heimlichem in Bettlergeſtalt ausgeführtem Einſchleichen nach Troja (IV, 244 ff.), von der Ueberliſtung und Ueberwältigung des Proteus durch Menelaos (IV.), dann die Vorſicht mit welcher Odyſſeus die Freudenbotſchaft der Kalypſo, daß ſie ſeiner Heimkehr nicht mehr im Wege ſei, aufnimmt, auch die mädchenhaft kluge Art, mit welcher Nauſikaa den Vater bittet, ihr Wagen und Pferde zu überlaſſen, wobei ſie den Gedanken an die Hochzeit verſchweigt (VI, 57 ff.), vor allem freilich der Geſang von der Ueberliſtung des Ares und der Aphrodite durch Hephaeſtos (VIII, 266—369). Aber auch das Roß des Epeios iſt hieher zu zählen (VIII, 500 ff.), ferner die ganze Kyklopengeſchichte, das Verhalten des Odyſſeus bei der Kirke, bei den Sirenen, ſeine Verſtellung gegenüber der Göttin Athene (XIII, 254 ff.), dann die Liſt, die er bei Eumaeos anwendet, einen Mantel des Nachts zur Decke zu erhalten, mit dem *αἶνος* (XIV, 459—506), das Verbergen der Waffen vor den Freiern (XVI, 285.), die Liſt der Penelope, den Freiern noch Geſchenke abzulocken (XVIII, 275 ff.), die Liſt derſelben ſich der Identität des Gatten zu verſichern (XXIII, 110 ff.), das Spielen und Tanzen nach dem Mord der Freier, um die Nachbarn zu täuſchen. Und wie hoch überall ſeine Liſt geſchätzt wurde, bezeugt insbeſondre die laute Freude, die ſich in vielen dieſer Fälle kundgibt. So lächelt Hera vor Freude, Aphrodite betrogen zu haben, ſogar Kalypſo lächelt über Odyſſeus, daß er ſo klug iſt, ihr nicht unbedingt zu vertrauen, und ebenſo lächelt Athene über ihren Liebling, daß er ſie ſo verſchmitzt angelogen, Odyſſeus ſelbſt lacht vor Freuden, daß ihm ſeine Liſt beim

Kyklopen gelungen, und lächelt wohlgefällig über die Klugheit der Gattin, mit welcher sie die Freier noch beschwindelt aber auch (XXIII, 111) gegen ihn selbst so vorsichtig ist. Im Einzelnen bieten sich noch folgende Bemerkungen dar. Die Lust daran, den Gegner durch List zu besiegen, ist so groß, daß auch die Götter nicht geschont werden. Dies nicht bloß, insofern die Götter einander betrügen wie Hera die Aphrodite und den Zeus (denn im Verkehr untereinander sind ja die Götter ganz Menschen), sondern es wird auch gelacht, wenn der Mensch die Götter betrügt oder zu betrügen sucht wie Menelaos den Proteus, Odysseus die Athene. Auch das Alter wird nicht immer verschont, wie denn Antilochos es nicht lassen kann im Uebermuth dem älteren Menelaos einen Streich zu spielen. Aber gerade dieses Beispiel zeigt durch das aufrichtige Geständniß und die willige Nachgiebigkeit des jungen Helden, wie doch durch solche Lust an Listen der Ernst edler Gesinnung nicht beeinträchtigt wird. Unter allen angeführten Beispielen ist keines, in welchem die List aus unredlichen Motiven entspringt. Daß Hera die Aphrodite und den Zeus betrügt, durfte nicht bloß den Achaeern Freude machen, zu deren Gunsten sie handelt, sondern sie selbst thut es nur, um die ihr mit Recht verhaßten Troer zu strafen, und wenn Penelope den Freiern noch Geschenke ablockt, so kann darin kein Unrecht liegen jenen gegenüber, die seit Jahren die Güter des Hauses gebrandschatzt. Und so ist es in allen Fällen. Zum Ueberfluß zeigt ein andres Beispiel ausdrücklich, wie wenig unredliche List, ob auch fein angelegt, entschuldigt wird; das Weib, welches den Eumaeos in dessen Kindheit geraubt und den Seeräubern verrathen, wird in schrecklicher Weise für ihre Schandthat bestraft (XV, 478—80). Ferner ist zu beachten, daß die List nicht bloß in der Noth oder des Vortheils wegen angewendet wird sondern auch aus edleren Beweggründen. So entspringt ja die List Nausikaa's, wenn sie ihrem Vater nicht die ganze Wahrheit sagt, eben nur jungfräulicher Scham, und nicht anders verhält sich's mit der Vorsicht Penelope's gegen den Bettler, der sich ihr als den langersehnten Gatten zu erkennen gibt. Sodann ist wahrzunehmen, daß in den meisten Fällen die List in der Anwendung einer Kunstfertigkeit besteht, deren Besitz allein schon den, der sie anwendet, als den mit Recht überlegnen Theil bezeichnet. Es ist nicht eine bloße Lüge, sondern eine kunstreiche mühevolle Arbeit, mit welcher Penelope die müßigen schwelgerischen Freier hinhält, und es ist eine kunstvolle

Arbeit, wie sie eben die Troer nicht verstehen (was schon durch ihre Rathlosigkeit bekundet wird), mit welcher Epeios das verhängnißvolle Roß zu Stande bringt. Und wer denkt nicht daran, mit welchem Wohlgefallen Odysseus erzählt, wie er mit den Seinigen in der Kyklopenhöhle den Pfahl bearbeitet und wie kunstgerecht sie ihn gehandhabt, um ihn in das Auge des Wütherich's zu bohren? Daß bei der Ausführung der listigen Streiche auch andere Tugenden, Muth, Kaltblütigkeit, Selbstbeherrschung, Geistesgegenwart unentbehrlich sind, versteht sich ohnehin. Endlich aber darf auch nicht verschwiegen werden, daß sich zuweilen ein gewisses sinnliches Behagen dabei bemerklich macht. Die Geschichte von Ares und Aphrodite würde nicht so großes Ergötzen hervorrufen, wenn nicht der Gegenstand eben dieser wäre. Auch das Abenteuer bei den Sirenen kann zum Beweis dienen. Es macht ja dem schlauen Helden offenbar Freude, daß er, nachdem er für die nöthige Sicherheit gesorgt, nun doch auch das Vergnügen haben kann den Zaubergesang zu hören. Freilich ist nur er der Mann dazu, dieses ohne Gefahr zu können. Auch die sonst vielfach sich kundgebende Lust am Gewinn macht sich bemerklich; so ergötzt sich Odysseus nicht bloß an der List seiner Gattin sondern auch an den reichen Geschenken selbst, welche jene zuletzt noch den Freiern abzugewinnen versteht.

4. Vereinzelte Fälle des Lachens.

Außer den bisher angeführten Stellen finden sich verschiedne andre, in welchen gelacht wird, ohne daß wir diese in eine der aufgestellten Kategorieen einreihen oder gar Schlüsse auf den Charakter des Volkes machen könnten. Denn nur einzelne Personen werden dabei charakterisirt. Wenn Aias dem Zweikampf mit Hektor lächelnd entgegengeht (Il. VII, 212.), so kann man diesen Ausdruck doch nicht bloß für ein Bild der jeden Helden beseelenden Kampfeslust halten, da das Wort zu bestimmt die Geberde des Lachens oder Lächelns bezeichnet; und paßt es nicht vortrefflich zum Charakter des Aias, wenn ihm der Kampf, in den er geht, als ein prächtiger Spaß erscheint? Da wo Penelope kurz vor der Katastrophe sich entschließt unter die Freier zu treten um ihnen die Brautgeschenke abzulocken und dieses der Schaffnerin ankündigt heißt es: sie lachte ἀχρεῖον. Denkt man an den Gebrauch desselben Wortes von Thersites (Il. II,

269.), so muß man sich ein einfältiges Lachen vorstellen. Daß es ein erzwungenes Lachen ist, liegt im Wortlaut sicherlich nicht. Also wohl vielmehr ein Lachen der Verlegenheit. Berücksichtigt man den so komplicirten Charakter der Penelope, die bei aller Treue gegen den Gatten und Mutterliebe gegen den Sohn, bei aller Sittsamkeit, auch bei aller Klugheit gegenüber den Freiern überall etwas Unpraktisches in ihrem Wesen hat (im Haus, den Freiern, den Mägden gegenüber macht sie nie ihre Autorität geltend, sie glaubt jedem hergelaufenen Fremden, der ihr etwas von Odysseus vorlügt, kann sich nicht entschließen, einen Andern zu heirathen, und doch auch nicht, Alle entschieden abzuweisen), so wird jenes Lachen begreiflich. Es kommt ihr, der sonst so scheuen und zaghaften, ein kühner Gedanke, sie erstaunt über sich, kennt sich beinahe selbst nicht mehr und — muß lachen.

Besonders bezeichnend ist das Lachen der Freier. Sie lachen über Alles, auch über das Ernsthafteste. Das größte Entzücken ist ihnen der Kampf zwischen Odysseus und dem Bettler, obgleich es ihrem Schützling so übel ergeht, und das Unmäßige ihres Lachens bezeichnen die Worte: sie starben vor Lachen (XVIII, 100.). Sie witzeln und lächeln über die Glatze des Odysseus (also nur den Freiern sind Häßlichkeit und leibliche Gebrechen an sich schon lächerlich), und wenn Telemach ihnen droht und in allem Ernst Wunsch und Absicht äußert, sie aus dem Haus zu jagen, antworten sie nur mit Lachen (XXI, 376). Ein andermal, wo Telemach ausspricht, er sei der Heirat der Mutter nicht entgegen, wolle sie aber nicht aus dem Hause vertreiben, lachen sie so, daß der Dichter sagt, die Göttin Athene berückte sie, so unauslöschlich war ihr Gelächter, ihr Gesicht verzerrte sich und Thränen traten ihnen in die Augen (XX, 345—49). Nicht besser treiben es die Mägde. Wenn Odysseus ihnen ernstlich zuredet, hineinzugehen zu ihrer Herrin an die Wollarbeit, sehen sie einander an und lachen (XVIII, 320.), und wenn sie zu Bette gehen, geschieht es nur unter Scherzen und Lachen (XX, 8). Beider Lachen ist Dummheit, Leichtsinn, Bosheit. Sie lachen, wo kein Grund da ist, sie lachen, wo sie Mitleid ergreifen sollte, ja sie lachen, um zu kränken, aus Freude am Schlechten, sie machen sich lustig über das Unglück, die Sorgen Andrer. Dem entspricht auch die Art des Lachens bei beiden (Freiern und Mägden); sie lachen ungeschickt, gemein, überlaut.

Odyſſeus und Telemach lachen auch. Wie Eumaeos zu ſeinem Hof zurückkommt und die Ankunft des Schiffes mit den Bewaffneten (die dem Telem. aufgelauert) berichtet, ſieht der Sohn den Vater lächelnd an. Der Sohn den Vater! Der alte Held weiß ſich auch da völlig zu beherrſchen. Nicht ſo ganz verſteht der Sohn ſeine Freude zu verbergen, er ſieht den Vater an, aber doch nur lächelnd. Wo Odyſſeus ſelbſt lacht, iſt es auch meiſt nur ein Lächeln, außer wenn es ihm recht wohl ums Herz iſt wie beim Kyklopen. Einmal aber lächelt er auf eine ganz eigenthümliche Art, nicht aus Freude, ſondern aus Bitterkeit, als Kteſippos den Ochſenfuß nach ihm geworfen, da heißt es: er lächelte *Σαρδάνιον μάλα τοῖον*. Was das *Σαρδάνιον* bedeutet, iſt bekanntlich noch ein Geheimniß, wenn auch der Sinn des Satzes nicht zweifelhaft ſein kann; bedeutſam iſt für Odyſſeus das dabeiſtehende *θυμῷ*, auch da, aufs empfindlichſte gereizt, vergißt er ſich nicht, er lacht nur bei ſich, innerlich, aber freilich mit furchtbarer Bitterkeit.

5. Ueber den Wortwitz.

Wir haben bis jetzt nur ſolche Fälle betrachtet, in welchen das Lachen durch einen Vorgang oder Umſtand erregt wird, welcher an ſich lächerlich iſt oder doch erſcheint. Wir wenden uns jetzt zu denjenigen, in denen das Lächerliche erſt vom Subjekt hervorgebracht wird, alſo zu Witz, Scherz und Spott. Voran ſtellen wir einige Beiſpiele, welche zeigen, wie der Scherz es liebte, ſich in einzelnen Ausdrücken zu äußern.

An Namenbildungen und Umgeſtaltungen ſind zu erwähnen das *Οὖτις*, wie Odyſſeus ſich gegenüber dem Kyklopen nennt, der wahrſcheinlich ganz fingirte Ortsname *Ἀλίβας* (Irreweg, Irrſal?), woher er zu kommen ſeinem Vater verſichert ((XXIV, 304), dann Hektor's bitter ſpottendes: Unglücksparis *Ἀλέξανδρε* (III, 39. XIII, 769), das *δυσαριστοτόκεια*, wie Thetis in tiefem Schmerz ſich ſelbſt ſpottend benennt, Unglücksheldenmutter (XVIII, 54), das wehmüthig ſpottende *μῆτερ ἐμὴ δυσμῆτερ* (XXIII, 97), womit Telemach die Mutter anredet, die ſolange den Gatten anzuerkennen zögert, das *Κακοΐλιον*, wohin, wie Penelope ſagt, ihr Gatte gezogen (XIX, 260. XXIII, 19), das *Ἶρος ἄϊρος* (XVIII, 73), wie die Freier ihren von Unheil bedrohten Schützling, den Bettler, nennen, das *ἀλλοπρόϛ*

ἄλλος (der Athene und des Zeus von Ares V, 831. 889), das κακόξεινος der Freier von Telemach (XX, 376) und das von jenen öfters gebrauchte beißende πικρόγαμοι (I, 266. IV, 346. XVII, 137). Ob Schimpfwörter wie das unzähligemal gebrauchte „Hund", „Hundsgesicht" (κύον, κυνῶπις, κυνῶπα) hieher gehören, kann bezweifelt werden. Der Ausdruck „Hundsfliege" (κυνάμυια XXI, 394. 421) scheint aber doch nicht bloß Schimpf- sondern auch Witzwort zu sein. Und das μόλοβρός (Fettwanst? XVII, 219. XVIII, 26) und „wie ein altes Backofenweib" sollte wenigstens für witzig gelten. Jedenfalls aber gehört hieher noch das Ἀχαιΐδες οὐκέτ' Ἀχαιοί (II, 235. VII, 96), scheinbar eine Uebertreibung, also eine Unwahrheit, die aber freilich doch das Wahre trifft. Die Neigung zum Witz bezeugen ferner gewisse Redensarten wie das Bild vom Anlegen des steinernen Leibrocks zur Bezeichnung der Steinigung (III, 57), offenbar ein euphemistischer Volkswitz, jene Rede des Antinous an Odysseus: „daß du nicht bald ein bittres Aegypten und Cypern siehest" (XVII, 448), dann das ὄϊστοῦ γεύεσθαι (XXI, 98), — ein Bild, wie sich namentlich Odysseus gerne solcher bedient, wenn er z. B. den Freiermord einleitet mit der Ankündigung, er wolle den Achaeern eine Mahlzeit herrichten (XXI, 428). Aehnlich ist es, wenn er daselbst (430) von dem Morden wie von Spiel und Festlichkeit redet und wenn er, nachdem er im Wettkampf mit dem Bogen gesiegt, erklärt sich nun ein andres Ziel, eine andre „Scheibe" (σκόπος) suchen zu wollen, wie noch kein Schütze sie getroffen (XXII, 6).

Ueberblickt man diese Beispiele, so zeigt sich, daß nur die Freier Witze machen bloß um Witze zu machen, um etwas zum Lachen zu haben und zu bieten, wie in der Ilias (II, 215) von Thersites gesagt wird. Alle andern Personen, auch Odysseus selbst, bedienen sich solchen Witzes (denn vom Scherz wird noch die Rede sein) nur zur List oder um dem Unmuth, Schmerz, Zorn Luft zu machen. Was an den Worten selbst auffällt, ist zunächst die kecke Bildung und Zusammensetzung, indem die Personen allem Anschein nach sich gar nicht lange besinnen, neue Wörter wie Δύσπαρις, Κακοΐλιον u. s. f. zu schaffen, eine Raschheit des Kombinirens, welcher wohl auch im gewöhnlichen Leben etwas entsprach. Weiter bemerkt man, daß unter der nicht eben großen Zahl dieser Wörter mehrere in Namensverdrehungen bestehen. Man kann daraus wohl auf die Bedeutung und Werthhaltung des Namens schließen, daß nicht leicht etwas Kränkenderes

konnte gefunden werden, als dessen Verunstaltung. Odysseus freilich gibt beim Kyklopen den seinigen selbst preis, wie er den Freiern gegenüber fast seine persönliche Würde preisgibt; aber wie er dieses hier nur thut um dann desto gewaltiger seine Feinde zu zerschmettern, so ruht er auch dort nicht, bis er zuletzt noch mit seinem wahren Namen triumphirt. Zu den beißendsten Witzworten gehört das mehrmals gebrauchte *πικρόγαμοι*; zu Grunde liegt aber offenbar der Gedanke, daß die Ehe eines der höchsten Güter (die Ehe, nicht die Liebe, wie ein moderner Poet sagen würde), und diese Anschauung bestätigt selbst Achill Il. IX, 398 ff. An andern Witzworten zeigt sich wieder ein etwas sinnlicher Zug. Die Verbindungen *ὄϊστοῦ γενέσθαι, δόρπον Ἀχαιοῖς τετυκέσθαι* bezeugen auch im Spott das Ergötzen an den Freuden des Mahls. An den Schimpfnamen ist zu bemerken, daß bei aller Derbheit nichts Gemeines, ja nicht einmal etwas nach unsern Begriffen Unanständiges vorkommt.

6. Scherz und Spott.*)

Wir beginnen dieses Kapitel füglich mit den zwei sprüchwörtlichen Scherzen: „ich denke, du bist wohl nicht zu Fuß nach Ithaka gekommen" (I, 173. XVI, 59. 224.) und: „du stammst doch wohl nicht von der Eiche oder vom Felsen" (XIX, 163). Beide Reden, an ankommende Fremde gerichtet bei der Frage, wie sie gekommen und woher sie stammen, bezeichnen den muntern Ton, der auch die Besprechung alltäglicher Dinge zu beleben weiß und den Fremden sogleich in behagliche Stimmung versetzt. Was aber sachlich namentlich Angesichts des wundersüchtigen Volksglaubens auffällt, ist das Rationalistische dieser Reden, welche die Möglichkeit eines wunderbaren Vorgangs völlig ausschließend besagen: es muß doch jedenfalls natürlich hergegangen sein.

Ein volksthümlicher Scherz scheint es auch zu sein, wenn der

*) Im Philol. XXX. S. 124 (im Jahresber. zu Theognis von E. v. Leutsch) wird der Bemerkung über die Megarer, daß ihre Witze nicht gutmüthig sondern stets den Getroffenen verletzend waren, hinzugefügt, dies sei „überhaupt die Art des Witzes im Alterthum, auch die der Römer, des Cicero." Ohne dieses Urtheil im Allgemeinen bestreiten zu können, möchte ich doch für Homer darauf hinweisen, daß manche der folgenden Beispiele auch von einer gutmüthigen Uebung des Witzes zeugen.

Wein wegen seiner verderblichen Wirkung geschmäht wird, während doch die Neigung und das Ergötzen am Genuß durchblickt, Od. XIV, 463—66. XIX, 122. Man wird daher nicht Recht thun, einseitig von der Stelle Il. I, 225 (*οἰνοβαρές*) ausgehend auf die schärfste Verurtheilung der Trunkenheit zu schließen, in welchem Fall die Sache aufhören würde Gegenstand des Scherzes zu sein. Mißbilligung liegt ja freilich zu Grunde, doch eine solche, daß man noch scherzen konnte.

Die andern Scherze, von Person zu Person gesprochen, sind mehr oder minder Spottreden, deren Eintheilung jedoch nach aesthetischen Grundsätzen (in ironische, satirische u. s. w.) schwierig ist deshalb, weil oft schon die Einreihung einer Stelle in diese oder jene Kategorie eine Motivirung erfordern würde. Wir wählen daher die einfachste Ordnung, indem wir die spottenden Personen nacheinander aufzählen, wobei wir mit den Göttern anfangen wollen.

Der Vater der Menschen und Götter, welcher niemals weint (denn die blutigen Tropfen, die er zur Erde fallen läßt bei seines Sohnes Sarpedon's Tod XVI, 459, sind zwar etwas Aehnliches, doch eben keine Thränen) wird uns nicht bloß, wie schon erwähnt, öfters als lachend vorgestellt sondern erlaubt sich auch zuweilen einigen Spott. So VIII, 447, wo er die in den Olymp zurückgekehrten Göttinnen Hera und Athene, die auf seinen Befehl den Kampfplatz hatten verlassen müssen, fragt: Warum seid ihr denn so betrübt? ihr seid doch nicht müde geworden im Kampf u. s. w., also gleichsam ironisch ihnen gratulirend. Schärfer ist sein Spott IV, 35, wo er Hera wegen ihres unversöhnlichen Hasses gegen die Troer schilt: „wenn du den Priamus roh auffressen könntest mit seinen Kindern und den andern Troern, dann etwa möchte dein Groll befriedigt sein", die Unversöhnlichkeit des Hasses also mit einem Akt roheſter unmenschlichster Grausamkeit vergleichend.

Viel herber als Zeus selbst ist seine Gattin Hera, deren Scheltreden jedoch nicht alle hiehergehören. Bemerkenswerth ist vor allen jene Stelle XV, 100 ff., wo sie, nachdem Zeus ihren Betrug entdeckt und sie selbst kaum mit heiler Haut davongekommen, in den Olymp zurückgekehrt zürnend unter den Göttern sitzt, da heißt es: sie lachte mit den Lippen, aber die Stirne über den dunkeln Brauen wurde nicht hell, und sie redete den Göttern zu, sich nicht gegen Zeus zu erheben sondern ruhig alles Unheil über sich ergehen zu lassen, denn,

fügt sie hinzu, eben ist auch dem Ares ein Unglück widerfahren, dem sein Sohn Askalaphos in der Schlacht gefallen ist. Sie selbst also ist voll finstern Grolls, um so mehr da sie durchaus kein Mittel mehr hat, denselben zu stillen, sie muß wohl oder übel den Zeus schalten lassen. Aber es ist ihr eine Freude, daß auch den Gegnern nicht Alles nach Wunsch geht. Dies ist vielleicht das Boshafteste was bei Homer vorkommt, eben weil Hera gewöhnlich ernsthaft auftritt, während die Freier erst in Folge ihrer Leichtfertigkeit boshaft werden, der Kyklop zu roh ist um hier verglichen zu werden, Athene bei ihrer Verführung des Pandaros und ihrem Antheil an Hektor's Fall wenigstens selbstthätig ist, während Hera bei kaltem Blut (wie ihre Ermahnung zeigt) und ohne sich eigner Mitwirkung dabei rühmen zu können lediglich daran, daß ihre Nachricht den Ares betrüben wird, ihre Freude hat. Und doch kommt diese Bosheit auch bei Hera nur da vor, wo sie selbst in ihrer Sorge für die Achaeer ganz trost- und hoffnungslos ist. Mild freilich ist sie auch als Siegerin nicht. Sie lacht, wenn Athene den Ares und die Aphrodite zu Boden schlägt (XXI, 434), und wie fährt sie selbst (ebend. 480) über Artemis her! Wie wagst du es, Schamlose, mir entgegenzutreten? wahrlich besser ists im Gebirg Hirsche und andres Wild erlegen als mit Mächtigeren zu kämpfen u. s. w. Und zum Humor des ganzen Stückes gehört ja auch dies, daß sich die Aermste mit ihrem eignen Bogen von der ergrimmten Feindin muß schlagen lassen.

Auch Poseidon kann spotten. Wie er den Odysseus auf dem Meer sieht bei der Fahrt von Kalypso zu den Phaeaken (V, 282 ff.), spricht er: ich denke noch genug Unglück über ihn zu bringen, und wie er ihn dann, nachdem das Schiff gescheitert, in den Wogen schwimmen sieht, ruft er: irre nun umher auf den Wellen; du wirst dich, wenn du auch zu den Phaeaken gelangst, wohl nicht über ein zu geringes Maß von Unglück zu beklagen haben. Aber dieser Spott ist doch mehr launig als boshaft. Er will nur wie beim Mauerbau Il. VII, 446 und gegenüber den Phaeaken XIII, 128 seine Autorität wahren, deren Erschütterung er fürchtet; darum soll Odysseus von seinem Zorn etwas zu erzählen wissen.

Wie Athene spottet, zeigen manche Stellen. Köstlich ist ihr schalkhafter Spott über die von Diomedes verwundete Aphrodite; Vater Zeus, beginnt sie (V, 421), wirst du mir wohl zürnen um das was ich sage? Sie fühlt, daß es ein wenig muthwillig ist,

darum die bescheidne Einleitung. Die kyprische Göttin, fährt sie fort, hat wohl wieder eine Achaeerin verführt den Troern zu folgen, zu denen sie nun einmal eine so ausnehmende Liebe gefaßt, und indem sie dabei eine der Achaeerinnen gestreichelt, muß sie sich wohl an der goldnen Spange die zarte Hand verwundet haben, — ein heitrer Spott, wie man sieht, nicht ohne alles Beißende, doch nicht allzuwehe thuend. Noch milder, weil gar nicht ernst gemeint, ist der Spott, mit welchem sie den geliebten Diomedes anredet: Fürwahr Tydeus hat einen ihm wenig ähnlichen Sohn (V, 800) u. s. w. mit dem Schluß: du bist gar nicht des Tydeus Sohn. Schärfer ist ihr Spott über Ares, den ἀλλόπροσαλλος V, 831. Auch über den göttlichen Vater spottet sie zürnend, daß er jetzt dem Rath der Thetis folge, wenn sie sagt: es wird schon eine Zeit kommen, da er mich wieder seine liebe Tochter nennt (VIII, 373). Auch als Siegerin lacht und spottet sie wie über Ares XXI, 408 ff. und über Aphrodite XXI, 428 ff.; aber um zu sehen, wieviel milder sie es thut als Hera, vergl. man eben solche Stellen wie XXI, 410 und 428 ff. mit 481 ff. Bitter ist ihr Spott in der Götterversammlung Od. V, wo sie sagt (v. 8.): möge kein Herrscher hinfort milde sein und sanft und wohlgesinnt, da des Odysseus keiner mehr gedenkt seiner Leute, denen er gewesen wie ein Vater.

Unter den Helden nennen wir zuerst Agamemnon. Wie Achill erklärt, nach Phthia heimkehren zu wollen, ruft er ihm spottend zu: Fliehe nur (I, 173). Und auf dem Rundgang, wo er Menestheus und Odysseus schilt, daß sie dem Kampf fern bleiben und auf die Andern warten, fügt er spottend hinzu: sie seien doch auch die ersten beim Mahle, da gefalle es ihnen Braten zu essen und Wein zu trinken u. s. w. Und den Diomedes schilt er mit der Erinnerung an dessen Vater und schließt das Lob des letzteren mit dem Spott: aber sein Sohn ist geringer im Kampf, tapfrer in der Versammlung mit Worten (IV, 400).

Viel schärfer ist Achill im Spott. Dahin gehört schon das Wort I, 229: angenehmer ist es ja wohl im Lager der Achaeer Geschenke wegzunehmen (als in den Kampf zu ziehen). Noch weit schneidender ist sein Spott (worauf besonders Gladstone in den hom. Studien aufmerksam macht) IX, 308 ff., namentlich v. 340: lieben etwa die Atriden allein ihre Weiber? Er spottet aber nicht über den abwesenden Agamemnon allein, auch die anwesenden Helden,

die ihm ja die liebsten der Achaeer sind, gehen nicht leer aus. So sagt er (346): Agam. möge doch mit dir, Odysseus, und den andern Fürsten berathen, wie er das feindliche Feuer von den Schiffen abwehre, und verspottet dann die Maßregeln, die sie in seiner Abwesenheit getroffen, daß sie die Mauer gebaut, den Graben gezogen, womit sie doch den Hektor nicht würden zurückhalten. Und wie verächtlich spricht er von den Geschenken, die ihm Agamemnon geboten (τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ)! Wenn er aber in der Schlacht über den gefallnen Lykaon, mit dem er doch vorher so menschlich gesprochen, spottet, so ist dies nur die Folge der Trauer um den Freund, mit dem er das liebste verloren, und an dem er zum Verräther zu werden glaubt, wenn er ferner noch Mitleid hätte. Spottend redet er auch Hektor an XXII, 331: du meintest wohl davon zu kommen und kümmertest dich nicht um mich, den entfernten, du Thor! Aber es gehört zu seiner Aufrichtigkeit, daß er nicht lange spottet sondern sofort den Feind, der ihn um die Ehre des Begräbnisses bittet, mit der ganzen Wuth seines Hasses anredet.*)

Von den andern Helden sind folgende Spottreden zu erwähnen. Diomedes (denn seine Anrede an Aphrodite V, 348 ist kaum spöttisch zu nennen) spottet nur über des Odysseus Flucht VIII, 93 ff. Von Menelaos wird keine Stelle anzuführen sein, man müßte denn in seinen Worten nach der Besiegung des Peisandros („so werdet ihr denn doch die Schiffe der Danaer lassen müssen, ihr übermüthigen Troer" XIII, 620) Spott sehen wollen. Von Aias wird wiederum kein Beispiel sich finden, da jenes Wort an Hektor XIII, 813: du hoffst wohl die Schiffe zu zerstören aber — schwerlich spöttisch zu nehmen ist. Von Idomeneus aber ist zu erwähnen der beißende Spott über den von ihm erlegten Othryoneus, der um Kassandra gefreit: ich preise dich vor allen Sterblichen, wenn du dem Priamos hältst, was du ihm gelobt. Aber wir wollen dir auch etwas versprechen, die schönste Tochter der Atriden, wenn du mit uns Troja eroberst; komm, daß wir bei den Schiffen die Hochzeit weiter berathen. Mehr als Spott freilich, bittre Klage, aber in der Form des Hohnes (denn ernst ists ja nicht gemeint), ist jenes Wort des

*) Doch kann auch Achill gutmüthig scherzen XVI, 7—11, wo er den Patroklos dem weinenden Töchterchen vergleicht, das neben der Mutter herlaufend deren Gewand erfaßt und auf den Arm heischt gehoben zu werden.

Patroklos zu Achill XVI, 33: nicht Peleus war dein Vater, dich zeugte das Meer und der Felsen; ausgelassen aber (kurz vor dem eigenen Fall!) ist desselben triumphirender Spott über den vom Wagen stürzenden Kebriones, der ein so behender Mann sei, wie ein Taucher u. s. w., fürwahr auch die Troer haben Taucher! Hektor spottet über Paris III, 39 ff., insbesondre dessen unkriegerische Vorzüge (κίθαρις, κόμη, εἶδος), in der Schlacht aber nur (gleichfalls beim letzten seiner Siege!) über Patroklos XVI, 830 ff.: du dachtest wohl unsre Stadt zu zerstören und unsre Weiber gefangen wegzuführen, aber — und auch Achill hat dir nicht geholfen.*) Von Nestor aber, der so viel spricht, ist in der Ilias kaum eine spöttische Aeußerung zu finden außer XI, 763: Achill wird allein den Genuß von seiner Tapferkeit haben, worauf er aber sogleich die Ironie aufgebend fortfährt: aber er wird es, denke ich, hernach noch beweinen.

Der Meister im Spott ist, wie zu erwarten, Odysseus. So zeigt er sich schon Il. X, 400 ff. gegen Dolon, der nach den Rossen des Achilles lüstern diese sich von Hektor zum Lohn seiner Späherei hatte versprechen lassen. Diese Rosse, sagt ihm Odysseus lächelnd, sind schlimm zu regieren für Jeden außer Achill. Am muthwilligsten ist sein Spott über den Kyklopen. Er ist aber auch der einzige, der über sich selbst spottet, wenn auch nur über seinen Magen (VII, 216. XVII, 286). Im Ganzen ist freilich Lachen und Spotten mehr Sache der Freier; er selbst spaßt weniger, dann aber um so bittrer, wie bei seinem höhnischen Lachen XX, 302. und wo es zum Freiermord kommt XXI, 428. XXII, 6 (wovon schon ob.) und wo er die Ermordung der Mägde befiehlt XXII, 444 (ἐκλελάθοιντ' Ἀφροδίτης). Auch Telemach versteht zu spotten (wie I, 163 ff.: wenn die Freier jenen Mann nach Ithaka zurückkehren sähen, dann würden sie alle lieber wünschen schnell zu sein mit den Füßen als reich an Gold und Gewändern) und aus Verstellung zu lachen und zu scherzen (wie XXI, 105, wo er sich stellt, als freue er sich, daß seine Mutter endlich eine Entscheidung treffen wolle). Auch die Phaeaken scheinen das Spotten zu verstehen VI, 275 ff. und VIII, 159 ff. (des Euryalos' Spott über Odysseus).

*) Mehr Beispiele dieser Art hat Faesi Einl. z. s. Ausg. d. Il. X. angef. Schwerlich berechtigt ist aber sein aus solchen Aeußerungen des Triumphs über den Fall des Feindes gezogner Schluß auf einen niedrigeren sittlichen Standpunkt der Ilias gegenüber der Odyssee.

Von Frauen der Heroen (von den Mägden also abgesehen) scherzt oder spottet keine außer Helena, diese aber selbst über das, was sie vorher am höchsten geschätzt, über Aphrodite III, 399 ff. und Paris III, 428, bes. 432. Von andern Personen ist noch anzuführen Eumaeos, welcher auch einmal scherzt; wie ihm nämlich Odysseus schwört, daß sein Herr wiederkehren werde; wenn nicht, so möge er ihn (den Bettler) vom Felsen hinabstürzen, antwortet er (XIV, 402): das wäre mir rühmlich, wenn ich dem Gastfreund das Leben nähme. Aber auf die Schmähreden der Freier XXI, 85 ff. 362 ff. antwortet er nichts.

Endlich sind noch zu erwähnen die nicht von Einzelnen ausgehenden sondern mehr sprüchwörtlichen Spottreden wie das *Ἀργεῖοι ἰόμωροι, ἐλεγχέες* (IV, 242), *κάκ' ἐλέγχεα, εἶδος ἀγητοί* (V, 787), und der launige Scherz der Achaeer bei Hektor's Leiche, spottend und doch ehrend für den großen Todten: fürwahr nun ist Hektor sanfter anzufassen als damals wie er den Brand in die Schiffe warf XXII, 373—74.

Aber bei aller Neigung zu Scherz und Spott ist doch unter den bisher genannten nicht Einer, der den Namen eines Spötters verdient; ein solcher ist in der Ilias allein Thersites, in der Odyssee die Freier mit ihrem Anhang. Jener spottet über alles ohne Rücksicht ob der Gegenstand Spott verdiene oder nicht, wenn er nur captat risus hominum famamque dicacis, und scheut sich nicht dem ersten der Fürsten die niederträchtigsten Motive unterzuschieben. Dabei ist es sicherlich nicht zufällig, daß derjenige, welcher durch Spötterei sich auszeichnet, selbst ein Feigling, ein wo nicht schlechter doch keineswegs ehrenwerther Charakter ist. Aehnlich verhält sichs mit den Freiern und ihren Anhängern, die ja im Spotten nicht wenig leisten. So wird Telemach als Großsprecher verlacht I, 385. II, 303, 323, besonders übermüthig 334 (wenn auch Telem. umkäme, hätten wir noch mehr Mühe, da wir auch sein Gut mitverzehren müßten). So spottet Eurymachos über Halitherses II, 178: gehe heim und weissage deinen Kindern; es fliegen aber viele Vögel unter dem Himmel u. s. w. (wie anders Hektor über das Vogelzeichen Il. XII, 238 ff.). Leiokritos spottet über Telemach II, 255 und Eurymachos tröstet sich, da er den Bogen nicht spannen kann, mit leichtem Scherz XXI, 250: um die Hochzeit ist mirs nicht so sehr, es giebt noch andre Achaeerinnen u. s. w. Mit rohem Spott begegnet

der Ziegenhirt dem Odyſſeus beim erſten Zuſammentreffen XVII, 217 und dann XX, 178, desgleichen Melantho XVIII, 327 ff. und XIX, 66 ff. Auch der Bettler Iros ſpottet über Odyſſeus XVIII, 10. 26 ff. Roher aber als alles Andre iſt der Spott des Eurymachos über die Glatze des Odyſſeus XVIII, 350 ff.

Man ſieht an dieſen Beiſpielen, daß Scherz und Spott im Allgemeinen mehr der Jugend zugeſchrieben wird als dem Alter, den Frauen weniger als den Männern, dieſen freilich je nach ihrem Charakter in verſchiednem Maß. Gegenſtand des Spottes iſt (von Therſites und den Freiern abgeſehen) Thorheit, beſonders Anmaßung, ein Streben nach Großem, dem die Kraft nicht entſpricht. Es geſchieht wohl auch, daß der fallende Feind vom Sieger verſpottet wird, doch auch dies nur, wo jener Großes ſich vorgenommen oder geprahlt, nirgends aus Freude über den Fall des Feindes an ſich oder gar über ſeine Wunden und Schmerzen, und bedeutſam genug zweimal kurz vor dem Fall des Spottenden ſelbſt. In der Art des Spottes finden ſich alle Verſchiedenheiten vom leichten gutmüthigen Ton des Humors und von leiſer Ironie bis zur ſchärfſten und bitterſten Satire. Für ſehr mächtig endlich mußte die Wirkung des Spottes gelten, durch den auch die edelſten Helden mehr als durch alles Andre getroffen und theils gekränkt theils angefeuert werden, ſ. beſ. Il. IV, 176. VI, 459. VIII, 148 (vgl. Od. VI, 273 ff.).

Anhang.

1. Homer in der Schule.

Carl Ludwig Roth hat in seinen kl. paedagog. Schriften vortrefflich auseinandergesetzt, daß bei der Lektüre der Klassiker in der Schule nicht mit der Uebersetzung müsse angefangen werden, welche ja, wenn dem Schüler die Konstruktion noch unklar oder auch nur für irgend ein Wort nicht die passende Bedeutung gegenwärtig sei, nothwendig oft unterbrochen würde und somit den peinlichsten Eindruck hervorbringe; vielmehr müsse vorher Alles, was zur Erklärung nothwendig, absolvirt werden, die Uebersetzung aber den Schluß der ganzen Behandlung eines Abschnittes ausmachen. An diesem jetzt wohl ziemlich allgemein befolgten Grundsatz ist nur dies mangelhaft, daß die Uebersetzung für das Letzte, das zu erreichen ist, erklärt wird. Soll denn, wenn alle Schwierigkeiten für das sprachliche und sachliche Verständniß eines Satzes hinweggeräumt sind und eine richtige und vielleicht sogar gefällige Uebersetzung zu Stande gebracht ist, nichts über den Inhalt einer Stelle zu sagen sein? Wohl: bei einem Historiker wird darauf gesehen, daß der Schüler den Zusammenhang der Begebenheiten im Auge behalte, bei einem Redner, daß der Gedankengang nicht verloren werde, auch bei einem Dichter wird etwa einmal zurückgewiesen und eine Zusammenfassung des Inhalts des Gelesenen entweder vom Lehrer mitgetheilt oder vom Schüler gefordert. Gegen alles Erklären aber, das einer aesthetischen Analyse irgendwie ähnlich wäre, hegt man eine gründliche Scheu. Zum Theil mag dies die bis in den Anfang dieses Jahrhunderts übliche Methode verschuldet haben, deren Wiederaufnahme freilich Niemand wünschen kann. Aber wenn man jetzt mit Geringschätzung auf jene älteren Erklärer blickt, welche bei keinem Wort, bei keinem Satz ihre Bewunderung zurückhalten konnten und diese oft in überschwänglicher Manier zum Besten gaben, mit einer Geringschätzung, wie sie der damals jugendliche Im. Becker gegen Heyne aussprach und wie sie seitdem Regel und Standesmaxime fast jedes philologischen Lehrers geblieben ist, so darf man doch fragen, was denn inzwischen Besseres an die Stelle des Verworfenen gesetzt wurde. Daß jetzt allerlei sprachwissenschafte Exkurse mit der Homerlektüre verbunden werden (aufgefordert wird

wenigstens dazu, und es ist nicht zu zweifeln, daß darnach gehandelt wird), daß alle die Alterthümer betreffenden Gegenstände mit ungleich größerer Sorgfalt als früher behandelt werden, kann doch nimmermehr als Ersatz angesehen werden; denn weder als Sprachdenkmal noch als Quelle für die Kenntniß der vorhistorischen Periode Griechenlands soll Homer zunächst gelesen werden. Freilich die gewöhnliche Meinung ist: das Poetische lasse keine Erklärung zu und bedürfe keiner. Wer nicht von selbst das Schöne empfinde, wer nicht von vornherein dafür empfänglich sei, bei dem werden alle Hinweisungen und Aufforderungen nichts nützen. Letzteres ist richtig; eine Hinweisung wie die: nun kommt eine prächtige Stelle! kann ebensogut unterbleiben. Auch daran kann erinnert werden, daß namentlich die Homerlektüre ohne alle Anleitung zum Verständniß des Poetischen von allen Schülern geliebt wird. Versteht sich — ohne Wohlgefallen geht eben Niemand an der höchsten Schönheit vorüber. Daraus folgt jedoch nicht, daß solches Wohlgefallen nicht um Vieles erhöht, daß das Verständniß nicht wesentlich gefördert werden könne. Allerdings Homer gefällt den Schülern, aber welchem gefällt nicht, wenn er's aufrichtig sagt, Schiller hundertmal besser? Und das ists gerade, was eine Anleitung nothwendig macht, daß unsre Jugend schon nicht mehr mit ganz reinem, ich will nicht sagen unverdorbnem aber doch unverwöhntem, Geschmack an Homer herantritt. Da dies nicht zu ändern ist, so wird sichs der Lehrer denn doch nicht ersparen dürfen, auf die dem verwöhnten Auge nicht sofort auffallenden Schönheiten der alten Dichtung aufmerksam zu machen. Daß dieses bisher wenig und zu wenig geschieht, wird kaum zu bezweifeln sein; zum Ueberfluß bestätigt es eine Bemerkung Köchly's im Vorwort zur Schulausgabe seiner sechszehn Lieder, wo die Ansicht ausgesprochen wird, wenn man die homerische Frage (die Kritik also) von der Schule ausschließe, so bleibe nur die Erklärung einzelner Wörter und die Einübung grammatischer Regeln. Wenn ein so geistreicher Gelehrter so spricht, wie mag es dann sonst bestellt sein! Gesetzt also, es gebe keine kritischen Bedenken, so bliebe auch für die herrlichste Dichtung nur **singulorum verborum putida interpretatio legumque grammaticarum taediosa repetitio!**

Aber wie soll es denn mit der gewünschten Anleitung gehalten werden? Da die erklärenden Ausgaben der Klassiker uns hiefür keinen Beistand gewähren, so ist vielleicht aus der Behandlung neuerer

Dichter etwas zu lernen. In solcher Hoffnung wurde bei Cholevius in dessen „aesthetischer und historischer Einleitung nebst fortlaufender Erklärung zu Goethe's Hermann und Dorothea" Rath gesucht. Aber hier sind die einleitenden Abschnitte vortrefflich, die fortlaufende Erklärung dagegen wenig geeignet ein Muster zu bieten. Oder was soll man sagen, wenn da bei Erwähnung des Schlafrocks das Wort Kattun erklärt wird, „franz. coton, engl. cotton, stammt von einem arabischen Wort, welches Baumwolle bedeutet u. s. w." Item: „Pelesche ist ein eng anschließender, mit Schnüren besetzter polnischer Rock u. s. f." Item: „Karren ist ein Packwagen, dessen oberer Theil aus einem Kasten besteht. Caesar erwähnt, daß solche carri bei den Galliern in Gebrauch waren, und das Wort selbst ist gallisch" u. s. w. u. s. w. Mehr ist es schon, wenn es z. B. heißt: „der epische Styl verwandelt die Begriffe in Phantasiebilder. Der Vater sagt nicht bloß: möge Hermann an diesem Tag seine Hochzeit feiern, sondern wir sehen ihn mit der Braut vor dem Altare, und zwar vor demselben Altar, an welchem ihn vermuthlich (!) derselbe Pfarrer einst eingesegnet hat", — aber doch kaum mehr als eine Erneuerung der seit Heyne aufgegebnen Methode. Trefflich sind, wie gesagt, die einleitenden Kapitel. Aber mit solchen ist eben der Schule am wenigsten gedient. Es kann keinem Lehrer schwer fallen, am Anfang oder am Schluß der Lektüre über das Epos und seine Geschichte, über den epischen Stil und was dahingehört, einen Vortrag zu halten, aber dies genügt nicht; die Lektüre selbst ist es ja, die den Zweck hat, mit dem Dichter bekannt zu machen. Auch was mir von den Schulausgaben Goethe's, Schiller's u. s. w. von Schäfer u. A. bekannt geworden, konnte mir nicht zum Vorbild dienen.

Es kann nach dem Vorausgegangenen nicht zweifelhaft sein, daß die hier auch für die Schule vorzuschlagende Methode keine andre sein wird als die der Analyse, wie die vorstehenden Proben solche zu geben suchen. Nur zweierlei muß etwaigen Mißdeutungen entgegen bemerkt werden. Erstens daß die Absicht durchaus nicht ist, die grammatische, lexikalische, antiquarische Erklärung zu verkürzen; zweitens daß solches Analysiren keineswegs immer vortragsweise getrieben werden muß. Es läßt sich vielmehr alles zu Sagende ebenso wie bei der andern Erklärung in der gewöhnlichen Unterrichtsform, also erotematisch, behandeln, wozu man nur etwas zu katechisiren verstehen muß. Es ist auch nicht nothwendig, solchen Bemerkungen ein großes

Zeitmaß einzuräumen; dieselben können nach Umständen erweitert und beschränkt werden, so daß in keinem Fall der Umfang der Homerlektüre dadurch muß verkürzt werden.

Doch versuchen wir eine Probe. Nehmen wir an, es sei der Anfang des XIV. Gesangs der Odyssee gelesen, jedes Wort, jeder Satz erklärt, so daß jeder Schüler den Abschnitt geläufig übersetzt. Wie erzählt (würde also etwa zu fragen sein) Homer den Empfang des Odysseus bei Eumaeos? *) Schon ehe Odysseus hinkommt, charakterisirt der Dichter jenen — womit? (v. 3—4). Und dann sagt er: Od. fand ihn im Vorhause sitzend; und doch kommt derselbe erst später (33.), wird also hier von Od. wohl noch nicht erblickt; was bemerken wir also hier? (Dabei wird kurz auf den Gebrauch der Anticipation hingewiesen.) Dann also die Beschreibung der αὐλή: wie ist sie beschaffen? (hoch, schön, groß) wofür auch Sorge getragen? (für Schutz und Dauerhaftigkeit) und von wem gebaut? Wir hören später und jeder weiß es schon, wie Eumaeos um seinen Herrn trauert; woran hinderte ihn also diese Trauer doch nicht? er hofft nimmer dessen Wiederkehr, und wie zeigt er sich doch? Er ist freilich gezwungen zu arbeiten; aber wie theilt er den Dienst ein? wer geht in die Stadt? was thut er selbst? sitzt er in seiner Trauer müßig da? Nun also kommt Odysseus. Wie wird er empfangen? Der theure langersehnte Held kehrt endlich heim und welcher Gruß empfängt ihn? (was ist ihm beinahe widerfahren?) Aber wie handelt er? Man könnte vermuthen, er werde ungehalten, unwillig sein; aber wie benimmt er sich auch in dieser Lage? Und jetzt Eumaeos: er ist kein Jüngling mehr, und wie kommt er? (v. 33.), er ist sonst nicht ungeschickt und doch v. 34., wie bestürzt! (wohlgemerkt, wofür hält er denn nur den Fremden?) Die treuen Hunde sind ihm gewiß sonst lieb, der Fremde völlig unbekannt, von geringem Aussehen, und doch wie handelt er? (Welcher Gegensatz gegen einen Andern, der zärtlich gegen Thiere, grausam gegen Menschen!) Dann die Anrede (wer spricht zuerst? an wem wäre das erste Wort gewesen? E. wartet also nicht); er wäre unschuldig, wenn ein Unglück geschehen, und doch wie denkt er? was würde ihn nach seiner Meinung treffen? Bei diesem Gedanken — welcher andre reiht sich ihm sofort an? Und

*) Diese Fr. ist natürlich nicht katechetisch, erwartet nämlich keine Antwort sondern kündigt nur den Gegenstand der folgenden Besprechung an.

trotzdem daß er diesen Gedanken niemals los werden kann, wie empfängt er den Fremden? Und wie nimmt er ihn dann in seiner Hütte auf? welchen Sitz bereitet er ihm? Und dann das erste Wort des Odysseus: derselbe, der sonst gern so lange spricht, wie hier? Was beweist die auffallende Kürze? (in welchen Augenblicken ist es so, daß wir nicht im Stande sind viele Worte hervorzubringen?) Nun wieder Eum.: wie verhalten sich seine ersten Worte (v. 56 ff.) zu der Rede des Odysseus? Was erklärt er damit nicht besonders in Anspruch zu nehmen? (Dabei: trotz aller Güte, welche Ansicht von dem Fremden verbirgt er diesem nicht? v. 56.) Und wohin führen ihn schon wieder seine Gedanken? Er bedauert, wie er offen bekennt, Odysseus' Nimmerwiederkehr allerdings auch um seinetwillen, aber was thut er dennoch, obwohl er keine Hoffnung hat? (v. 66.) u. s. f. Und dann wie bewirthet er den Fremden? bei aller Güte doch welche Rücksicht nehmend? (80—81.) u. s. f. Dann (wobei im Einzelnen noch Vieles zu bemerken) sein fortwährender, ja hartnäckiger Unglaube trotz aller Versprechungen des Odysseus — wodurch ist er veranlaßt? welche Naturen sind es aber, die durch eine Täuschung so erschüttert werden, daß sie an Allem irre nichts mehr zu glauben vermögen? bei welchen allein ist solche Wirkung eines Betrugs denkbar? u. s. w.

Es versteht sich, daß im mündlichen Unterricht Alles anders sich gestaltet, daß nicht so katechetisch Frage an Frage sich reihen wird; auch ist das obige zudem vielleicht nicht gut gewählte Beispiel nicht als Muster geschrieben. *) Geschick und Takt gehören ja ohnehin zu jedem Unterricht und sind namentlich bei solchen Bemerkungen nöthig. Daß sie aber fruchtbar sind, geeignet, die Liebe und den Eifer in der Lektüre zu fördern und besonders den Schüler zu eigner Aufmerksamkeit auf die Erzählungsweise des Dichters anzuregen, darf auf Grund erfreulicher Erfahrungen versichert werden.

2. Uebersetzungsproben.

Wie erstrebenswerth es ist, bei Uebersetzungen das Versmaß des Originals beizubehalten, kann an sich keinem Zweifel unterliegen,

*) Eine gewisse Zurückhaltung wird freilich auch zu üben sein. Wer aber diese als Regel fordert und jedes Heraustreten aus derselben verwirft, bedenke, daß dann sein Tadel die Produktion des Dichters selbst, ja eines jeden Dichters, trifft. Denn was soll unser Thun andres sein als Reproduktion?

auch kann der hohe Werth unserer Homerübersetzungen nicht in Frage gestellt werden. Dennoch, und obgleich der Hexameter durch die klassische Periode unsrer Literatur bei uns eingebürgert ist, wird man wenigstens den Versuch einer Uebertragung in einer uns näher liegenden Form machen dürfen. Es kann vielleicht als wünschenswerth bezeichnet werden, daß der Reim unsrer poetischen Literatur immer fremd geblieben wäre; doch wie es nun einmal ist, müssen wir wohl gestehen, seiner jetzt noch nicht entbehren zu können, gestehen wenigstens, daß sein Gebrauch uns noch nicht gleichgültig ist. Bei horazischen Oden nun ist es möglich den Reim anzuwenden und zugleich das Versmaß des Originals beizubehalten, ein Verfahren, das auch in neuerer Zeit ein Sachverständiger, R. Gottschall, empfohlen hat. Nicht wohl thunlich ist dies beim Hexameter, eine Aenderung des Maßes also kaum zu umgehen. Die Nibelungenstrophe aber, an welche zunächst zu denken wäre, scheint nicht geeignet, weil nicht umfassend genug, den Reichthum homerischer Verse aufzunehmen. Am ehesten möchte sich der trochaeische Tetrameter schicken. Es folge nun hier eine Probe von hundert und einigen Versen aus dem Anfang der Ilias, nicht um später fortgesetzt zu werden, sondern um Fragment zu bleiben, also nur um im günstigen Fall Andre zur Fortsetzung anzuregen. Daß beim sonstigen Mangel aller Variation bald der einsilbige, bald der zweisilbige Reim angewendet, d. h. der Vers bald katalektisch, bald akatalektisch behandelt ist, wird keine Mißbilligung finden. Ob sich diese Uebersetzungsweise nur für einzelne Stücke wird anwenden lassen oder für die ganzen Gedichte, läßt sich noch nicht entscheiden. Meister der Sprache mit dichterischer Begabung, wie Paul Heyse, Hermann Lingg, Heinrich Stadelmann u. A., hätten wir schon, die es ausführen könnten.

Voranstehen möge jedoch ein kleiner Versuch, den Herameter mit dem Reim zu verbinden, nur um das Bestreben zu beweisen, die Sache doch zuerst mit Beibehaltung des antiken Maßes zu probiren.

Od. I, 1—62.

Nenne mir, Muse, den Mann, so geschickt alle List zu ersinnen,
Welcher, nachdem er gewann des heiligen Ilion Zinnen,
Weithin gewandert umher, der Völker Treiben und Sitten
Sah und auf stürmischem Meer der Leiden so viele gelitten,
Da er fürs eigene Heil und für das der Gefährten gestritten;

Doch nicht errettet' er sie, wieviel er auch sorgt und erdichtet,
Eigener Frevel hat sie und Vorwitz zu Grunde gerichtet;
Weil sie in thörichtem Sinn die heiligen Rinder geschlachtet,
Darum auch schauten sie nimmer die Heimat, nach der sie getrachtet;
Von diesen Helden und Mähren Laß, Muse, nun weiter uns hören.
Alle die Mannen vom Streit, soviele das Leben gerettet
Aus dem Gefecht und der Fluth, sie saßen nun sicher gebettet
Alle daheim; ihn allein, der nach Weib und Heimat begehret,
Hielt noch zurück die Nymphe Kalypso in felsiger Grotte,
Weil sie sich lieber mit ihm vermählt als mit jeglichem Gotte.
Doch als endlich das Jahr herkam, in dem ihm beschieden
War von den Göttern, die Heimath Ithaka wieder zu schauen,
Auch da war er nicht frei von der Kämpfe Aengsten und Grauen,
Auch bei den Lieben daheim. Doch die Götter alle erfaßte
Tiefes Erbarmen bis auf Poseidon, der grollte und haßte
Fort und fort all Stunden, Bevor er die Heimath gefunden.
Doch Poseidon, er hatte sich jetzt in die Ferne gewendet,
Weithin zum aethiopischen Volk — wo das Erdreich endet,
Wohnen sie dort, die einen im West, die andern im Osten —,
Dorthin begab sich der Gott, um des Opfers Düfte zu kosten.
Aber die andern, dieweil sich jener erfreut an dem Mahle,
Kamen zusammen vor Zeus, die Götter, im himmlischen Saale.
Und zu ihnen begann zu reden der Lenker der Welten,
Da er im Geiste gedacht an Aegisth, den stattlichen Helden,
Dem Agamemnon's Sohn geschlagen die tödtliche Wunde,
Daran gedacht' er und es entfloß das Wort seinem Munde:
Schrecklich ist doch das Gebahren der Menschen! Vom Himmel gesendet
Sei das Unheil, so glauben sie gar, das auf Erden nicht endet,
Aber sie selber bereiten Sich frevelhaft Leiden auf Leiden
Wider des Schicksals Schluß; wie auch jetzt Aegisthos verwegen
Nahm Agamemnon's Weib und erschlug ihn selber, den Degen,
Kennend sein schreckliches Loos, dieweil wir ihn warnten und drohten,
Da wir den Hermes an ihn gesendet, den himmlischen Boten,
Nicht zu erschlagen den Mann und nicht um die Gattin zu werben,
Denn es erwart' ihn die Rache Orest's und von ihm das Verderben,
Wenn er gereifet zum Mann, sein väterlich Gut zu ererben.
So sprach Hermes ihm zu, doch nicht mit Worten erweichen
Ließ sich des Mannes Gemüth; nun mußt' er der Strafe sich beugen.

Ihm erwiederte drauf Athene mit leuchtenden Blicken:
Du unser Vater und Herr, vor dem alle Herrscher sich neigen,
Jener erlag doch, so denk ich, den wohlverdienten Geschicken,
Solches erfahre auch stets, wer an Frevel mit ihm zu vergleichen.
Aber mir blutet das Herz um Odysseus, der fern seinen Lieben
Nun so lange schon weilt, der Unsel'ge, von Leiden getrieben.
Und jetzt sitzt ein Gefangner er dort auf der Insel im Meere
Mitten im grünen Eilande, wo die Göttin, die hehre,
Wohnet, des Atlas Tochter, des tückischen, der in des Meeres
Gründen das Tiefste erschaut und von dem die Säulen getragen
Sind, die gewaltigen, die zwischen Erde und Himmel aufragen.
Dessen Tochter, sie hält den jammernden Helden zurücke
Und mit schmeichelndem Wort versucht sie sein Herz zu umstricken,
Ob sie des Heimathlands zu vergessen ihn endlich berücke.
Aber Odysseus wünscht eine Wolke des Rauchs zu erblicken
Nur seiner Heimath noch, um dann zu sterben. O sollen
Seine Leiden dein Herz nicht rühren, des Liebevollen?
War er denn säumig je, wenn es galt dir Opfer zu zollen
Dort in Troja's Gefild? was willst du ewig ihm grollen?

Il. I, 1—129.

Sing, o Göttin, des Achilleus, des Peliden, schweren Groll,
Draus dem Heere der Achaeer endlos Leid um Leid entquoll,
Vieler Helden Kraft und Stärke sinken mußte in den Staub,
Und den Hunden ward und Vögeln manches Tapfren Leib zum Raub.
Also mußt es ja geschehen nach des höchsten Gottes Rath,
Seit einmal sie sich begeben streitend auf der Zwietracht Pfad —
Er, der Männer hoher Führer, König auf Mykene's Thron,
Agamemnon der Atride, und der Thetis großer Sohn.
Welch ein Gott hat ihre Herzen angefacht zum wilden Groll?
Phoebus war's, des Zeus' und Leto's allgewaltger Sohn, Apoll,
Der mit seiner Seuche Schrecken Volk und Lager rings verheert,
Weil den Chryses, seinen Priester, Agamemnon nicht geehrt.
Zu den Schiffen der Achaeer, wo sein Kind gefangen weilt,
War der fromme Priester, reiche Lösung bringend, hergeeilt;
Tragend in der Hand den goldnen Stab des Priesters, angethan
Mit des Gottes heilger Binde, hob er also flehend an:
Euch, des Atreus edlen Söhnen, die das Volk als Führer ehrt,

Und den wackern Helden allen, wohlgerüstet und bewehrt,
Mög' der Götter Huld, der ewgen, euch verleihn, wie ihr begehrt,
Daß ihr Troja's Burg zerstöret, fröhlich nach der Heimath kehrt;
Doch mir, bitt ich, löst die Tochter, nehmet an den schuldgen Lohn,
Scheuend meinen Gott, des höchsten Herrschers bogenkund'gen Sohn.
Und die andern Griechen alle riefen: also soll's geschehen;
Ehren solle man den Priester und die Lösung nicht verschmähen.
Doch dem Herrscher Agamemnon nicht gefiel, was jener flehte,
Und er wies hinweg den Priester mit der harten bittren Rede:
Daß ich nimmermehr dich, Alter, — hub er zürnend an zu schelten —
Zögernd oder wiederkehrend treffe bei den Schiffsgezelten!
Denn wenn hier im Lager jemals ich dein Antlitz wiederfinde,
Nimmer wird dich dann beschützen deines Gottes Stab und Binde.
Nicht geb ich dir los die Tochter — eher unter Argos' Frauen
Soll sie fern im Heimathlande mir in meiner Burg ergrauen;
Dort will ich sie seh'n am Webstuhl schaffend und mein Lager theilend.
Drum hinweg, auf daß kein Leid dich treffe, mache fort dich eilend!
Sprachs. Der Alte war erschrocken und gehorcht dem harten Wort;
Wo am Strand die Wogen brausen, ging er lange schweigend fort.
Fern war hinter ihm das Lager, als des Alten Fleh'n erscholl
Zu der schöngelockten Göttin Sohn, zu seinem Herrn, Apoll.
„Höre mich, du Reichgeschmückter mit des Bogens Silberpracht,
Du, der über Chryse waltet, Killa, Tenedos bewacht,
Smintheus! haben schöne Tempel dich erfreut aus meiner Hand,
Hab ich Fett von Rind und Ziegen dir zum Wohlgeruch verbrannt, —
An dem stolzen Griechenheere jetzt erfülle mein Begehren,
Laß sie büßen schwer durch deine Pfeile meine Schmach und Zähren.
Also sprach der Alte flehend; sein Gebet erhört' Apoll,
Von Olympos' Gipfeln nieder schritt er schweren Zornes voll,
Mit dem Bogen um die Schulter und des Köchers Doppelschloß,
Und bei jedem Schritt erklirrte furchtbar dräuend das Geschoß.
Also wandelt' er voll Ingrimm, schreitend wie ein Bild der Nacht; —
Abseits von der Griechen Schiffen hat er endlich Halt gemacht,
Und entsandt' der Pfeile ersten, schrecklich war des Bogens Klang; —
Erst die Mäuler und die schnellen Hunde wählt er sich zum Fang;
Doch bald drang die spitze Waffe in das Volk des Griechenheeres, —
Fort und fort die Scheiterhaufen loderten am Strand des Meeres.
Schon neun Tage sinds, noch häuften die Geschoße Leich' auf Leich',
Als Achill zum Rath die Edlen rief und alles Volk zugleich;

Denn die Göttin mit den weißen Armen, Hera, trieb ihn an,
Trauernd um die tapfern Griechen, wie sie sanken Mann um Mann.
Als nun alles Volk versammelt, da — es war am zehnten Tag —
Da erhob sich der behende Held Achill zum Wort und sprach:
Bald, Atride, bleibt kein andrer Weg, dem Tode zu entgeh'n,
Als die Heimkehr, wenn uns Krieg und Pest das Volk darniedermähn.
Doch zuvor noch laßt uns fragen, ist kein Priester, kein Prophet,
Oder, weil nach Gottes Willen auch der Traumgott kommt und geht,
Auch kein Träumeseher, der uns zeigt, um welche Schuld Apoll —,
Ob er hegt um Hekatomben, um Gelübde solchen Groll?
Daß wir, fette Opfer bringend, süßen Wohlgeruch ihm weih'n,
Daß er wieder von uns wende gnädig dieser Seuche Pein.
Also sprach der Held und setzt' sich nieder. Aus dem Volk erhob
Kalchas sich der Thestoride, aller Seher Ruhm und Lob,
Der in nah' und ferne Zeiten, künft'ge und vergangne, schaut'
Mit dem hellen Blick des Geistes, den Apoll ihm anvertraut,
Der den Schiffen der Achaeer wies nach Troja Pfad und Bahn,
Er trat klugen Sinns vor ihnen auf und also hob er an:
Held Achill, du gottgeliebter, hast zu reden mich geheißen,
Meines Gottes Zorn, des mächtgen Bogenschützen, euch zu weisen.
Drum so will ich ihn euch künden, doch merk auf, du sollst mir schwören,
Willig so mit That als Worten Schirm und Schutz mir zu gewähren.
Denn wohl glaub ich eines großen Mannes Unmuth zu erfahren,
Hochgebietend den Argivern, dem gehorchen viele Schaaren.
Denn dem Herrscher Trotz zu bieten darf der niedre Mann nicht wagen;
Wenn der Fürst auch weiß für's erste seinen Groll in sich zu tragen,
Unmuth doch erfüllt das Herz ihm, bis ihm einmal auszubrechen
Kommt die Zeit. Doch du bedenk', ob du mich schützen willst und rächen.
Nicht ihm zu erwiedern zögert der behende Held Achill:
Kühnlich künd' uns deinen Götterspruch, er laute wie er will!
Bei Apoll, dem Zeusgeliebten, den anrufend du erfüllst
Deinen Dienst, wenn du der Götter Rath den Danaern enthüllst,
Keiner soll, so lang ich lebe hier und schau' der Sonne Licht,
Frech an dich die Hände legen, unter allem Volke nicht,
Wer es sei, auch nicht des Atreus' Sohn, wenn du an ihn gedacht,
Der jetzt im Achaeerheer sich berühmt der höchsten Macht.
Und der wackre Seher faßte Muth und sprach: Nicht zürnt und grollt
Uns der Gott um Opfer oder weil Gelobtes nicht gezollt,

Sondern um den Prieſter, welchen Agamemnon nicht geehrt,
Dem er nicht losgab die Tochter, nicht annahm der Löſung Werth, –
Darum hat er Leid auf Leiden uns geſandt und wird nicht ruh'n,
Und nicht früher wird er dieſe Schreckensgeißel von uns thun,
Eh' das Mägdlein mit den muntern Augen wir zurückerſtellt
Vor den Vater, den geliebten, ohne Kauf- und Löſegeld,
Und ein heilges Opfer bringen, um zu ſühnen unſre Schuld,
Hin nach Chryſe — dann nur, hoff ich, wird uns neu des Gottes Huld.
Kaum hat jener noch geendet, ſiehe! da erhob ſich ſchon
Er, der mächtige Gebieter, Agamemnon, Atreus' Sohn;
Zürnend ſtand er da, mit Eifer füllt ſich und mit Zorneswuth
Ihm die Bruſt und ſeine Augen ſprühen düſtre Feuergluth,
Kalchas fuhr er an zum erſten mit dem Blick, der Unheil bräut':
Unglücksſeher, niemals haſt du Glück und Heil mir prophezeit,
Uebles haſt du ſtets zu künden, und dein Herz freut ſich daran,
Doch zum Heile haſt du niemals mir geſprochen noch gethan.
Und jetzt thuſt du unter allem Volke kund den Götterſpruch,
Daß Apoll um meinetwillen auf uns ſendet Fluch um Fluch,
Weil ich für die Chryſestochter nicht annahm den reichen Sold,
Da ich ſie an meiner Seite heim nach Argos führen wollt'.
Denn nicht höher gilt die eigne Gattin mir in Lieb und Gunſt,
Der ſie nicht nachſteht an Schönheit, noch an Klugheit, noch an Kunſt.
Doch auch ſo will ich zurück ſie geben für des Volkes Heil,
Das ich lieber ſeh' gerettet als vertilgt vom Todespfeil.
Aber eine andre Ehrengabe ſchaffet mir herbei,
Daß ich nicht allein ohn' Ehrenpreis im ganzen Volke ſei.
Denn nicht würde ſolches ziemen, da ihr alle wißt und ſeht,
Welch ein herrliches Geſchenk mir jetzt um euch verloren geht.
Ihm erwiedernd ohne Zögern ließ Achill das Wort erſchallen:
Atreus' Sohn, erlauchter König, doch habgierigſter von allen!
Wie kann jetzt das tapfre Volk dir ſchaffen eine Ehrengabe?
Nichts ja findet ſich im Lager, das noch allgemeine Habe,
Und die aus den Städten wir erbeutet, ſind vertheilt, die Schätze,
Und nicht billig, daß ein jeder ſeinen Theil zurückerſetze.
Alſo bringe jetzt das Opfer; drei- und vierfach dir gewähren
Wollen wir Erſatz, wenn einſt wir Troja's hohe Burg zerſtören.

M2.80

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.

DUE JAN

Gh 63.365.10
Ueber homerische Poesie.
Widener Library
004084880
3 2044 085 127 389